

Bibl. cant. VS Kantonsbibl.



1010223730

TA 11289

Walliser-Sagen.





Walliser-Sagen.



Gesammelt und herausgegeben

von

Sagenfreunden.



Sitten.

Buchdruckerei Schmid.

1872.

TA 11389



52/379

Walliser - Sagen.

Erster Theil.

Gesammelt und erzählt

von

Pfarrer Moriz Tscheinen

in

Grächen.

Die Sage schwebt mit Liedern alter Zeit
Aus stiller Gruft empor,
Und webt um Thaten der Vergangenheit
Der Dichtung Nebelflor.

Und wenn sie leise flüsternd zu uns spricht
So ist's uns wie ein Traum;
Denn unsrer Zeiten Sprache ist es nicht
Und man versteht sie kaum.

Mit leisen Schritten wandelt sie umher
Im Nebel und im Wind,
Wie bei des Grimselgletschers starrem Meer
Hesperiens schönes Kind.

Die Röslein aber, die sie auf uns streut,
Sind wie des Himmels Pracht;
Man freut sich, wie der Sterne man sich freut
In einer schönen Nacht.

Dr. Fridrich Kessler.

Vorrede.

Die vorliegenden Sagen, Märchen und Geistergeschichten rühren alle aus mündlicher Ueberlieferung von alten Mütterchen oder von gebeugten Greisen her. Sie sind, mit Ausnahme weniger, sehr alt. Schon als Knabe — es liegt jetzt ein halbes Jahrhundert dazwischen — bestürmte ich eine steinalte Wittve, Johanna Michlig von Naters, die damals ihre 80 Jahre auf dem Rücken hatte. Diese merkwürdige Alte hatte eine ganz besondere Gabe, Sagen in Menge und mit der anziehendsten Naivetät zu erzählen. Es war für den wißbegierigen und schwärmerischen Knaben allemal ein wahres Fest, wenn das liebe Mütterchen in unsere Stube zum Abendstisch kam. Wir Kinder ließen ihr keine Ruhe mit Bitten und Schmeicheln, bis sie uns erhörte und aus dem unerschöpflichen Born ihres noch jugendlich frischen Gedächtnisses einige alte Geschichten hervorgab. Wir setzten uns dann im Kreise um sie herum und horchten mit andächtiger Aufmerksamkeit. Noch jetzt in meinem 60. Jahre, heimeln mich, während ich sie aufschrieb, jene Geistergeschichten wunderbar an, die mir die liebe alte Johanna — Gott tröste ihre Seele! — erzählte, wobei sie mit so lebendigen Farben die Bozen schilderte, daß es mir eiskalt über den Rücken lief und ich die Füße auf die Bank heraufzog, weil ich vermeinte, sie möchten mich anfassen daran; andere Male erzählte sie mit solcher Heiterkeit, daß ich nicht genug davon bekam. Ich habe später keine Person angetroffen, die einen solchen Sagenreichtum besaß und mit so viel Anmuth und Lebhaftigkeit zu erzählen verstand. Wie sehr bedauere ich, daß ich erst spät auf den Gedanken kam, den Inhalt zu notiren, denn jetzt ist unendlich viel verloren.

Was die vorliegende Aufzeichnung betrifft, so verfuhr ich damit so gewissenhaft als möglich. Ich gab mir Mühe, die Erzäh-

IV.

lungen einer Wicliſig Anna, einer Magdalena Gaffer, eines Hans Gaffer, eines Moriz Eggels, eine Pet. Salzgeber, H. Groſſkaſtlans Huof, Weibels Karlen und meiner Mutter, ſeligen Andenkens, nach ihrem Inhalt unverändert in einer verſtändlichen Sprache wieder zu geben. Von letzterem Beſtreben bin ich bei einigen Stücken auf Verlangen meiner Freunde in Zürich abgewichen, welche in unſer ſeltſames Wallis=Dütsch ſich verliebt haben.

Auch muß ich bekennen, daß ich mir erlaubte im „Gaſt-mal um Witternacht“ einige dunkle Stellen mit leichtem Pinſelſtrich zu erhöhen, jedoch ohne die Originalzeichnung zu verwiſchen.

Gewiß iſt die Anzahl der Sagen in unſerem Wallis groß; meine Sammlung iſt daher nur ein Sproſſen von dem großen Sagenbaume. Mögen Andere bei reichern Quellen ſchöpfen und mit einer umfaſſenderen Sammlung vor das Publikum treten. Noch blühet dieſe Wunderblume einzeln auf Bergen und Thälern, doch immer ſeltener — und bald wird dieſe reizende Volksblütthe ganz verwelkt und ausgeſtorben ſein.

Der Verfaſſer.

Das Sagenthal Aletsch und seine Gletscher.

Aon der Alpenwelt des Visperthales, vom Ganig aus, wohin mir der Aletschgletscher so bekannt und anheimelnd herüberschimmert, schicke ich dem Aletschthale als alter Bekannter meinen freundlichen Gruß zu.

Gewiß ist Aletsch, nächst Zermatt, eines der interessantesten Alpenthäler von unserm Wallis. So reizend es, nebst seiner angrenzenden Bellalpe, an Wundern der Natur ist, eben so einen großen Schatz besitzt es an lieblichen alten Sagen. Von dem Aletschbort und Hochgebirg aus bieten sich dem Blicke in der großartigen Rundschau die schönsten und erhabensten Bilder dar, so daß man es wohl ein Wunder der Alpenwelt nennen darf. Noch jetzt, in den 60er Jahren meines Lebens, erwacht das liebliche Bild in meiner Erinnerung eben so frisch und lebendig, wie damals, als ich mit meinen Jugendfreunden auf dem Aletschbort die reine und frische Berg- und Alpenluft einathmete und an den herrlichen Ausichten meine Augen nicht genug sättigen konnte. Noch jetzt, wenn ich mich an die damaligen Alpenausflüge erinnere, meine ich, es umdüstern mich die starken Alpenkräuter, ich pflücke wohlriechende Viole, mit Thauperlen geziert, und binde sie in Büschelchen zusammen. Noch glaube ich den mächtigen Aletschgletscher unter mir und die schimmernden Firnen im weißen Kleide an den Gebirgen herunterhängen zu sehen; mir ist, ich höre noch die Ströme unter Gletschern tosen und von den Tristen die Bächlein niederrauschen; ich höre noch das helle Pfeiffen des großen Lämmergeiers, der über den kahlen Wänden der schwindelnden Abgründe majestätisch kreiset; ich höre noch das Glockengeläute der weidenden Rinder, das Blöcken der auf grünen Tristen herumstreichenden Heerden, das Gejauchze und den Liederschall der Hirten und Sennerinnen nach der alten Weise:

O wie bin ich in Mletsch geru,
O wie ist mir in Mletsch wohl;
Thuot mer schid's Herz im Lib erfreuwu
Wenn ich gegu n 'Mletsch soll!

Ich betrachte noch diese tausendjährigen Pyramiden, diese stolzen, schönen Riesengebirge, auf denen die stinken Gamsen springen und die Jäger ihre verwegene Jagden unternehmen; von denen, wenn der Winter klastertiefen Schnee aufhäuft, mächtige Lawinen in die Tiefe donnern, von derer schrecklichen Fall Berg und Thal erzittern; um deren Häupter, wenn Föhn und Nord die schwarzen Wolken thürmen, Feuer-gluthen blitzen und die furchtbaren Donnerschläge einen grau-sigen Wiederhall in Berg und Thal erwecken. — Kein Wunder, daß die vornehmen Herren und Frauen die schwüle Stadtlust im Sommer verlassen, um selbe mit der reinen, frischen und süß duftenden Alpenluft zu vertauschen; um in großen Wundern der Natur die herrlichen Werke Gottes zu betrachten und in ihrem Anblicke sich zu erfreuen.

Aber es ist in Mletsch noch ein anderer Gegenstand, der auch unsere ganze Aufmerksamkeit verdient und ebenso großartig als wunderbar ist; das ist der Gletscher und seine wunderbare Natur. Noch erinnere ich mich, als ich mit einigen Jugendfreunden dem Mörjelsee, über den Mletsch-gletscher, einen Besuch abstattete, wie vielen Gefahren man bei einer Gletscherreise ohne sicheren Führer ausgesetzt ist. Bald mußten wir über schmale Eiszwände, wo auf beiden Seiten graufige Abgründe ihren blauen Rachen öffneten; bald wandelten wir zwischen zahlreichen Wasserrissen, in denen kleinere und größere Bächlein durchzogen; bald hatten wir herab-, bald querlaufende breite Spalten zu überspringen; oft standen wir am Rande einer dünnen Eiskruste, wo wir in schauerlicher Tiefe einen unterirdischen Tunnel erblickten, in dem ein blauer Fluß sich langsam fortbewegte und plötzlich in eine noch schrecklichere Tiefe dumpfdonnernd stürzte; oft sahen wir auf unserm Gletscherzug auf allen Seiten keinen Ausweg, so daß wir uns in einer völligen Sackgasse befanden und kaum uns zurückziehen vermochten; bald hörten wir Felsblöcke von den Rufen in die Spalten herunterrollen, welche erst lange hernach aus den tiefen Eiskellern einen hohlen Widerhall herausschickten; bald stürzte der Thurm eines Eispalastes mit einem Krachen zusammen, daß Berg und Wald davon widerhallten. Oft befanden wir uns auf gefährlichen

Decken und Brücken, unter welchen sich ein geräumiger Eistempel befand, dessen Boden ein blauer See bildete, und aus welchem ein bodenerschütterndes Getöse eines Wasserfalles heraufbrauste; — mit einem Worte, wer nicht sein Leben der Gefahr aussetzen und in ein Gletscherlabyrinth gerathen will, der nehme einen erfahrenen Führer mit sich. — Diese Gletscher sind aber auch keine Kleinigkeiten, es sind Eiszüsten, welche, wie Riesenschlangen, ihre meilenlangen Eiszügel um die größten nördlichen und südlichen Gebirge von Wallis schlingen; es sind Eisströme, die in unaufhaltbarer und doch unsichtbarer Bewegung nach unten rücken, die von Ferne gesehen, man für Flüsse haltet, die sich ergießen müssen, ungeachtet sie der ewige Winterfrost in ehernen Banden gefangen hält.

Mit seiner Größe verbindet er eben eine so wunderbare Natur. Der gemeine Mann, weil er selbe nicht enträthseln kann, schreibt sie dem geheimen Wirken der Geister, besonders der Armen-Seelen zu. Es mag wohl sein, daß die verschiedenen Sagen der Armen-Seelen in Gletschern, in den Spinnstuben nach und nach zu einem mehr oder weniger langen Faden und in veränderter Form ausgesponnen wurden, nichts desto weniger ist es auffallend, daß noch heut zu Tage das Volk an dem Glauben festhält, die Gletscher seien Reinigungsorte für die Verstorbenen. Und was Wunder, wenn der schlichte Bergmann das geheimnißvolle Wirken der Firnen in der Nähe beobachtet: er sieht, daß für diese anscheinend solide Gletschermasse Ruhe dennoch nicht ihr Charakter ist, daß an ihm alles Leben und Bewegung zeigt. Er kann die Wirksamkeit einer großen vorwärts oder rückwärts treibenden Kraft in selbstem nicht leugnen. Er bemerkt, daß eine unsichtbare Gewalt, durch leises Stoßen, Drücken, Sinken, Heben, Deffnen und Schließen, sich immerwährend darin offenbaret. Fallen nun diese Eisströme in tiefere Thäler, da bilden sie die herrlichsten zu Eis erstarrten Wasserfälle; ein seltsames Chaos von Bergen, Schluchten, Abgründen, Spalten, Ranten, Wänden, Rissen und prächtigen Thürmen. Wenn nun die Sonne mit ihren Strahlen durch die Spitzen und Spalten dieser Eispaläste scheint, so ist einer solchen Farbenpracht nichts zu vergleichen. Sie bilden wahre Zauberprismen; hier durch das schönste Farbenspiel des Regenbogens, dort des reinsten Silberglanzes und durch das Glitzern, glaubt man, crySTALLENE Feenschlösser vor sich zu haben.

Hierzu kommen noch die innern Wunder seiner Natur.

Der Gletscher ist eine so keusche Jungfrau, daß er nichts Unreines in seinem Busen duldet, sondern alles Fremdartige ausscheidet, auswirft und abschüttelt. Mit unwiderstehlicher Gewalt bricht er sich Bahn und schiebt Alles auf die Seite, was sich seinem Riesenlaufe entgegenstellt. Ist es nun zu verwundern, daß schon das poetische Alterthum, als die Geister noch eine so große Rolle spielten, in diese Feenschlösser und unterirdische Crystallsäle, Eisköniginnen, mit ihren Gletscherjungfrauen, einziehen ließ, damit sie über das ungeheure Gletscherreich herrschen sollen? Ist es zu verwundern, daß das alte, einfache, fromme Christenvolk unsers Wallis, diese ihm wunderbaren Eismeere für einen passenden Aufenthaltsort der Seelen hielt, welche noch der Reinigung bedürfen! Wie schön und zart sind die Sagenblüthen, die uns der Riesengletscher des Aletschthales bietet. Der Freund dieser Wunderblume meint oft in dem Tosen des Gletscherstromes, in dem Säuseln der Tannen vom düstern Ebenen-Wald, in dem Lüftchen, das durch die Haare des Alpenwanderers und über die Blumen fauset, eine leise Stimme zu vernehmen: „Sieh, hier im Aletschgletscher war es, wo ehemals so viele Seelen leiden sollten, daß man keinen Fuß auf selben haben setzen können, ohne auf ihre Häupter zu treten! Sieh, dort war es, wo man arme Seelen in Gestalt zweier schönen, nackten Frauen erblickte, von denen die einte auf dem Gletscher saß, ihr an der Sonne wie Gold schimmerndes Haar kämmte und dabei bitterlich weinte, weil sie noch 9 Mal bis an den Hals einfrieren sollte, bis sie erlöst würde; die andere man bis an den Hals eingefroren sah und dennoch sie so wunderschön singen hörte, daß man davon bezaubert wurde, weil sie nach dieser Entfrierung der Erlösung entgegen sah. Von daher machte die schöne und lebenslustige Emma, mit ihren Gefährten, die Ausflüge an den Quatembertagen zum Todtentanz. Aus diesem Gletscher kamen die armen Seelen zur frommen Schmidja, um sich zu wärmen; daher kam der Lachergeist; daher die Wasser-Nixe vom Massachin. Da waren einst viele Gottwerggini; daher kam der starke Hirtenbube, der den Zwingherrn Urnavas besiegte. Dort sollen mehrere Gemeinden gewesen sein, von denen 15 bemäntelte Vorsteher und 25 Vorbräute, alle im weißen Landtuch gekleidet, am Frohnleichnamsfest nach Meters gekommen; dort soll man Neben und Weizen gepflanzt haben. Aus diesem Gletscher kam der schreckliche Kollibock und brach der Mörjelsensee durch, von welchem oft Wallis überschwemmt wurde. Auch aus


dem Ebenen-Wald hörte man oft so seltsame schauerliche Stimmen von Geistern. Ja in diesem Thale war es, dem laut erzählendem Volksmunde ehemals eine der reichsten Sagenfülle entströmte, die schon frühe ihren süßen Reiz auf mich ausübte und noch später ihren Zauber mich fühlen ließ.“

Noch scheinen mir diese Tristen, Haine und Gletscher mit aller Art Sagen durchflungen und das Tosen der Wassa von den alten Geistergeschichten zu erzählen, die hier ihre Heimath zu haben scheinen und von hieraus ihre nächtliche Wanderungen machen mußten. Dies sind gewiß nur wenige Sagenblumen von den vielen, die von alten Leuten hier sind gefunden und mir mitgetheilt worden. — —

— Doch was sehe ich! — auf dem Aletschbort erhebt sich ein stattliches Hôtel und es wimmelt dort von Gästen; der herrliche, dunkle Ebenen-Wald ist verschwunden; vornehme Herren und Frauen fahren zu Pferde über den Gletscher, den früher nur Jäger und Hirten zu betreten wagten; Reisende von allen Nationen besteigen die höchsten Aletschhörner, die sonst nur von Gamsen bewohnt waren; sie durchschwärmen alle Thäler und Gletscher, wo ehemals nie eine lebende Seele hingekommen. Eine andere Welt — andere Zeiten — andere Ansichten! Die moderne Aufklärung entzieht jetzt immer mehr und mehr dem Volke seine Wunderblume, jätet seine Poesie aus mit Stampf und Stiel und reicht ihm dafür den Sodoms-Äpfel sogenannter politischer Reise und der Verhöhnung, so drückt sich Herr Bechstein hierüber aus.

Lebe wohl, du liebliche Idyllenzeit; der Zauber deiner Sagenwelt wurde im Laufe der Jahrhunderte abgestreift. Dennoch bleibt, wie Hr. Bechstein sehr schön sagt, die deutsche Sage fort und fort ein frisch quellender Goldborn für Poesie und Kunst. Sie verdient und lohnt es, daß sie immer mehr gepflegt werde — diese Sagenblume; daß sie immer mehr Freunde finde wegen ihrem geistigen Genuße und Bilderreichtum. Ja sie bleibt, sagt der gleiche Gelehrte, trotz allem Hohnlächeln der Neuzeit, trotz allem Verflachen, Abschleifen und Aufklärungssuchtetei, eine frischlebendige, unverwüsthliche und sittliche Volkskraft, mit einem Worte, eine Wunderblume des Volkes.

Das Gastmahl um Mitternacht.

er alte originelle „Felliser Josi“ von Brig, ein ächtes Temperkind, war bekannt als Geisterseher. Wenn auch nur halbes wahr sein sollte, was er gesehen und seinen Vertrauten erzählt, so gränzt dies an das Wunderbare. Den großen Durchzug anno 15. soll er lange vorher gesehen; ob nun die Gliserschlacht, die ihm ein Geist soll gezeigt haben, auch einstens noch sich erfüllen wird, mag die Zukunft lehren. Unter Anderm erzählte mir ein Greis von Naters, ein redlicher alter Walliser, Moriz Eggel, daß im derselbe in ganz vertrauter Mittheilung eine seltsame Geistererscheinung geoffenbaret habe. Er wollte ihm weder den Namen des Hauses, noch den der Ortschaft nennen und wenn ich auf den Namen der Familie deutete, so bat er mich, ich solle meine Vermuthungen nicht aussprechen und ihn über so etwas nicht ausforschen, aber denken könne ich darüber was ich wolle. Ich möchte das Ganze für eine Erfindung erklären, wenn es nicht ein so alter Mann erzählte, der mir noch andere ähnliche Sonderbarkeiten vom Felliser Josi mittheilte. Obwohl die wunderbaren Märchen und Sagen vielleicht kein empfängliches Publikum bei uns finden, so wollte ich doch diese seltsame Erscheinung aufzeichnen — sie heißt: „Das Gastmahl um Mitternacht.“

Es war am Vorabende der hl. Dreikönige, fing der Erzähler an, als es vor meinen Fenstern rief, es mochte etwa gegen 12 Uhr der Nacht sein: „Felliser Josi, Felliser Josi!“ — Ich sprang an's Fenster und rief hinunter: Wer da? — Gut Frind — war die Antwort. Komm geschwind — fürchte dich nicht — dir soll nichts geschehen — die Sache hat Eile — so rief eine sanfte Stimme, die mir alle Furcht benahm. Es war aber so finster und regnerisch, daß ich Niemanden sehen konnte. Ich versprach eilendes zu kommen. Wie ich zur Hausthüre hinaustrat, da saß eine Person, wie mir schien, eine Frau dicht in Mantel gehüllt zu Pferde: „Und was ist euer Begehren?“ fragte ich — „Mich zu begleiten“ — war die Antwort — „Und Wohin?“ — fragte ich wieder — „Zum Gastmahl um Mitternacht.“ — Aber wir haben Eile, fürchte dich nicht — und folge mir“ — sprach sie. — Eine so vornehme Frau, dachte ich, wird mir doch nichts zu leid thun,

ich folgte ihr daher nach ohne Furcht. Es war finster und neblicht, daß ich die Reiterin nur wie im Schatten sah; das Pferd trat so leise auf, daß ich es kaum hörte — und mir unheimlich und geisterartig vorkam, daß ich kein Wort zu sprechen wagte — dennoch folgte ich ihr ohne Furcht nach. Der Weg kam mir unbekannt vor; wir langten endlich vor einem großen Hause an, in dessen Hofe es von Pferden, Kutschen, Wagen und Bedienten wimmelte. Meine Reiterin wurde vom Pferde genommen, ein Bedienter ging voran und sie winkte mir, ihr zu folgen. In den untern Räumen und Gängen des großen Hauses war es dunkel und stille; höher hinauf aber waren Gänge und Treppen taghell beleuchtet, uns wallte ein lieblicher Ambraduft aus dem Speisesaal entgegen. Ein Geräusch vieler Stimmen und das Klingen der Gläser und Gerassel der silbernen Tischmöbel tönte aus der halbgeöffneten Thüre des Salons. — Auch diese flog auf — und umstrahlt vom Sonnenglanz der schwebenden krystallinen Leuchter saß an reichbesetzter Tafel die glänzendste Gesellschaft. Fast unbemerkt von den Gästen schloß sich meine Begleiterin zu unterst an die Gesellschaft und ich setzte mich auf ihren Wink neben sie. Ich war stumm vor Erstaunen über das was ich da Prächtiges sah und hörte, obwohl ich ihre Sprache nicht verstand. Ich vermag es nicht zu beschreiben, so gern ich wollte, sagte mir der Felsler Josi; denke dir einen geräumigen hohen Saal, ringsum mit ehrwürdigen Ahnenbildern und prächtigen in Goldrahmen gefaßten Tablaur und Spiegeln ausgeschmückt; die brennenden Farben der Teppiche und Tapeten, die künstlichen Blumen in zierlichen Vasen, das goldene und silberne Tischgeräth; endlich die Gesellschaft selbst im vollen Kostüme, schwarz und weiß gemischt — Alles ließ mich auf den hohen Stand und guten Ton des Gastgebers schließen. Zu oberst an der Tafel schien mir der Uranherr zu sein. Sein dunkles aber freundliches Auge lief unter den langen, schwarzen Wimpern rastlos im Kreise der Gäste umher, gleichsam um die Gesichter der Anwesenden zu mustern — mit einem Wort, er war die Seele des Ganzen. Eine lange Reihe edler ritterlicher Gestalten, aus deren theils heitere, theils finstere Stirnen, rabenschwarze Augen brannten. Unter ihren langen Bärten hingen schwere Goldketten auf die Brust herab. Auch geistliche Würdigkeiten waren darunter. Gleich lieblich gefärbten Blumen, tauchten inzwischen die mit Gold und Diamanten geschmückten Gestalten schöner Frauen und lieblicher Töchter hervor. Die vornehmen Herren

schwankten mächtige Potale und tranken mit den hübschen Frauen Gruß und Bruderschaft. Auf leichten Schwingen schwirrte das Gespräch um die Tafel. Die feinen Weine machten die Scherze der Männer muthwilliger und ihre Blicke kühner auf die reizenden Nachbarinnen. Gewürzt von dem lispelnden Gespräch und schalkhaften Lächeln der Frauen, schien der Nebensaft ihnen noch einmal so gut zu munden, und sie noch mehr zu begeistern. Endlich rauschte die Rede in fessellosen Strömen dahin. Toaste folgten auf Toaste — da öffneten sich auf einmal die Flügelporten des Festsaales — und herein trugen die Diener eine große Kiste. Diese wurde geöffnet und eine großes Paquet von Pergamentrollen entwickelt. Ein in der Nähe des Urnherrn stehender Perrücken-Herr, ohne Zweifel der Sekretär, fing auf ein gegebenes Zeichen, das allgemeines Stillschweigen gebot, an laut und lange aus diesen Rollen vorzulesen. Weil mir dies langweilig vorkam, da ich nichts davon verstand, so nahm ich mir ein Herz, meine schöne Begleiterin leise zu fragen, was man da vorlese. Eben so leise erwiderte sie: das sei die Familienchronik, welche alle 50 Jahre, der ganzen edlen Familie, hier um Mitternacht, müsse vorgelesen werden, bis einer aus den Nachkommen den Muth habe, ein Andenken der Dankbarkeit seinen Ahnen zu errichten, nämlich die thatenreiche Geschichte dieser edlen Familie zu verfassen und in Druck herauszugeben.

Aber in Gottes Namen, fragte ich wieder, ist denn unter so vielen Gelehrten dieses Hauses gar Niemand, der es wagte, eine gewiß höchst interessante Familienchronik zu schreiben und publiziren. Sie schüttelte verdrießlich den Kopf und sagte: „Bisher noch nicht.“ — Da rauschte ein gewaltiger Sturm draußen durch die Wipfel der Bäume; große Regentropfen flirrten an den Fenstern. „Was ist das?“ fragte ich. Sie erwiderte erbleichend und mit ihr schien die ganze Gesellschaft stiller und blasser zu werden: „Unsere Post kommt, wir müssen bald verreisen.“ — Aber sagte ich der schönen und bleichen Nachbarin: „Das ist doch undankbar, so gleichgültig gegen die verdienstvollen Ahnen und Voreltern zu sein.“ — Indem ich dies sagte, und sie mich mit bedeutungsvollem Blicke anschaute, daß ich schweigen solle — — erschreckte mich abermals ein fürchterlicher Windstoß — die ganze Gesellschaft wurde jetzt geisterbleich. — Da schlug ein gewaltiger Stoß des draußen rauschenden Sturms ein Fenster auf und löschte alle Lichter aus. Alle Kostbarkeiten auf dem Tische und rings

im herrlichen Speisesaal, wurden von unsichtbarer Hand im Augenblick entfernt. Es entstand ein Getöse, daß mir Sehen und Hören verging. Unzählige Tritte bewegten sich im Saal und Hause, Abscheidsküsse klatschen, Seidenkleider rauschten, Schwerter und Sporen klirren, Pferde wieherten, Wagen und Kutschen rasselten und donnerten davon.


Ich hörte 3 Uhr schlagen — was später mit mir geschah, weiß ich nicht — nur das weiß ich, daß ich am Morgen angekleidet und mit Regen durchnässten Kleidern auf meinem Bette erwachte — und das überzeugt mich, daß ich nicht träumte, sondern persönlich gegenwärtig war beim — Gastmahl um Mitternacht.

3.

Der Fuchs in Geimu.

In Geimu, eine Stunde ob Naters, auf der Seite des Hochgebirgs, soll es ehemals auch unheimlich gewesen sein. Dort soll ein gespenstiger Fuchs herumgespuckt haben. Ein unerschrockener Jäger soll gesagt haben, wenn ich gesegnetes Pulver in meine Büchse lade, so will ich probiren, ob ich diesen Fuchs nicht auch auf der Beize z'schlafen legen kann. In einer Winternacht ging er also expreß in einen Stall dorthin, wo es herumspucken sollte, auf die Fuchs-Passi. Gegen 12 Uhr der Nacht kam wirklich ein großer Fuchs auf die Beize. Der Jäger schlug an und gab Feuer. Da warf es ihm das Gewehr aus den Händen bis zu hinterst an die Wand des Stalles. Erschrocken, doch muthig, wollte er zu dem Glog (Stallfenster) hinausschauen, ob er getroffen — da stieß er sein Gesicht an ein gletscherkaltes Menschenangesicht — als wenn dasselbe auch hineinschauen wollte. — Ungeachtet des Schreckens, den ihm dies Zusammenturnen verursachte, eilte er nach Haus. Die Folge davon war eine lange Krankheit und daß er niemals mehr auf die Jagd ging.

Der Goldbrunnen.

n den Kalten-Wässern ob der Simplonstrasse, wo jetzt ein Gletscherreich ist, soll vor vielen Jahren aus einem Felsen eine Goldader geflossen sein. Ein Weib, das für eine Wahrsagerin galt, soll ihn, den Goldbrunnen, in einem Bergspiegel, der die verborgenen Schätze aufdeckte, deutlich gesehen haben. Einige arme Männer machten sich in aller Stille auf, um diese Goldquelle zu entdecken. Sie nahmen eine Wünschelruthe mit sich, welche ihnen den Ort anzeigen sollte. Lange irrten sie auf dem Gletscher herum, indem ihnen die Ruthe bald hier bald dorthin zeigte. Endlich kamen sie an einen Ort, wo die Ruthe sich rund umdrehte. Hier muß es sein, sagten sie zu einander, wo der Goldbrunnen sich befindet. Sogleich fingen sie an einem Felsen, mit ihren Sprengbohr-Instrumenten, zu arbeiten an. Da hörten sie auf einmal ein so schreckliches Getöse, als wenn ganze Felsen auf sie gewälzt würden. Die Arbeiter ergriff eine solche Furcht, daß sie ihre Instrumente, sammt der Wünschelruthe im Stiche ließen und eiligst die Flucht ergriffen. Später fragten sie wieder die Wahrsagerin, wo denn doch dieser Schatz wäre, ob man ihn nicht entdecken könnte. Sie wollten das Weib nur versuchen und ihr verschweigen, daß sie ohne Erfolg schon dort gewesen wären.

„Wie, sagte sie, indem sie wieder in den Bergspiegel schaute, ihr seid ja schon da gewesen; ich sehe ja eure Instrumente, die ihr gebraucht habet; ihr seid gerade über dem Schatz gewesen. Die Goldquelle tröpfelt in einen Hafen und der Hafen ist bald voll. Aber zwischen euren Instrumenten und dem Schatz sitzt ein graues Männlein, welches den Hafen verwachet.“ Oft gingen noch später diese Männer dahin, um die Wünschelruthe und Instrumente aufzusuchen, aber nie konnten sie dieselbe mehr entdecken; denn Alles war durch den Gletscher verändert worden.

Das entführte Kind.

Von einer gewissen Familie in Brig ging eines Abends ein Kind verloren. Man suchte es während drei Tagen und Nächten unermüdet fort. Endlich am dritten Tage, sagte eine Hirtin, die sie hoch im Glierhorn antrafen, sie habe vor drei Tagen einen jungen Buben in größter Eile ob ihr über Steinröschinen, Tschuggen und Gesträuche laufen sehen, habe aber darauf weiter nicht acht gegeben. Man rief beständig den Namen des Kindes und suchte in dieser Gegend überall nach — endlich kam aus einer Höhle ein Knabe zum Vorschein. Wie groß war ihr Erstaunen und ihre Freude, es war das verlorene Kind, das aber schon wie halb verwildert schien. Auf die Frage, wie es sich so verlaufen konnte, gab es zur Antwort: „Ein großer wilder Mann habe es Abends, als es über den unheimlichen Graben gehen wollte, bei der Hand ergriffen und schnell bis dahin geführt, daß es ihm kaum habe nachfolgen können. Aber weiter als bis an diesen Ort habe er es nicht fortbringen mögen, weil er nicht mehr die Gewalt gehabt habe.“

Das Wirthshaus.


Im Fuße des Simpelberges, in einer wilden Alpe, wo ehemals die alte Saumstraße durch das Ganterthal vorüberzog, stand vor vielen, vielen Jahren ein Wirthshaus, zur „Tabernen“ genannt. Es wollte vielleicht auch zu schnell reich werden; darum hat dasselbe ein ähnliches Schicksal, wie heut zu Tage so manches Gasthaus, getroffen. Lange soll sein Hauswesen geblüht haben, bis es endlich durch Ueberlohn und Weinverfälschung bei den Reisenden den Kredit verlor und in Verfall gerieth. Nach dem Tode der letzten Wirthin dieses Gasthauses soll man an den Tempertagen, aus den Gräben der Kalten-Wasser, welche

durch dieses wilde Thal tosen, bei nächtlicher Stille wehmüthig rufen gehört haben:

Ich heiße Johannili si
Bi zer Tasernu Wirthi g'si,
Gä Wasser usgä fir Wi
Wuoch jez in=ne chaltu Wässru si.

7.

Das geizige Weib.

 in vermöglicher Bauer hatte den frommen Gebrauch, wenn er Brod backte, jedes Mal eine gute Portion den Armen zu geben. Dies wurde oft der Zankapfel zwischen ihm und seinem geizigen Weibe. Da starb das Weib, welches wandern mußte, und die Bewohner ihres Hauses durch Herumpoltern oft hart beunruhigte. Der Mann der Verstorbenen bat einen Kapuziner, er möchte den Poltergeist beschwören, damit sie Ruhe bekämen. Als der Pater seine Beschwörungen gemacht hatte, antwortete der Geist: Ich bin die verstorbene Frau dieses Hauses und muß wegen den verweigerten Almosen, das ich lieber den Schweinen als den Armen gegeben, herumwandernd abbüßen. Nur wenn ihr einen großen Acker Waizen säen, und so viel dieser Waizen gibt, Hostien backen und so viele Messen lesen ließt, als ihr Hostien davon erhieltet, so könnte mir geholfen und ich erlöst werden. Weil sie das nicht konnten, lärmte sie noch viel fürchterlicher bei Nacht im Hause herum als früher, so daß man gezwungen wurde, sie durch geistliche Gewalt in eine Nebenkammer zu verbannen. Ein tüchtiger und wunderwiziger Knecht vom Hause bohrte durch die Wand dieser Bozentammer ein Loch, um zu sehen, was der Geist mache. Als er hineinguckte sah er eine schwarze Kage, welche mit feurigen Augen nach ihm sah und da war es ihm, als wenn Jemand ihm in's Gesicht hauchte, worauf er ein Aug verlor, erkrankte und bald darauf starb.

Die armen Seelen im Aletschgletscher.

Vor alten Zeiten ging einmal ein frommer Vater, der Professor war, mit seinen jungen Schülern in das Aletschthal spazieren, um dessen großen Gletscher zu sehen. Er betrat mit ihnen denselben; aber kaum daß sie ihn erstiegen hatten, so machte der Vater Halt und wollte auch den Studenten weiter vorwärts zu gehen nicht erlauben. Als er um die Ursache gefragt wurde, soll er ihnen geantwortet haben: „Wenn ihr wüßtet was ich weiß und sehen könntet was ich sehe, so würdet ihr gewiß keinen Schritt mehr vorwärts thun.“ Die Schüler noch neugieriger, fragten ihn wieder, was er denn sehe? Und er legte einen Finger auf den Mund, als wollte er ihnen Stillschweigen gebieten und sagte mit halb lauter Stimme: Weil der Aletschgletscher voll armer Seelen ist. Da aber einige Schüler darüber ungläubig den Kopf schüttelten, sagte er Einem derselben: Komm hinter meinen Rücken, stelle deinen rechten Fuß auf meinen linken und schaue über meine Achsel auf den Gletscher hinüber! Da erblickte er voll Entsetzen aus den blauen Gletscherspalten so viele Köpfe armer Seelen empor-tauchen, daß man keinen Fuß hätte dazwischen setzen können. Es ist doch wahr, was meine Eltern mir ehemals sagten, rief er aus; wenn ich sie fragte, woher die kleinen Kinder kommen, gaben sie mir zur Antwort: „Der Waldbruder holt sie aus dem Aletschgletscher.“

9.

Die edle Mailänderin.

Auf der Aare, Törbjeralpe nahe der Grimsel, begegnete ein Hirt, der ein verlorenes Kind aufsuchte, in der wildesten Gegend, wo nur Gletscher und kahle Felsen zu sehen, bei finstern Regenwetter, zu seinem großen Erstaunen, einer vornehmen Dame, welche gegen den Gletscher wanderte. Er verdoppelte seine Schritte, um derselben seine Dienste anzubieten, falls sie sich verirrt hätte. Bei seiner Annäherung bemerkte er, daß sie schön, jung und vornehm

war, aber was ihm am meisten auffiel, daß sie keine Kopfbedeckung hatte und barfuß einherging. Aus ihren prächtigen Haaren, welche in reichen Locken auf ihre Schultern herabfielen, tröpfelte der Regen, an ihrem Lilienhalse hing eine Goldkette, ihre schlanke Lenden umgab ein kostbarer Gürtel und ihre Arme waren gleichfalls mit goldenen Brassen geschmückt. An den Fingern ihrer kleinen schneeweißen Hände glänzten Ringe mit Diamanten besetzt. Ihre bloßen Füße, welche von der Kälte und Nässe geröthet waren, schienen so zart zu sein, daß jedes Steinchen selbe hätte verwunden müssen. Mit einer Hand hielt sie züchtig die seidene Schürze empor, um sich den Gang zu erleichtern durch die rauhe Gegend, in der andern führte sie einen langen Reifestock. Sie trat mit ihren delikaten Füßen auf die harten, kalten und nassen Steine so behutsam, daß man sah, jeder Tritt mache ihr Mühe und verursache ihr Schmerzen. Ihr holdseeliges Angesicht trug die Spuren von vielem Weinen, in ihren großen und sanften Augen schimmerten noch frische Thränen und ihre feinen Lippen öffneten sich zu leisen Seufzern und Gebeten. Voll Verwunderung über diese seltsame Erscheinung und von tiefem Mitleiden gerührt, fragte er: „Aber um Gotteswillen, meine schöne gute Frau, wo wollet ihr hin bei so harter Witterung und in einer so wilden Gegend? Ihr müßt euch ganz verirrt haben? Ach das Gott erbarm! ihr geht ja barfuß, ohne Hut und Regenschirm, gewiß seid ihr verunglückt? Oder wo sind denn eure Bedienten? Habet ihr keinen Führer mitgenommen? Ihr seid doch nicht zu Fuß bis hier gekommen? Ohne Zweifel seid ihr nicht ferne von hier vom Pferde gestiegen und habet allein euch zu weit von eurer Begleitschaft entfernt und verirrt?“ — „Nein, mein guter Junge, erwiderte die Dame mit einer lieblichen Stimme: Ich habe mich nicht verirrt; ich komme wirklich hierher ohne Begleitschaft, ohne Pferd, ohne Diener, ohne Hut, Schuhe und Regenschirm. So eben komme ich von einer großen Stadt und glänzendem Palaste. Mein Leib liegt noch warm in Mailand auf dem Todtenbette, um welchen meine lieben Eltern, als um ihre einzige Tochter, bitterlich weinen und ihn mit ihren Thränen benetzen. Ich bin von Gott verurtheilt worden, daß ich in diesem Gletscher abbüßen muß, weil ich bei Lebzeiten fast auf keine Erde getreten, weil ich immer in der Kutsche fuhr, niemals in eine Trause kam, nie ohne stattliche Begleitung mich vom Hause entfernte, nie einem kalten Lüftchen mich aussetzte, keine anständige Freude

mir versagen durfte, mich vor aller Anstrengung und Mühe fürchtete, darum bin ich zur Strafe meiner Verzärtlichung verurtheilt, in dieser rauhen Wildniß barfuß, in Regen, Kälte, und Ungewitter zu wandeln und in diesem Gletscher abzubüßen — dies ist mein Fegfeuer — denn außer dieser Verzärtlichung habe ich keine Sünde begangen.“ — Bei diesen letzten Worten, kam plötzlich ein dichter finsterner Nebel und kalter Regenschauer daher, welche ihm die liebliche Gestalt aus den Augen nahmen. Als nach wenigen Augenblicken, der Regenschauer, mit dem dichten Nebel vorüber war und die Gegend wieder etwas sich aufheiterte — da war keine Spur von der schönen Frau mehr zu erblicken. Augenblicklich, aber leider zu spät, fiel ihm ein, Gott habe nicht umsonst es zugelassen, daß sie ihm in so schöner Gestalt erscheinen durfte. Gewiß habe ihr zur völligen Erlösung nur wenig gefehlt; ach, statt der unnützen Fragen, hätte er ihr seine Hülfe anbieten sollen, womit er sie erlösen könnte. So laut er vermochte, rief er jetzt in die Gegeud, wo sie verschwunden: „Schöne Frau, o saget mir doch, womit kann ich euch erlösen?“ Aber statt einer Antwort kam jedesmal ihm nur ein schwacher Wiederhall von seinen letzten Worten zurück; melancholisch rauschte der Bach; dumpf donnerte der Gletscher, bleiche Nebelgestalten stiegen aus den Gletscherspalten auf und nieder — aber von ihr sah und hörte er nichts mehr. — Und so oft ihn später eine wunderbare Sehnsucht bei Nebel und Regen in diese wilde Gegend hinführte und er sich auf die nämliche Stelle setzte, wo die zarten Füße der herrlichen Frau gestanden, sein Angesicht nach der Gegend wandte, wo sie verschwunden und die ehemalige liebliche Erscheinung sich recht lebhaft zurückträumte und oft mit lauter Stimme rief: „Schöne Frau, kann ich noch etwas thun, um euch zu erlösen!“ — so kam immer der gleiche schwache Wiederhall von den Felsen zurück, wie ehemals. Oft kamen auch jetzt dichte finstere Nebel mit kaltem Regenschauer an ihm vorüber wie damals; der Thalbach rauschte eben so melancholisch und der Gletscher ließ auch jetzt ein dumpfes Donnern hören wie damals; die ganze Gegend war auch jetzt eben so wüst und aus den Gletscherspalten tauchten auch bleiche und seltsame Nebelgestalten auf und nieder wie damals — aber die holde und schöne Frau sah und hörte er zu seinem größten Leidwesen niemals wieder.

Die Engelmesse.

Vor vielen, vielen Jahren war Aletsch noch kein Gletschermeer, sondern nur eine wilde Alpe, in welcher sich bis in den Winter einzelne Hirten aufhielten. Weil nun das Aletschthal beinahe vier Stunden von der Pfarrkirche lag, so mochten diese Nachhirten, wie man sie nannte, eben nicht die fleißigsten Besucher des Gottesdienstes sein und von Einem derselben ist folgende Sage zu uns gekommen: Einer dieser Nachhirten kam beinahe ganze Jahre niemals aus dieser Wildniß hervor; ja er trieb das Einsiedlerleben so weit, daß er weder am Sonntag, noch an gebotenen Feiertagen in die Pfarrkirche nach Naters zum Gottesdienste herunterkam. Er wurde deswegen beim Pfarrer angeklagt und mußte auf Befehl desselben vor ihm erscheinen. Als er sich zur Verantwortung stellte und gefragt wurde, ob er nicht wisse, was das zweite Kirchengebot verordne und warum er weder Messe anhöre noch die hl. Kommunion empfangen, gab er zur Antwort, weil er das nicht für nöthig halte; denn er gehe alle Tage zu einem gewissen Felsen, dort verrichte ein Engel das hl. Messopfer, dem diene er Messe und erhalte von ihm die hl. Kommunion. Natürlich konnte der Pfarrer das nicht glauben und zweifelte nicht, daß er vor ihm nur den Heuchler spiele. (*) Er ließ ihn also während der Messe und Predigt, wie er sich während der Zeit betrage, strenge überwachen. Nun sagte der Pfarrer nach dem Amt, wie hat sich unser Aletschmann während dem Gottesdienste aufgeführt? Ohne Tadel, antwortete der Aufseher, nur sahen wir, daß er einmal weinte und einmal lachte. Hierüber zur Antwort gestellt, sagte er: ich weinte, weil ich sah, daß unter der Predigt zwei Weibsbilder so viel schwägten, daß der Teufel, der Alles hinter ihnen aufschrieb, schon eine ganze Kuhhaut überschrieben hatte. Ueber diese vielen Sün-

(*) Andere erzählen, der Pfarrer sei selbst nach Aletsch gegangen und habe den Hirten gefunden, als er eben in der Messe war. Dieser habe ihn angewiesen, den rechten Fuß über seinen linken zu setzen und ihm über die Achsel zu schauen, worauf der Pfarrer den Engel am Altare auch gesehen habe. Der Felsen, an dem der Engel soll Messe gelesen haben, heißt noch jetzt die „Messfluo.“ — Der Pfarrer habe dann den sonderbaren Mann eingeladen, auch einmal nach Naters zum Gottesdienste zu kommen, wo er ihn überwachen ließ. —

den weinte ich. Da ich aber sah, als der Teufel die Ruhhaut mit den Zähnen auseinander ziehen wollte, um sie zu verlängern und mehr Platz zu gewinnen darauf zu schreiben, daß die Haut vor lauter Ziehen auf einmal zerriß und der Teufel den Kopf heftig rückwärts an die Mauer geschlagen hatte, da konnte ich mich freilich des Lachens nicht enthalten. — Voll Erstaunen, daß dieser Hirt so etwas sah, was nur ein Heiliger beobachten konnte, entließ ihn der Pfarrer mit aller Hochachtung in seine hl. Einsamkeit zurück — und niemals wurde er ferner verklagt oder mehr zur Verantwortung aufgefordert.

11.

Die Todtenprozession — Gratzug.

Eine allgemeine Sage erhielt sich, besonders in den Bergen und Thälern, bis zu unsern Zeiten im Munde des Walliser Volkes, von der Todtenprozession, auch Gratzug und Symphonie öfters genannt. Aus dem reichhaltigen Stoffe dieser Erzählungen möge dieses Wenige genügen.

An manchen Orten sah man um 12 Uhr der Nacht eine Prozession in weißen Kleidern um die Kirche ziehen. Der Seher erkannte manche Personen in diesem Zuge, die noch am Leben waren; in der Ordnung, wie sie darin erschienen, starben selbe in wenigen Jahren. — Man nennt diese auch Doppelgänger und glaubt, wenn sie eine solche Person zur Kirche wandeln sehen, so werde sie bald sterben; gehe sie aber von der Kirche, so werde sie noch lange leben.

An andern Orten, wenn bei Tag oder Nacht sich ein Erdbeben ereignet, so heißt es, diese Nacht sind die Todten, ist die Todtenprozession vorübergezogen.

Diese Todtenprozession heißt an gewissen Bergen Gratzug oder Symphonie. Wenn ein solcher Geisterzug vorübergeht, so hört man bald ein dumpfes Wurmeln, wie bei einem zahlreichen Bittgang, wo der Rosenkranz gebetet wird. — Bald soll man den langsamen Todtenmarsch, oder deutlich den Marsch trommeln und pfeifen hören; bald wieder allerlei Musik, weinende und lachende Stimmen; bald wieder nur ein seltsames Getöse und Rauschen mit einem bald kalten,

bald warmen Windhauche, — als wenn ein starker Windstoß durch das Laub der Bäume saufte. — Wo nun ein solcher Gratzug seinen gewöhnlichen Gang hat, solle man sich immer ob den Weg stellen oder legen, weil dort die Todten nicht schaden dürfen; wer aber im Weg des Gratzugs bleibe oder unter den Weg sich flüchte oder lege, über den hätten die Todten Gewalt.


In einigen Gegenden, wenn Hirten oder Bergleute an gewissen Schluchten oder Gräben vorübergingen oder ausruhten oder schliefen, und nachher einen plötzlichen Schmerzen an Füßen, Beinen, Armen, Händen, Augen oder Ohren fühlten, oder vom Fieberfroft geschüttelt wurden, und dann später bedenkliche Krankheiten daraus erfolgten, so heißt es, er ist in „d'Winda cho“ — verwindet worden — was bei Vielen so viel heißt, er ist in den Gratzug — unter den Todtenzug oder das böse Volk (wilde Heer) gekommen. — Solche Uebel seien sehr schwer zu heilen.

So allgemein der Volksglaube ehemals und theils noch wirklich an diese Todtenprozession oder Symphonie ist, so weiß man überall zu erzählen, was man von derselben gehört; aber sehr wenig, was man von ihr gesehen hatte. Nur von Wenigen vernimmt man, daß man einen stundenlangen Zug weiß Gefleideter — oder auch wie einen finstern Schatzenzug an Bergen und in Schluchten, bei mondhellen Nächten, auf und nieder habe steigen sehen. Zum Schluß noch folgende interessante Volkssage aus der Bergschaft Emd. Dem sich dieß ereignete, ist nicht vor langer Zeit gestorben und Viele leben noch, die es aus seinem Munde, wie hier folgt, haben erzählen hören. An einer Temperzeit hörte dieser Mann in der Nacht, ungefähr um 11 Uhr, dreimal seinen Namen rufen, mit dem Befehl, er solle schnell aufstehen und hinauf gehen in den Schleif, um das Holz, welches er da gefällt habe, aus dem Wege zu räumen; denn die Todtenprozession müsse diese Nacht dort ihren Durchzug halten. Deutlich habe er in dem Rufen die Stimme seines unlängst verstorbenen guten Freundes erkannt. Beim dritten Rufen öffnete er das Fenster und antwortete entgegenrufend, er habe es verstanden und werde sogleich hinaufgehen. Wie er eben die Arbeit zum Theil schon vollbracht hatte, hörte er wieder die gleiche Stimme: „Gile, Gile und stelle dich schnell ob den Weg.“ Er strengte alle Kräfte an, damit schnell aufzuräumen. Da hörte er von der Kirche herauf 12 Uhr schlagen und bei dem letzten Glockenschlag — ein starkes, hohles

Brummeln, wie von zahlreichen Betenden einer Prozession. Wie er aufsaß, erblickte er einen ungeheuer langen schwarzen Zug daher kommen. Als die letzten Holzstücke entfernt waren blieb ihm kaum Zeit ob den Weg zu springen, so nahe war der Bortrapp. Was glaubet ihr, fragte der Erzähler, wie lange mag es gedauert haben, bis die Todten vorüber waren? — Drei lange Glockenstunden dauerte der Zug bis er an mir vorüber war, als die letzten vorüberzogen, da fing es unten an zu Betenläuten — es war 3 Uhr Morgens. — Aehnliche Sagen von Gratzügen oder Todtenprozessionen gibt es noch viele im Wallis.

12.

Die Wunder der heiligen Nacht.

 m Wallis soll man auch ehemals für eine Wahrheit gehalten haben, daß in der Christnacht, während dem und so lange es 12 Uhr schlage, alles Vieh die Menschensprache reden könne und wer recht in diesem Augenblicke aufpasse, der könne deutlich vernehmen, was sie, die Thiere, mit einander für ein Gespräch führen. — Mehr solle auch in dieser Witternachtstunde, so lange die Glocke beim 12 Uhr-Schlagen ertöne, aus jedem Brunnen statt des Wassers der beste Wein fließen. Es sei aber sehr gefährlich solchen Wein zu kosten, weil bei einem solchen Wagestück der Böse über den Trinkenden Gewalt habe; darum unterstehe sich selten Einer, seinem Vorwitz Genüge zu thun.

Man fürchtete es könnte dem Wagehals ergehen, wie einem Gewissen in Deutschland. Ein Mann nämlich, so erzählt die Sage, welcher in der heiligen Nacht die Probe machen wollte, ob dieser Volksglaube eine Wahrheit oder Unwahrheit sei, ging um die Witternachtstunde in der hl. Christnacht wirklich mit einem Kameraden zu einem Brunnen. Der Andere, welcher ihn begleitete um ihm die Furcht zu verschrecken, rief dem, welcher die Probe machen wollte, zu: „5 Minuten vor 12 Uhr, wie schmeckt das Wasser?“ „Nur wie Wasser“, gab er ihm zur Antwort. — Nach kurzer Pause sagte er wieder: „Nur Wasser und abermals nur Wasser!“ — Da schlug es 12 Uhr — die heilige Witternachtstunde — plötzlich rief er — „Jetzt kommt Wein, guter Wein!“ Aber zugleich

rief eine schwarze Gestalt hinter ihm: „Und du bist mein!“ Der Mann am Brunnen verschwand mit der schwarzen Gestalt, ohne daß sein Freund je eine Spur von ihm entdecken konnte. — Ebenso, heißt es, werden um 12 Uhr der hl. Christnacht alle verborgenen Schätze in alten Ruinen, Wäldern und Wüsteneien, welche dort von Wucherern und flüchtigen Leuten bei Kriegszeiten sind verborgen worden, offenbar werden, in deren Besitz aber nur außerordentliche Glückskinder gelangen können.

So erzählt man auch, daß ob Zenschwidern in einem Tschuggen sich in der hl. Nacht ein Schatz offenbare. Man habe nämlich bei hellem Mondschein in dieser Nacht einen halb nackten Menschen ein Kistchen auf einen gewissen Platz tragen gesehen, bei welchem er bis nach 12 Uhr der hl. Nacht gewacht habe. Zwei arme Jäger wünschten diesen Schatz zu gewinnen und den Geist, der dabei wachen mußte, zu erlösen, wenn's möglich wäre. Sie machten sich also etwas vor Mitternacht am hl. Abend dahin auf. Bei dem hellen Mondschein erblickten sie in der Ferne schon, auf dem bestimmten Platze das Kistchen und eine halb nackte Person dabei sitzen. Da schlug es auf dem Kirchthurm in St. Niklaus zum ersten Mal 12 Uhr. Sie hatten sich an der Zeit betrogen, eilten was sie konnten und waren schon nahe, da schlug es zum zweiten Male Mitternacht — und Kistchen und Wächter waren schon verschwunden; nur sahen sie noch im frischen Schnee die Fußstapfen von bloßen Füßen, die in den Klüften sich verloren hatten.

13.

Die Gräfin zu den Tischen.


och oben in der Natisser-Alpe, Luzgen genannt, auf der Grenze des Mletschthales, findet man einen stark zerklüfteten Felsen, der zum theil in große Blatten zerpalten ist. Einige von diesen liegen ziemlich eben und horizontal auf, weshalb man diesen Ort „Zen-Tischen“ genannt hat. Dort soll, laut einer alten Sage, ein großer Schatz verborgen gewesen sein. Oft solle man, vor untergehender Sonne, auf diesen Blatten aufgehäuftes Silbergeräthe schimmern und eine vornehme Frau dabei sitzen

gesehen haben; doch Niemand wagte es dieser Erscheinung nahe zu treten. Einst aber ereignete es sich, daß ein armer Hirte bei Sonnenuntergang nahe an diesem Orte vorüberging, da sah er die grauen Blatten Ben-Tischen mit schneeweißen Tüchern bedeckt, auf welchen es von aufgehäuften Silbergeräthschaften hell schimmerte. Zur Seite erblickte er eine vornehme junge Frauenzsperson in alter Tracht, welche regungslos, wie ein Leichenstein, neben diesen Kostbarkeiten saß. Ihr Haupt war auf einen Arm gestützt und ihr Angesicht verhüllte sie mit einem weißen Tüchlein, so sie in der Hand hielt. Sie winkte ihm mit der andern Hand näher zu kommen. Obwohl ihn ein unwillkürliches Grauen überfiel, so folgte er doch langsam ihrem Wink. Er war ihr schon so nahe, daß er an ihren Fingern, Hals und Brust zahlreiche Edelsteine, in blauem, bald rothen, bald gelbem Lichte, wie Thautropfen auf Blumen an der Morgen-sonne blitzen und schimmern sah. Aber wie schöner ihm die Gräfin in ihrer reichen alten Tracht vorkam, wie glänzender die Kostbarkeiten ihm entgegen leuchteten, desto mehr fürchtete ihm; und als er schon so nahe war, daß er die Frage an sie stellen wollte: „Gnädige Gräfin, was ist euer Begehren“, da fing sein Herz vor Bangigkeit so heftig zu schlagen an, daß ihm die Worte auf den Lippen erstarben; er wandte sich um und nahm eiligst die Flucht. — Eben ging die Sonne unter -- da donnerte und frachte es hinter ihm als wenn ein Berg einstürzte. — So sehr trieb ihn die Furcht, daß er nicht einmal wagte zurückzuschauen. Aber dieser kindischen Furcht folgte auch bald die Reue nach. „Thörichter Narr“, schlug er sich unmutig an die Stirne, „du hast vor deinem eigenen Glücke die Flucht ergriffen“. So machte er sich die bittersten Vorwürfe und brachte eine schlaflose Nacht zu. Morgens will ich, so sprach er über seine kindische Furcht verdrüßlich, meinen Fehler gut machen. Wirklich machte er sich auf, mahlte sich auf seinem Gang dorthin in seiner Phantasie die gehabte Erscheinung im rosigsten Lichte und wie er demüthig der edlen Frau abbitten wolle, wegen seiner Flucht und Undankbarkeit, wenn sie ihm wieder zuwinke; kurz er glaubte schon die Gräfin werde ihn zum Erben ihrer Reichthümer einsetzen. Unter diesem Selbstgespräche neigte sich, wie gestern, die Sonne zum Untergang und er stand schon nahe am Ort, wo er gestern eine so herrliche Erscheinung gehabt hatte. Heute aber war es anders; er sah nur die zerklüfteten grauen Felsen. Umsonst blieb er einige Zeit, wie im Traume versunken unbeweglich stehen, als wartete er, daß die Gräfin

mit ihren Reichthümern ihm erscheinen sollte. — Alles um ihn war mäuschenstill. — Immer nur die zerspaltenen grauen Blatten und keine Erscheinung mehr. — Da schwärmte in den warmen Strahlen der untergehenden Sonne plötzlich ein herrlicher Schmetterling um die Felsentrümmer herum und auf ihn zu. Er wollte ihn fangen; schon glaubte er ihn erhascht zu haben. — Da entschlüpfte er ihm aus der Hand, flog gegen die Felsenspalten zu und verschwand zwischen denselben — eben als die Sonne unter sank. Es wehte ihn ein warmer Luftzug an und es war ihm, als wenn ihm Jemand in die Ohren flüsterte: „Du hieltest das Glück schon in der Hand, warum hast ihm den Rücken zugewandt?“ Wie oft versuchte er später noch seinen Fehler gut zu machen, sich mit der Büßenden auszuföhnen und ihr kniefällig Abbitte zu thun. Aber der ehemalige Günstling war zu sehr in Ungnade bei der edlen Frau gefallen; — weder Gräfin, noch ihre Schätze konnte er jemals wieder sehen.

14.

Der Teufelstritt.

n der von Reisenden oft besuchten Bellalpe ob Naters, welche gewiß sowohl wegen ihrer lustigen und hübschen Lage als wegen ihren herrlichen Ausichten die schönste in ganz Wallis ist, fließt mitten durch das reizende Alpenthal ein sanft tosender Bach. Er entspringt von den zahlreichen Bächlein, welche von dem Gletscher im Hintergrunde der Alpe wie Silberfäden herunterfließen, und nimmt seinen Lauf durch die Mitte der prächtigen, fast stundelangen und wie ein Tisch ebenen Rühmatte. Nicht fern vom Stafel, der an die dreißig Hütten nebst einer schönen Kapelle zählt, am Steg genannt, ist über diesen Bach eine kleine Holzbrücke gebaut, über welche das Vieh auf die Alpenweiden getrieben wird. Nahe an diesem Steg trifft man einen etwas flachen Stein an, in welchem die seltsame Gestalt eines Fußes eingedrückt ist; man nennt ihn den Teufelstritt. Die Sage erzählt, der Teufel habe hierdurch einst eine Alpenreise gemacht. Vom Riesigen-Horn soll er einen Schritt bis zu diesem Steg auf diesen Stein, von dort auf das Hochgebirg und endlich auf's Glierhorn den dritten Schritt gethan haben. Weil aber der

Schritt über den ganzen Brigerzehen ein sehr breiter war, so sei durch das starke Auftreten auf die Spitze des Gliserhorns dieselbe zersprengt worden. Wirklich soll dort oben ein großer Spalt im Felsen sein, der sich immer mehr erweitere und laut einer Sage werde Brig einst von den Trümmern eines mächtigen Felsens aus dem Gliserhorn verschüttet werden. Auf diesem zerklüfteten Felsen steht jetzt ein Kreuz, vielleicht um dem Teufel die Lust zu benehmen zum zweiten Mal so unhöflich darauf zu treten. Von seiner fernern Reise und warum er in so großen Sprüngen da durchpassirt sei, schweigt die Sage. Jedenfalls waren es ächte Riesenschritte, würdig eines Adramelechs, wie ihn Klopstock in seiner Messiade nennt. Entweder wollte er die Größe seiner schrecklichen Engelsnatur zeigen, oder er wollte als Tourist die Schönheiten dieser Gegenden selbst bewundern, und ich zweifle, daß „Rüffel“ in Zermatt einen so großen und mächtigen Reisenden aufzuweisen hat; oder er fürchtete, es möchte ihm hier ergehen wie ehemals auf dem St. Bernhardsberg, wo ihn der hl. Bernhard gefangen nahm; oder er besorgte, es könnte ein hl. Theodul, Landespatron, ihm wieder Befehl geben, eine große Glocke von Rom nach Wallis zu tragen; oder ihm graute vor dem in Brig erbauten Jesuitenkloster, wo die Söhne des hl. Ignatius immer ein wachsamcs Auge auf seine Teufelsprünge gerichtet hielten, denn er weiß nur zu gut, daß im Namen Jesu auch alle Knie unter der Erde sich beugen müssen. Doch genug, die Sage schweigt über das „Warum“ seiner Reise und ich will meine Vermuthungen auch nicht fortsetzen; aber vielleicht gäben diese Teufelsagen Stoff für geschichtliche Alterthumsforscher. Auch in Hrn. Ludwig Bechstein's reichster Sammlung von Deutschlands Sagen finden wir ähnliche in großer Menge umständlich aufgezeichnet. Es sei mir aus dem langen Verzeichniß seiner schaurigen Sagen nur Weniges erlaubt anzuführen. Unter andern heißt es darin: Teufelsbrücke, Teufelsweg, Teufelsturm, Teufelsgitter, Teufelshufeisen, Teufelsloch, Teufelsmauern, Teufelskranz, Teufelsbad, Teufelskreis, Teufelsgraben, Teufelssäule, die Hölle auf Rudolfstein, Teufelsburg, Teufelsmühle, Teufelsdamm u. s. w. Findet man nicht ähnliche fast an allen Orten in unserm Wallis? und woher mag diese Aehnlichkeit von Deutschlands schauerlichen Sagen mit den unsrigen herühren? Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächsten, daß unsere Urahnen ein den Deutschen ähnliches Heidenthum waren, welche in ihrem heidnischen Kultus dem Teufel einen

großen Wirkungskreis zuschrieben und eine große Rolle den Fürst der Finsterniß in dem stockfinstern Heidenthum spielen ließen. So demüthigend solche Ueberbleibsel des ehemaligen Heidenthums für uns Christen sind, so erfreuend ist das Bewußtsein, daß das Licht des wahren Glaubens die Finsternisse des Heidenthums und der Abgötterei aus unserm Vaterlande und ganz Deutschland siegreich verdrängt hat und auf den Ruinen der Gözentempel überall die herrlichsten Kirchen zur Verherrlichung des wahren Gottes und seiner Heiligen erbaut wurden.

15.

Der Schwinger.

Vor alten Zeiten, als noch wenige aber wohlhabende und starke Leute auf Grächen wohnten, kam einst ein Fremder auf diesen Berg, der sich für einen großen Schwinger ausgab. Er forderte auch die Grächer heraus, ob Jemand unter ihnen sei, der mit ihm einen Schwung-Kampf wagen dürfte. Man erwiederte ihm, zum Hochstadel seien die zwei Brüder Karlen, die könnten es vielleicht mit ihm wagen. Der Schwinger verfügte sich also gleich zu deren Haus in Begleitung vieles Volkes, welches diesen Zweikampf mit ansehen wollte. Die Brüder waren den Augenblick abwesend; daher wurde die Mutter gefragt, welcher von ihren zwei Söhnen der stärkere sei. Die Mutter gab zur Antwort, das wisse sie nicht recht; nur wisse sie daß der Eine zwei Finger im Kessel gesottenen Anken tiefer hinab saufen möge als der Andere. Bald kamen die zwei Söhne aus dem Walde und jeder brachte auf der Achsel ein Zimmerholz. Der Schwinger forderte sie nun heraus und der, welcher zwei Finger tiefer im Kessel gesottenen Anken zu saufen vermochte, nahm die Herausforderung an. Als sie auf einander losgingen, faßte der Grächer den Schwinger um die Mitte und preßte ihn mit solcher Kraft an seinen Leib, daß derselben flach gedrückt todt zur Erde fiel. — Wer sucht der findet. — Die stärkste Ringkuh findet ihren Meister.(*)

(*) Die Monatschrift, Nr. 3, 1862, erzählt eine ähnliche Geschichte aus Sitten von einem Außerberger, der eine junge Wirtin als Schlinge um

Die Erscheinung nach dem Code.

Etwa eine Viertelstunde unter Gliz, zu den breiten Wegen genannt, stand ehemals eine Kapelle und hinter derselben gegen Abend, etwas mehr als Steinwurfweite auf einem Hügel, das Hochgericht oder der Galgen. Dort hatte vor vielen Jahren ein Kaplan von Gliz zwei arme Uebelthäter, welche sollten hingerichtet werden, zum Tode vorbereitet und zum Hochgericht begleitet. Beiden nahm er das Versprechen ab, sie sollten ihm, wenn er Morgens in der Breitenweg-Kapelle zu ihrem Troste die hl. Messe lese, ein klares Zeichen geben, ob es ihnen gut in der Ewigkeit ergangen sei. Beide versprachen es, wenn es je möglich sei. Als er am Tage nach ihrer Hinrichtung in dieser Kapelle für die Seele desjenigen der zuerst hingerichtet worden die Messe zu lesen im Begriffe war, — siehe, da stellte eine unsichtbare Hand das Kreuzifix neben den Kelch auf den Altar herunter, — eben als er das Staffelsgebet verrichten wollte. „Gott sei Dank“, dachte er bei sich selbst, „du bist gewiß gut gestorben!“ Als er für den zweiten, Tags darauf, dort die Andacht verrichten wollte und eben am Portale der Kapelle anlangte — da saß auf dem untern Gesimse einer Säule — eine große fürchterliche Kröte, die sich gegen ihn wandte. Und wie näher er ihr kam, desto mehr blähte sie sich auf, desto größer wurde sie. „Ach armer, unglückseliger Mensch“, rief der Priester aus! „Ist dies das Zeichen, so du mir geben kannst?“ Die Kröte glogte ihn wehmüthig an und wurde immer größer. — „Ach, armer Mensch“, rief der Geistliche händeringend der schrecklichen Gestalt zu, „kann ich dir gar nicht helfen? Ich beschwöre dich im Namen Gottes, sage mir doch, kann ich dir gar nicht mehr helfen?“ — Da sprang die Kröte mit einem fürchterlichen Saze (Sprung) in die nahe gelegene, schmutzige Pfütze, so daß das Wasser plätschernd über ihr zusammenschlug und verschwand aus seinen Augen.

den Leib wand und selbe auf einmal gegen den fremden Schwinger so los-schnellen ließ, daß dieser über die Mitte des Leibes entzwei gehauen wurde. Der Vater dieses Außerberger's soll einem jüngern Sohne, der die Kraft nicht hatte, wie dessen Brüder, Bäume sammt der Wurzel auszureißen, mit der Hand die Hirnschale eingedrückt haben.

Strafe des verborgenen Tanzes.

Dom alten H. Weibel P. Jos. Karlen in Törbel folgende Sage: Im Visperzeihen wurde einst ein geheimer Tanz in einem alten unbewohnten Hause gehalten. In der Stubenthüre war, zur Bequemlichkeit der ehemaligen Bewohner dieses Hauses, eine runde Glasscheibe eingemacht. Eine Mutter hatte auch ein Kind bei diesem Tanze; sie nahm ein kleines unschuldiges Kind auf ihren Arm und ging zu diesem Haus, um ihr tanzendes Kind zu holen. Als sie an der Tanzstube ankam, sah sie heimlich durch die runde Glasscheibe hinein. Da sah sie mitten im Kreise der lustigen Leute ein grünes Männlein mit einem langen Schweife. Sobald die Spieler ihren Tanz geendet, stund der in ihrer Mitte springende Teufel auch still. Sobald die Spieler einen neuen Tanz anstimmten, hüpfte der Geist auch auf, und als der Tanz anfang tanzte das grüne Männlein auch, aber ganz allein. Die Mutter mit dem unschuldigen Kinde trat mit großem Schrecken in die Stube und sagte öffentlich was sie gesehen. Da sprang Alles auf und fort vor Schrecken. Jede Person wollte die erste sein. Auf einmal erhob dieser Geist ein Geschrei: „Laufet nur — Eines aus euch bleibt doch mein und muß mit mir in die Hölle, um den Tanzlohn zu empfangen.“ Was geschah — da ist eine tanzende Person verloren gegangen und nicht mehr gefunden worden; aber ein schreckliches Geschrei hatte man in der Luft gehört.

Schoch, d'Altschmidja spinnt noch!

Im Mletschthale, nahe bei dem Gletscher, soll einst ein vor Alter schwarzes Holzhäuschen gestanden haben, das eine fromme alte Wittwe bewohnte. Sie betete viel für die armen Seelen im Mletschgletscher. Wenn sie in den langen Winternächten bei einem Nachtlämpchen am Roken saß und emsig spann, so betete sie fast beständig für

die Verstorbenen; ließ die Hauspforte ungeschlossen, damit die armen Seelen in ihre alte eingeheizte Stube hineinkommen und sich erwärmen könnten. Doch zu diesem Eintritt bedurften sie ihrer Erlaubniß, welche sie ihnen erst ertheilte wenn sie zu Bette ging. Da öffnete sie ein Fenster und rief leise hinaus: „Jetzt — aber mir unschädlich!“ ließ noch ein Stümpchen Licht brennen und ging zu Bette. Bald öffnete sich leise die Haus- dann die Stubenthür, wie von einem kühlen Windzuge. Unzählige, kaum hörbare Tritte trippelten und trappelten herein, als wenn viel Volk sich in die Stube und um den warmen Ofen drängte. Gegen Betenläuten hörte sie das gleiche Geräusch wieder zur Thür hinaus.

Einst ereignete es sich, daß diese Wittve länger aufblieb als gewöhnlich und eifrig spann; dabei war es draußen sehr kalt. Auf einmal rief es deutlich vor dem Fenster: „Schoch, (das will sagen, es macht kalt oder uns friert's), d'Altšmidja, (so hieß das Weib), spinnt noch.“ „Ich weiß wohl“, erwiderte sie, „ich will nur dies Lößchen Werg abspinnen.“ Aber es dauerte nicht lange, da rief es noch stärker: „Schoch, d'Altšmidja spinnt noch!“ — Da wurde sie ungeduldig: „Wenn ihr's nicht erleiden könnt bis ich fertig bin, so kommt herein.“ Sie vergaß aber beizusetzen: „ohne mich zu belästigen.“ — Da ging die Haus- und Stubenthüre wie von einem starken Windstoß auf, und die Tritte der unsichtbaren Abendsitzer wurden so zahlreich und das Herumrauschen dauerte so lange, als wollte es kein Ende nehmen. Aber auch ihr wurde so angstvoll, daß sie vor Hitze zu ersticken vermeinte, und konnte sich nicht vom Rocken entfernen, — so gedrängt voll war die Stube von armen Seelen. Sie sah es als eine Strafe an, weil sie die Verstorbenen so lange in der Kälte warten ließ. Künftig wurde sie barmherziger und vorsichtiger. — Als die mitleidige alte Schmidja eben in den letzten Zügen war — und die Krankenwärter zu einander sagten: „Was werden die armen Seelen jetzt rufen, wenn ihre Freundin todt ist?“ Da ertönte es in der nächtlichen Stille vor den Fenstern laut: „Schoch, d'Altšmidja lebt noch!“ Die Sterbende machte noch Zeichen, daß sie sich freue über diese Stimme und gab dann ihren Geist auf. Im gleichen Augenblicke sahen die Wächter vor den Fenstern eine starke Helle, und wie sie hinausschauten, sahen sie eine große Prozession brennender Lichter, die von ihrem Haus bis zum Gletscher sich fortbewegten, und wie sie auf selbem angekommen, eines nach dem andern erloschen. „Das sind die armen Seelen“, sagten die Wächter zu einander,

„mit den Nachtlichtern, die sie für selbe brennen ließ; sie begleiten ihre Freundin! — Ja! d'Altſchmidja lebt noch!“

19.

Der Geiger nach dem Tod.

Ein Bauer, der sehr dem Trinken ergeben und Geiger war, forderte vom Wirth, der sein Gevatermann war, noch eine Maaß Wein. Es soll sich dies in Wiß zugetragen haben. „Bring mir noch eine Maaß Wein!“ sagte der Bauer. „Du hast ja schon genug“, gab ihm der Wirth zur Antwort. „Um Gottes Willen, bring mir noch eine Maaß Wein, ich will dir nach meinem Tod dafür spielen.“ — „Gut, erwiderte ihm sein Gevatermann, wenn du mir nach deinem Tode Eines dafür aufspielen willst, so will ich dir noch eine Maaß holen; aber daß du dein Wort haltest.“ — „Ja, wenn es Gott zuläßt, so werde ich mein Wort halten.“ Eines Abends spät in der Nacht, als der Wirth allein im Zimmer war, hörte er draußen im Haus einen recht lustigen Tanz spielen auf einer Geige. Als er einen Augenblick voll Verwunderung zugehört, ging er hinaus um zu sehen wer es sei. Aber weder er, noch seine Leute konnten den Spielmann finden. Am andern Tag kam die Nachricht, sein Gevatermann, der Geiger sei in der letzten Nacht und zwar um die gleiche Stunde, da wo er in seinem Zimmer den lustigen Tanz hatte spielen hören — gestorben.

20.

Der Schatz im Schloß Agaren.

Vor vielen Jahren standen bei anbrechender Nacht zwei junge Leute, von denen einer ein Temperkind war, nahe an diesem Schlosse und sprachen mit einander, daß hier auch ein Schatz verborgen sein solle, den eine Kammermagd bewachen müsse, deren Erlösung an die Hebung des Schazes gebunden sei. Sie wollten nicht furchtsam davon laufen wenn ihnen das Fräulein erscheinen würde,

wie es schon so Manche gethan hatten. Während sie sich unterhielten, wurden sie mit Sand und kleinen Mauersteinchen beworfen. Sie glaubten anfangs, der Wind habe selbe heruntergeweht. Als aber dieser Sandregen fortbauerte und es immer größere und größere Steinchen auf sie hagelte, so vermutheten sie, etwa ein muthwilliger Bube halte sich da oben versteckt und wolle sie necken. „Wir wollen doch sehen, wer da oben sei und uns nicht in Ruhe lassen könne“, sagten sie zu einander und liefen hinauf über die langen Stiegen und finstern Gänge. Oben angekommen, war Alles still und Niemand anzutreffen; dabei wurde es so finster, daß sie an den Mauern herumtasten mußten um den Rückweg zu finden. Plötzlich hörten sie eine Pforte aufschließen, ein rascher Gang und ein Klirren wie von einem stark geschüttelten Schlüsselbund rauschte an ihnen vorüber. Sie schlossen sich fester an einander und sagten sich leise: „Das ist die Kammermagd, sie will uns die Schlüssel zum Schatze geben.“ Im nämlichen Augenblick fiel ein großer Schlüssel, wie geworfen zu ihren Füßen, daß es in den finstern Gängen hell ertönte. — Beide erschraßen so sehr, daß sie nicht ein Wort zu sprechen wagten — und wie sie behutsam vorwärts schritten, traten Beide, bald der Eine, bald der Andere auf den Schlüssel am Boden; aber Keiner wagte ihn aufzuheben; Einer zog den Andern so gut und so schnell als möglich über die finstern Gänge und Stiegen hinunter und ließen Schlüssel, Schlüssel bleiben. Wie sie sich endlich der Hauptpforte näherten, da stand zu ihrem neuen Schrecken, in Mitte der Pforte, in aller Breite eine Weibsperson, ganz altväterisch gekleidet, mit einem Schlüsselbunde; sie wandte ihnen den Rücken zu. Mit leisen, kaum hörbaren Tritten, schlichen sie der Mauer nach, neben der geisterhaften Thorschließerin vorbei, und drückten sich so fest sie konnten an die Mauern, um sie ja nicht zu berühren. Ohne zurück zu schauen, als sie schon fern vom Schlosse waren, wagten sie erst halblaut einander zu sagen: „Das war das Schloßfräulein! Ach, sie wollte uns glücklich machen und wir sollten sie erlösen! Aber was nit sy soll, schickt sich nit wohl!“

Kapelle z'en Hochflühen.

In dieser, unter einem hohen und drohenden Felsen gelegenen Kapelle, war einst ein Waldbruderhäuschen gebaut, in welchem ein armer Eremit hauste. Einer von diesen erzählte, daß es bei anbrechender Nacht in dieser Kapelle sehr oft spucke. Unter Anderem erzählte er Folgendes: Als er Abends, wo es schon finster geworden, wie gewöhnlich sein Nachtgebet verrichtete, habe am Eisengitter des Chors ein schwarz gekleideter Mann gekniet. Es wird wohl, dachte ich, ein Reisender sein, der dort seine Andacht macht; ich will ihn nicht stören, sondern noch einen Rosenkranz beten; bis der zu Ende ist, wird er sich wohl entfernen, damit ich dann die Kapelle schließen könne. Als ich aber den auch gebetet, wollte sich der Unbekannte noch nicht bewegen; ich trat jetzt leise etwas näher und wagte ihn anzusprechen: „Guter Freund, es ist schon spät, ich wollte gern die Kapelle schließen!“ — Keine Antwort — Ich wiederholte meine Ansprache nochmals. — Keine Antwort. — Ich dachte, vielleicht hört er nicht gut, trat näher und berührte ihn ganz hübschlich mit der vorigen Bemerkung: „Es ist jetzt schon spät, ich muß die Kapelle schließen!“ — Da war es, als wenn man vom Gewölbe ein Fäschel Erbsen über die Betstühle herabschüttelte. — Mich überfiel ein Schauer, als wenn man ein Faß Wasser über meinen Rücken gegossen hätte. — Ihr könnt denken, daß die Kapelle für diese Nacht ungeschlossen blieb.

Derselbe erzählte: Er habe einst so zwischen Tag und Nacht in dieser Kapelle ganz sanft orgeln gehört; in der Meinung, daß etwa junge Leute diese Frechheit sich erlaubten, ging er in die Kapelle, um ihnen eine Ermahnung zu geben. Da fand ich in derselben keinen Menschen; aber auf der Orgel war eine Person im weißen Kleide, welche derselben leise, wunderbare Trauertöne entlockte, so daß mir zu fürchten begann und ich schnell die Kapelle verließ.


Ein anders Mal habe er in der Nacht die Fenster der Kapelle hell erleuchtet gesehen. Da sei er zur großen Pforte gegangen und habe zum Schlüsselloch hineingeguckt. Wie er aber die ganze Kapelle hell beleuchtet gefunden und doch keine Kerzen brennen gesehen, habe es ihn nicht verzennt die Pforte aufzumachen, um nach der Ursache zu forschen.

Einmal habe er in selber mit tiefer Bassstimme, etwa um 12 Uhr der Nacht, lange beten gehört; und ein anderes Mal ein herzliches Weinen, wie von vielen kleinen Kindern, fast um die gleiche Stunde.

Vor vielen, vielen Jahren soll einem angesehenen Manne von Mörel auf dem Plage vor dieser Kapelle in der Nacht, etwa gegen 12 Uhr, ein schwarzer vornehmer Reiter begegnet sein. Er war altväterisch und wie ein Staatsherr gekleidet; ja er glaubte ihn sogar zu kennen: „Bo min Gott! wa will der Herr so spaat und ganz allein?“ so fragte er ihn. Da nahm die Gestalt des Reiters so etwas Geisterhaftes an, daß ihm anfang zu schücheln und grausen. Mit dumpfer Stimme antwortete er ihm: „Mi-ni mi! In Banji!“ gab dem hohen und schwarzglänzenden Rosse die Sporen, daß es sich hoch aufbäumte und mit einem schrecklichen Saze sammt dem Reiter in den graufigen Abgrund stürzte. Rechts und links stoben blaue Funken aus der Tiefe empor.

22.

Das wandelnde Nachtlcht.

ch bin ein alter Mann, so erzählte mir einst ein Greis in Törbel, ich habe Manches gesehen, was nur die Temperkinder sehen können. Doch etwas muß ich erzählen, was ich mehr als 20 Mal mit eigenen Augen sah. Ich war ungefähr 18 Jahre alt, als ich auf dem Hirtweg nach der Kapelle im Bach mich befand. Es war Winter, ungefähr Morgens sechs Uhr. Nun, da ich am Bach hinauf ging, sah ich auf der andern Seite, in einem Gütchen, an das ein Graben stößt, ein helles Licht, wie aus einer Laterne schimmern. Das Licht rückte durch diese Kruterna (Gütchen), welches eine Almein war, bis an den Graben. Seltsam, dachte ich, wer mag wohl diesen unwegsamen Weg wandeln um diese Zeit, so früh und in so schnellem Schritt; das ist nicht natürlich, weil ja dort jetzt Niemand hirtet. Aber kaum, daß das Licht in den Graben stieg, so stürzte selbes wie im Fluge und gleichsam im Bogen, wie eine Rakete, in den Abgrund. Es ist wahrlich, wahrlich so, ich hân fus mehr als 20 Mal g'sehn. Nachher habe ich es dem Besitzer dieses Guts angezeigt, sie sollen nachschauen, ob nicht

etwas Ungerechtes die frühern Besitzer schuldig gemacht. — Ob sie etwas gethan haben, weiß ich nicht; gesehen habe ich es seither nicht mehr.

23.

Die Rechentafel im Gemeindehaus.

Es ging einst die Sage in Törbel: So oft ein Vorsteher sterbe, so melde es sich in der Nacht von 12 Uhr bis zu Betenleuten am Morgen im Gemeindehaus durch Brodzählen und Geräusch, als wenn die Gemeindererchung stattfinde. Einst war abermals ein Vorsteher krank. Ein Bauer fragte den Pfarrer Zehnhäusern: „Was meint ihr, kommt der Mann wohl davon, oder wird er sterben?“ — „Er stirbt noch nicht“, erwiderte der Pfarrer, „denn ich habe die Rechentafel im Gemeindehause unter mir noch nicht gehört.“ — Und wirklich er starb diesmal noch nicht — sondern erst später.

24.

Aroleid.

In Zermatt heißt es an einer Bergschaft „Aroleid“, was so viel bedeuten soll als, Leidwesen von einem Ari — Geier — oder grauen Adler, verursacht. Dieser Name soll folgendem traurigen Ereignisse entnommen worden sein. Eine Mutter welche das Vieh hütete, legte ihren Säugling in das Gras nieder, um dem Vieh nachzulaufen, das sich zu weit entfernte. Während ihrer Abwesenheit kam der Geier — d's Ari — und raubte ihr das Kind. Als sie zurückkehrte, sah sie einen großen Vogel in der Luft, von dem eine lange Fätsche (Band) herunterhing. Die Unglückliche errieth schnell, was dies bedeute; — erfüllte Berg und Thal mit ihrem Wehklagen, fand aber das liebe Kind nie wieder.

Das graue Männlein.

In einer Alpe von Goms soll es oft sehr unheimlich gewesen sein. Plötzlich in der Nacht fing das Vieh an, von seinem Lager aufzuspringen und brüllend nach allen Gegenden sich zu zerstreuen, so daß die Sennenhirten die größte Mühe hatten, selbes wieder zusammen zu treiben. Einige schrieben es wilden Thieren, Andere aber Bozen oder Geistern zu. Als die Hirten einst abermal eine so stürmische Nacht gehabt hatten, schlief der Sennenhirt fern von der Hütte an der Sonne. Da er erwachte, stand ein kleines, eisgraues Männlein, mit einem breiten Wetterhut vor ihm. Der Senne, welcher ein barscher und furchtloser Kamerad war, rief ihm trozig zu: „Was machst du da, du grauer Spigbube!“ Aber im gleichen Augenblicke stürzte das Männlein auf ihn, rieb ihm den Bart und legte seinen Mund auf den seinen; denn es heißt, die Geister oder die Todten können mit den Lebenden nicht reden, es sei dann, daß sie von den Lebenden angesprochen werden und von ihrem Athem schöpfen können. Dann richtete sich das Männlein auf und fing an zu erzählen von seinen Diebstählen, die es an Vieh auf den Alpen begangen, so lange und so lange bis Betenleuten am Morgen. Was es da Alles dem Sennen geoffenbaret und was er zu seiner Erlösung that, blieb Geheimniß. Das unheimliche Wesen soll von der Alpe verschwunden sein; aber dieser Sennenhirt hatte seit jener Unterredung sein Lebtag keine gute Gesundheit mehr.

Der Marchen-Verfälscher.

Ehemals habe man an manchen Orten bei der Nacht auf offenen Wiesen einen schwarzen Mann mit einem feurigen Zinnerholz auf- und abgehen gesehen. Wenn er so einige Mal Rain ab und Rain auf gewandelt, habe er dann den feurigen Pfahl unter schrecklichem Seufzen mit solcher Gewalt in den Boden geschlagen, daß derselbe weithin erdröhnte.

Der Tauben- und der St.-Antoni-Wald.

Zwei der schönsten Wälder im Oberwallis sind diese, wo die prächtigen und riesenhaften Tannen am hellen Tage ein geheimnißvolles Dunkel verbreiten. Auch in diesen Wäldern soll es zeitweise unheimlich sein. Bergleute und Jäger, die ohne Noth bei Nacht selbe passirten, sollen oft die Kreuz und Quer bis am hellen Tage in der Irre herumgeführt worden sein, ohne einen Ausweg finden zu können. Einer solchen Noth sollen die Kapellchen, mitten in diesen von Geistern bewohnten Wäldern erbaut, ihren Ursprung zu verdanken haben.

Der Kirchthurm, Glocken und Kirche in Naters.

Man erzählt, daß der Kirchthurm von Naters sehr alt, schon von den Heiden erbaut und erst Jahrhunderte später für den katholischen Gottesdienst eingerichtet worden sei. Die zwei großen Glocken in diesem Thurme seien auch von den ältesten im Wallis. Die große Glocke wiegt 50 Zentner und erhielt in der Taufe die Namen Morizius, Antonia; Moriz, weil derselbe der Landes- und Kirchenpatron ist; Antonia — weil die Gotte derselben oder Taufpathin — eine Gräfin Blandra von Weingarten in Naters war. Diese Gräfin, als sie beim Glockenguß dieser großen Glocke gegenwärtig war und den Meister verzagen und jammern hörte, daß der Guß fehlen müsse, weil zu wenig geschmolzenes Metall vorhanden sei, eilte mit einem Vorschöß voll Silbergeschirr herbei und warf das in den Schmelztigel. Jetzt war der Guß gerathen und weil viel Silber hineinkam, erhielt sie auch einen so majestätischen Ton, wie selten eine Glocke im Wallis. So weit man den Ton dieser Glocke hört, soll sie einen heilsamen Einfluß auf die Ungewitter ausüben und die Kräfte der schädlichen Geister hemmen. So wollten einst bei einem großen Ungewitter zwei Berggeister das Fuchsgufer ob Naters auf das Dorf herunterstoßen. Ein Geist


rief dem andern zu: „Stoß, stoß!“ Der andere aber erwiderte: „Ich mag nimme, hä fei Chraft meh, denn die Groß Dona lütot.“ Was so viel sagen wollte: „Ich höre den Ton der großen Glocke Antonia und habe keine Gewalt mehr zu schaden.“ — Die zweite große Glocke soll gegen 500 Jahre alt sein und heißt deswegen auch „d'Alta“, — hat griechische und hebräische Aufschriften, sagt man, und soll bei 20 Zentner wiegen.

Man erzählt auch, die Kirche stehe auf Erlen, was wohl so viel sagen will, als auf Pfeilern von Erlen-Holz, weil der Boden unter ihr so sumpfig sei, daß man kein richtiges Fundament habe graben können. Diese, eine der ältesten Pfarrkirchen von Wallis, hat in dem vorletzten großen Erdbeben stark gelitten. Dieß Erdbeben hatte den 9. Christmonat 1755 nach Mittag um halb 3 Uhr statt, stürzte in Naters den dritten Theil des Kirchengewölbes ein und zerschmetterte das Portal und die Orgel sammt den Stühlen. Ueber 200 Pfarrer haben hier die Seelsorge vertreten.


Werkwürdig ist auch das düstere, große Beinhaus, in welchem eine zahllose Menge von Todtenköpfen aufgeschichtet steht, die den Vorübergehenden predigen: „Memento homo, quia pulvis! Gedenke o Mensch, daß du Staub bist und in Staub zurückkehren wirst!“ In diesem Beinhaus ist auch ein schauerliches Bild von der „Sant Kümmernez oder Wilgefortis“, einer ans Kreuz geschlagenen Weibsperson, welche das Volk häufig als Fürbitterin bei Gott anruft und durch sie oft soll Erhörung gefunden haben. — Einst soll Einem der hl. Theodul und die Sant Kümmernez reisefertig begegnet sein. Als dieser sie fragte, wo sie hinziehen wollen, haben sie geantwortet: „Sie wollen Naters verlassen, weil man die Theodulspende auf Blatten nicht mehr geben wolle.“ Man hatte diese Spende auf ewige Zeiten versprochen wegen dem gräulichen „Wieggisch“, welches aus dem „Bruchigraben“ entstanden, Naters überschwemmte und mit Untergang bedrohte.

Werkwürdige alte Wohnungen: Das Haus vom „Kastlan Gasser“ genannt, soll auch ein ehemaliges Heiden- später ein Richter-Haus gewesen sein. Von den Kellern desselben sei ein unterirdischer Gang bis in das Schloß Urnäsaß gegangen.

Das Schloß Urnäsaß in Naters.

ies Schloß liegt dem Supersaro-Schloß gegenüber, zwischen welchen der Kelchbach fließt. — Vom Schloß Urnäsaß steht nur der feste Thurm noch übrig. Dort soll ein Zwingherr Burkhard um das Jahr 1348 gehaust und manche Gewaltthätigkeit ausgeübt haben. Von seiner Lüsternheit und den Erpressungen an Tribut ward Unglaubliches erzählt. Diese Zwingherrn waren auch mächtig im Steinstoßen. Als ein Bauer dem Burgherrn einst merken ließ, er habe einen Geißbuben, der den Stein so weit stoßen würde als er, mußte er denselben auf der Stelle aus Metsch, vier Stunden ob Naters, abholen. Dieser Bube soll mit einem Reisteisen (Eisenstange) Rüsse von den Bäumen herab gebengelt haben. Der Zwingherr stellte sich selbst zum Ziel, in der Ueberzeugung, daß der Geißbub den Stein nicht so weit zu stoßen vermöge; aber er betrog sich; der Stein wurde vom Hirt mit solcher Kraft geworfen, daß dem Zwingherrn die Beine gebrochen wurden. — Dieses Schloß soll eine lange Belagerung ausgehalten haben und als die Belagerer selbes ausgehungert glaubten, hingen die Belagerten noch gebratene Hammen zu den Fenstern heraus. Man soll erst später darauf gekommen sein, daß das Schloß Urnäsaß durch einen unterirdischen Gang mit obgenanntem Hause heimlich in Kommunikation gestanden habe. Der letzte Zwingherr soll bei dieser Belagerung auf dem Abtritt durch einen Pfeil gedödtet worden sein.

Die Ruine des Schlosses auf der Flue in Naters.

rx Dominorum de saxo, französisch: le château du rocher, gewöhnlich Supersaro geheißen, weil es auf Felsen gebaut, von welchem die Familie Supersaro, früher Wächlig, den Namen erhielt, war ehemaliger Sommeritz der Bischöfe von Wallis. Vor seinem gänzlichen Verfall seien dort noch lange Zeit Gänge und offene Säale zu sehen gewesen, welche junge Leute oft zu verborgenen

Tänzen benutzten. Zu einer solchen nächtlichen Belustigung gingen einst zwei Bursche. Sie kamen 2 Stunden weit her vom Natisserberg herab. Als sie nun bei dieser Schloßruine anlangten und in den finstern Gang traten, der zu dem Tanzsaale führte, hörten sie das Spiel und Stampfen der lustigen Leute. Aber auf einmal wagten sie keinen Schritt weiter zu thun, starr hesteten sie ihre Blicke auf einen Gegenstand, die Haare standen ihnen zu Berge vor Schrecken — denn vor der Thüre des Tanzsaales lag ein großer schwarzer Däse, der ein einziges feuriges Auge, wie ein Teller groß, mitten an der Stirne hatte. Die Tanzlust dieser zwei jungen Leute, wie man sich denken kann, verwandelte sich in solche Furcht und Schrecken, daß sie einander an der Hand fassend, ohne ein Wort zu einander zu sprechen, eilig nach Hause liefen, indem es sie dünkte, sie berührten keinen Boden. Beide verfielen nachher in eine schwere Krankheit.

31.

Das Haus von Georg Supersaxo in Naters.

Dies Haus steht nicht weit unter den Schloßruinen Supersaxo's. Es war Eigenthum des Landeshauptmann's und edlen Ritter's der in einem so harinäckigen, für das Land verderblichen Krieg mit dem Cardinal Schinner verwickelt war. Es ist im Ganzen großartig, obwohl meistens von Holz gebaut. Noch vor nicht vielen Jahren sah man in einem alten Saale die Portraite der ganzen Familie Supersaxo, unter welchen der edle Herr Georg, der Landeshauptmann, in seiner reichen, malerischen und altväterischen Tracht, bei weitem der schönste war.

32.

Die Burg Weingarten in Naters.

Sie finden sich von dieser alten Burg nur noch wenige Ueberreste vor, welche die ehemalige Zerstörung übrig ließ. Sie stand im Nordosten des Natissersfeldes, an einer schönen, sonnigen Lage, am Fuße

eines sanft ansteigenden Hügels, vor Zeiten ohne Zweifel ein Weinberg. Hier hausten die Zwingherrn und Ritter von Weingarten, ungefähr von 1224 bis 1348. Das tragische Ende der Gräfin von Blandra und ihres Sohnes Anton, welche um das Jahr 1368 bei der Ratisserbrücke auf Anstiften der gewaltigen Herren von Gestelnburg ermordet wurden, ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt.

33.

Das Natterloch, von dem das Dorf Naters seinen Namen haben soll.

Es ist eine kleine Felsenhöhle, in welcher vor undenklichen Jahren ein gräulicher Drache oder eine Natter lebte, die ringsum Menschen und Vieh, wenn sie zu nahe kamen, durch ihren giftigen Athem anzog und dann verschlang. Einem zum Tode Verurtheilten, dem man versprach das Leben zu schenken, wenn er die Gemeinde von diesem Ungeheuer befreien könne, gelang es den Drachen zu tödten. Er ließ sich eine Lederkleidung verfertigen, behängte selbe ringsum mit schneidenden und stechenden Werkzeugen und ging dann mit einem scharfen Schwerte und Dolche der Natter entgegen. So tapfer sich der Kämpfer gegen den Drachen vertheidigte, so wurde er doch von dem giftigen Athem, so aus dem Rachen des Ungeheuers ihn anwehte, so betäubt, daß er überwunden und verschlungen wurde. Aber Gott, den er vorher inbrünstig angerufen, verließ ihn nicht; die schneidenden Waffen, mit denen er umgeben war, durchstachen und durchschnitten die Eingeweide der Natter, so daß er sich mit Hülfe des Dolches einen Ausweg aus dem Bauche derselben verschaffen konnte. Wie er nun aus dem scheußlichen Grabe erstanden und den schrecklichen Drachen todt zu seinen Füßen liegen sah, da zog er seine ledernen Handschuhe ab und hob dankend seinen vom Gift getränkten Dolch zum Himmel. — Aber in diesem Augenblicke fiel von dem furchtbaren Nattergift ein Tropfen auf seine Hand — und dieser gab ihm den Tod.

Die weiße Gemse.

Bur Zeit als in Maters ein gewisser Biderpost Pfarrer war, lebte dort ein ausgezeichnete Gemsjäger, mit Namen „der große Lerjen“; er war ein guter Freund vom Pfarrer, der auch ein großer Liebhaber der Jagd war. Als Lerjen demselben erzählte, daß er in den schauerlichen Gredetschbergen ein schönes, schneeweißes Gemsthier gesehen, dem er aber nicht habe beikommen können, mahnte ihn der Pfarrer, künftig nicht mehr auf die Jagd zu gehen. Einst wo der Pfarrer in Brigisch einen Schwerkranken in der Nacht verwahren mußte, traf er auf der Rückreise, noch im Morgendunkel, den großen Lerjen an. Die Büchse auf der Achsel und vollständig zur Hochjagd ausgerüstet, vom Schweiß triefend, begegnete er ihm so eilig, als wenn er sehr pressirte. „Wohin, wohin Lerjen, so im Sturm?“ fragte ihn der Pfarrer. „Nach Gredetsch, das weiße Thier holen — koste es was es will!“ gab er zur Antwort. „So — das wird dir doch nicht Ernst sein?“ fragte wieder der Pfarrer. „Ernst, Ernst!“ erwiederte Lerjen. „Nun denn, so lebe wohl, wir sehen einander nicht mehr!“ sagte der Pfarrer, — drückte ihm noch herzlich die Hand — und ging seinen Weg vorwärts. Abends kam von den Hirten die Nachricht, ein Jäger sei in den Gredetschbergen erfallen. Er soll sich von dem weißen Thiere in die gefährlichsten Felspfade haben verführen lassen und von dort in den schwindlichen Abgrund gestürzt sein. Der unglückliche Lerjen wurde klein zerschmettert gefunden und in einem Leintuche zusammengebunden auf den Kirchhof nach Maters gebracht.

Die Tauchzerin.

Im Matisserberg, unter dem schönen St. Antoniwald, ist ein Weiler, im Hasli genannt. Ob demselben soll Abends spät aus dem „Mattuchin“ eine Person im weißen Kleide hervorgekommen sein, bis auf einen Berg-Rücken, und dort soll sie mehrere Male im hohen Tone

gejauchzt (g'juzot) haben; — dann wieder in's „Chi“ zurückgekehrt sein. Diese Erscheinung zeigte sich aber nur an den Quatembertagen. Auch in dem graufigen „Bruchigraben“ soll man Ähnliches gehört und gesehen haben.

36.

Die unterirdischen Gänge.

Ein sprach ehemals viel von unterirdischen Gängen. Wie oben gemeldet, soll vom Haus des Kastlan Gassers in Maters, ein solcher in das Schloß Urnä-
 faß, ein solcher von einem Haus in Glis bis unter die Kirche daselbst hinter den Altar des Georg Superjaro, ein solcher von der Höllematte bis unter die Burgschaft Brig, ein solcher sogar von Niedergesteln bis ins Löttschthal geführt haben. In diesen verborgenen Tunnellen soll man oft kleine, runde Stücke Leder gefunden haben und wer selbe in den Sack gesteckt, habe Tags darauf sie in Gold verwandelt gefunden.

37.

Der Todtentanz.

Folgende Sage habe ich einer frühern und einer spätern Mittheilung zu verdanken, welche nicht ganz gleichlauteten; ich suchte sie so gut wie möglich zu vereinigen.

Hoch oben im Matisserberge, ob Mischinen, ist noch ein isolirter Weiler, den man auf der „Eggen“ nennt. Dort soll einem jungen Burschen, welcher in den Quatemberzeiten geboren und dort eben in diesen Tagen im Walde mit Holzhacken sich beschäftigte, nachstehendes Ereigniß begegnet sein. Als er bei einbrechender Nacht aus dem Walde von der Arbeit in das Dertchen zurückkehrte, um dort in seiner Wohnung zu übernachten, sah er in einem Hause gegenüber alle Fenster beleuchtet und hörte lustige, aber altwätersche Tänze aufspielen. „Was ist das?“ sagte er zu sich selbst, „ist dem jungen Volk

nicht der Teufel im Leib, daß sie in so später Zeit und noch dazu in den Quatembertagen hier verborgen tanzen? Ich glaubte mütterseelenallein auf der Eggen zu sein und treffe dort ein verborgenes Tanzvolk an! — Ich will mir zuerst etwas z'Nachteffen bereiten, — und dann nachsehen, wer dort sich lustig mache." Nachdem er etwas z'nachtegeessen, schlich er ganz verborgen bis an die Hauspforte, welche halbgeöffnet war; ging, um nicht gehört zu werden, leise auf den Behen hinein bis an die Stubenthüre; auch diese war etwas geöffnet. Durch diese Oeffnung sah er Lichter auf dem Tische und an der Ecke desselben den Geiger und noch andere Personen; aber Alle ganz altwäterisch gekleidet. Auch die Tanzenden, welche er zum Theil herumkreisen sah, waren meistens in altwäterischer Tracht; dabei vernahm er ein seltsames Klingeln wie von kleinen Eiszschollen. Als er nun aufmerksamer die Tanzenden betrachtete, bemerkte er zu nicht wenigem Erstaunen, daß die Manns- und Weibsbilder wie kleine Eiskerzen und Eiszschollen an den Kleidern hatten und auch die Finger an den Händen wie Eiskerzen aussahen. Im gleichen Augenblicke, wo er dies wahrnahm, sah er eine junge Weibsperson, die ihm wegen ihrer Kleidung ganz bekannt vorkam: „Wein Gott!“, dachte er, — „die gleicht wie ein Wassertropfen dem andern, meiner unlängst verstorbenen Liebsten, meiner unvergeßlichen Tänzerin; was ist das für eine Gesellschaft!“ — und eben wo er dies dachte, wandte sich dieselbe um und winkte ihm mit der Hand, daß er hereinkommen solle. Jetzt erkannte er sie vollkommen: „Es war — Emma — seine verstorbene Freundin!“ — Eiskalt wurde ihm vor Schrecken, als wenn man einen Zuber voll kalten Wassers über ihn geschüttet, so fröstelte es ihn und er eilte, so schnell ihn die zitternden Beine trugen, nach seiner Wohnung, schloß dieselbe gut zu und begab sich eilends zu Bette. Obwohl er sich gut in das Bettgewand eingehüllt hatte, so schüttelte ihn doch ein starker Fieberfrost und an Schlaf war nicht zu denken. In diesem Zustande mochte er ungefähr bis Mitternacht zugebracht haben, — da ging die Hauspforte auf und es klopfte schon an der Stubenthüre. Er versteckte sein Haupt unter die Decke, denn es war ihm nicht darum, „Herein“ zu rufen. — Da ging auch die Thüre schon auf und ungeachtet der Furcht, wagte er etwas unter der Decke heraus zu schauen. Es war die Gestalt einer Weibsperson, so viel er in der Dunkelheit urtheilen konnte. „Emma!“ dachte er mit klopfendem Herzen und verbarg sich wieder in die Bettdecken. Da hörte er das

Eisklingeln wie im Tanzsaale, nur daß es sich seinem Bette näherte. Jetzt stieg seine Furcht auf's höchste; der Geist stieg auf sein Bett und legte sich sogar neben ihn. — Ein schwacher Angstschrei entstieg seiner Brust: „Jesus, Maria und Joseph! Wer bist du?“ — Da war es ihm als wenn ein eiskalter Schatten sich über ihn beugte und seine Lippen berührte. Der Geist war jetzt angesprochen und er hatte, laut dem Volksglauben, das Recht, von seinem Athem zu schöpfen und mit ihm zu sprechen. Aber auch die Furcht vor den Todten soll bei den Lebenden nach der ersten Anrede ganz verschwinden. Von der langen Unterredung, welche bis Morgen zu Betenläuten mit dem Geiste gepflogen wurde, soll der junge Mann nur dies geoffenbaret haben: Das erste, was der Geist ihm sagte, sei die Frage gewesen: „Kennst du mich?“ Und er habe geantwortet: „Ja — du bist Emma!“ — „Ja, ich bin Emma, deine ehemalige Freundin, komme aus dem Aletsch, — muß mit den andern an den Quatembern hier tanzen; womit man gesündigt, wird man gestraft. — Ach wie lange hätte ich dies thun müssen, wenn du mich nicht angeredet. — Aber jetzt hoffe ich für mich und die Andern Erlösung! Willst du?“ — „Ja“, erwiderte ich. — „Aber es wird dir schwer ankommen!“ sagte sie. „Thut nicht's, ich will Alles thun!“ antwortete ich. — Aber was sie ihm weiter gesagt und was er ihr Alles versprochen, davon ließ er nie ein einziges Wörtchen verlauten. — Und von diesem Augenblicke war er ganz verändert; — er blieb ledig, und ein steter Freund der Armen-Seele, als wenn er eine geistige Vermählung mit Emma eingegangen hätte. Emma war sein einziger Gedanke in seinem ganzen Leben. Beim Worte: „Emma“ soll noch im letzten Augenblicke sein Angesicht sich erheitert haben, als wenn er sich einer edlen That erinnerte und dafür eine sichere, schöne Vergeltung zu erwarten hätte.

38.

Der Lathergeist.



s soll auch ehemals tückische Geister und Bozen in unserem Wallis gegeben haben. Oft haben sie bei der Nacht zwei Rube an eine Kette geheftet; in den Stafeln auf den Alpen das Vieh vom Lager aufge-

stört und auseinander getrieben; in den Häusern und Ställen herumgepoltert; Stühle und Geschirre bei Nachts den Leuten in den Weg gestellt, daß sie darüber fielen; das Bettgewand den Schlafenden abgezogen u. s. f. Im Natisserberge soll in einem Hause ein Bozo gewesen sein, der ein Getöse machte, als wenn er Walle karte. — Ein frecher Bursche, dem dieser Geisterlärm zu lästig wurde, machte mit Fleiß eine nicht anständige Musik im Bette, worüber der Geist sich erzürnte, daß er ihm das Bettgewand abzog und so tüchtig das Blasinstrument datschte, daß er lange nachher nicht mehr sitzen konnte. — Auch erzählt man von einem Lachergeist, der plötzlich hinter jungen, verlichten Personen ein solches Gelächter erhob, daß Berg und Wald davon erschallten. — Zwei Jäger, die in einem Stall übernachteten, kamen auch auf den Lachergeist zu reden; der Einte spottete über ihn und behauptete er sei ein Unverstand und Geizhals gegen sein Weib gewesen. Da hörten sie, als Beide so auf dem Stroh lagen, mit gellendem Gelächter den Lachergeist neben sich. Er glich einem grauen großen Weibe, nahm unter stetem Gelächter eine Fätsche (Wickelband) heraus und fätschte (band) den Spötter ein wie ein Kind, nahm ihn dann auf den Schoos und löffelte ihm grauen Koch in den Mund, bis er erstickte. Dann legte er den eingefätschten Todten nieder und entfernte sich wieder mit schrecklichem Gelächter. Als es Tag war, fand man den Mund des Todten mit Nischenpappe angefüllt.

39.

Berggeister.

Es gibt wenige Thäler im Wallis, wo nicht an einem oder dem andern Orte die schädlichen Berggeister durch Schlammlawinen, Berggrutsche, Bergstürze, Steinschläge und Wieggisch ihre Zerstörungskraft bezeugen. So sollen diese Kobolde ob Unter-Wassern einen Theil des Bergs heruntergeworfen haben; oft habe man sie mit Händen und Füßen arbeiten und Felsen stoßen gesehen. Auch in Madsand und Blattbach (St. Niklaus) hauste ein ähnlicher Geisterpud so arg, daß Dorf und Umgegend verschüttet wurden; noch in den neuesten Tagen soll es im Madiwald gespudt haben. — Die zerstörenden Berggeister versuchten auch

das Fuchs-Gufer, ob Meters, auf's Dorf zu wälzen. — Im schaurigen Bruchigraben sollen sie oft plötzlich Wieggisch oder SchlammLawinen aufgewühlt und Meters zu überschwemmen gedroht haben, weßwegen man eine Armenspende jährlich zu geben versprochen hatte.

Ob Ernen zum Steinhaus werden von einem dortigen Lehmgraben schaurige Spudgeschichten erzählt. Ein zu Nachts durch diesen Graben Reisender erzählte, daß ihn beim Eintritt in denselben eine solche Finsterniß überfallen habe und er keinen Schritt weiter wagen durfte. Da habe er den Geist beschworen im Namen Gottes, daß er ihn nicht auf seiner Reise aufhalten wolle; er sei bereit ihm zu helfen. — Keine Antwort und die gleiche Finsterniß. — Da habe er eine gesegnete Kerze angezündet und das hl. Johannes Evangelium gebetet mit lauter Stimme; und als es ungeachtet dessen nicht besser werden wollte, habe er zornig laut gerufen: „Ich beschwöre dich nochmals im Namen Gottes! Ist dir zu helfen, so helfe dir Gott — und sonst helfe dir der lebendige Teufel!“ — Da sei es nicht anders gewesen, als wenn ein glühender Dohs durch den schaurigen Graben hinuntergeschossen wäre. Die Finsterniß um ihn verschwand und er konnte ohne Schwierigkeit seine Reise fortsetzen.

Auch der Bergsturz beim Täschgufer soll durch solche schädliche Berggeister veranlaßt worden sein. — Aber wo die Geister völlig zu Haus sein sollen, indem viele Kobolde, die anderswo vertrieben, dorthin verbannt werden, — das ist der „Zllgraben“ im Pfinhorn, der Burgschaft Leud gegenüber, der oft seine Schlammwieggische bis in die Rhone treibt und selbe hinterstwellt. Dort sollen besonders die Staatsherren und Geistliche abbüßen müssen. Man soll mehr als einmal schwarzgekleidete Herren auf der rothen SchlammLawine einherreiten gesehen haben. Von diesem schrecklichen Graben wird viel Unheimliches erzählt, was den Leuten noch heut zu Tage begegne.

40.

Die todte Frau.



or einigen Jahren sah man in einem Hause von Ritzigen immer Licht, obschon das Haus damals unbewohnt war. Ging man hinein, so erblickte man nichts und kam man heraus, so sah man das Licht.

Oft versammelte sich viel Volk um das Phänomen zu sehen. Nur ein unschuldiges Kind soll durch die Fenster eine Frau gesehen haben, deren Angesicht von den langen, herabhängenden Haaren bedeckt war. Laut seiner Beschreibung soll es die lebt verstorbene Hausfrau gewesen sein. Andere hörten immer Jemanden im Haus herumgehen, obwohl sie nichts sehen konnten. Man hatte den Jesuiten, Pater Cabin, Exorcisten berufen, worauf das Geisterlicht verschwand.

Etwas Aehnliches ereignete sich in Zermatt, zur Zeit als ich dort Pfarrer war. In einem Hause, nahe an der Kirche, ließ man während dem Sonntagsgottesdienst einen Knaben zur Verwahrung der kleinern Kinder zurück. Unter der Messe hörte man diesen Knaben entsetzlich schreien und um Hülfe rufen; der Knabe hatte sich schon zur Hälfte mit dem Leib durch ein feines Fenster hinausgedrängt, denn die Stubenpforte war geschlossen. Als man hinaufkam und den zitternden Knaben mit größter Mühe hineingezogen hatte, fragte man ihn, was er doch habe? „Ich habe“, erwiderte er, „dort in der Kammer meine verstorbene Mutter gesehen.“ „A bah, das hät dier nummu der Schlupf githan“, suchte man ihm auszu-
reden. „Nei, nei, i hämni nit bitrogu; z'allererst hänni aswas g'hört rumplu, dar na die G'schiri wäschu, wie mini Muoter-seelig githa hät; und duo Eis im wißu Chleid g'seh umha ga, das längi Fschkerze an-ne Fingru hät g'häbet; aber no hät mer nit g'fürchtot. — Da hät schi d's Wib im wißu Chleid gegu mich g'chert — und — Jesus, Maria und Josef — es ist mini Muoter g'si — i hä scha ditli b'chennt — dar na hänni nimme g'wißt was i g'macht hä!“ — So erklärte sich der Knabe.

41.

Der Schatz auf den Bleickinen.


Suf dem Brigerberg, an den „Bleickinen“, soll der reiche Schatz von neunundneunzig Rittern verborgen liegen. Dort soll ein armes Mädchen, ein Temperkind, als eben die Sonne golden zu Gnaden gehen wollte, im Vorbeigehen etwas Schönes erblickt haben. Neben mehreren geöffneten, schweren Kisten voll rothen Goldes saß ein schwarzgekleideter vornehmer Herr mit einer schönen

Tochter. Die ganze Pracht dieser Schätze und der seltsamen Frauenkleidung sei ihm nicht möglich anzugeben. Sie trug ein wunderbares schwarzes Hütchen mit schönen Federn, welche ihr so tief in's Gesicht herabhingen, daß sie dasselbe nicht recht habe sehen können. Schwarzes, prächtiges Lockenhaar spielte um Wangen und Nacken. Ein hoher Spitzkragen bog sich vom Rande des Wieders zurück und ließ den blendend weißen Hals und die Schultern sehen. Ein Kleid von dunklem Atlas glänzte über dem weißen Unterkleide. Weiße Ärmel, reichgefalltet, umhüllten die Arme und reiche Stickereien zierten den Rock. Von dem köstlichen Geschmeide an Hals und Brust wolle es erst nichts sagen. Zweimal habe sie ihm mit der kleinen Hand' gewinkt — und es that schon einige Schritte zu ihr; aber die Schönheit der Frau und der Reichtum des Schazes habe es geblendet und schüchtern gemacht, — so daß es, lieber Gott, einige Minuten lang unschlüssig stehen blieb — und — sein Glück verspätete. Die Sonne ging eben unter; — da hörte es ein starkes Rauschen. Auf beiden Seiten des Hügels, worauf der Schatz sich befand, kam plötzlich ein großes Wasser herunter, das es nicht hätte überspringen können; — es mußte also zurücklaufen. Wie es so eine Strecke gelaufen und zurückschaute, — da war Alles verschwunden.

Ein anders Mal, als ein armer Mann in der Nacht dort vorüberging, fand er einen Haufen rundgeschnittener Stücke alten Leders. Er nahm einige Stücklein davon mit sich nach Haus. Als er sie am Nachtag aus dem Sack nehmen wollte, sah er zum größten Erstaunen, daß es alte spanische Louis d'or gewesen. — Oft ging er später dahin, — fand aber nichts mehr.

42.

Ein Märchen.

or Zeiten wurde ein Außerberger von seiner Gemeinde nach Sitten zu einem erfahrenen Schüler geschickt, daß er ihm eine Quelle oder Brunnen verkaufen und mitgeben wolle, denn sie hatte an ihrem Berg große Wassernoth. Der Schwarzkünstler gab ihm eine wohlgeschlossene Schachtel, mit dem strengen Verbot, daß er

ja nicht darüber gehen solle bis an dem Ort, wo man die Quelle haben wolle. Wie er nun kam bis zur Leuckerbrücke, da wandelte ihn ein Wunder an, die Schachtel zu öffnen, um zu sehen was darin wäre, daß er endlich das strenge Verbot vergaß und hineinguckte. Aber kaum hatte er geöffnet, da flog ein großer Brummel heraus und nicht weit davon in die Erde — und seht! eine prächtige Quelle rauschte aus dem steinigten Erdreiche hervor und stürzte in kurzem Laufe, ohne Jemanden etwas zu nützen, in die Rhone. Wie Mancher hat, wenn er diese herrliche Quelle aus den Felswänden ob der Leuckerbrücke, an einem so nutzlosen Orte gesehen, gewünscht: Ach, hätten wir doch auf unserm dürrn Berge diesen Brunnen!

43.

Der Rollibock.

Eine der ältesten Sagen von Naters ist wohl der „Rollibock“. Es soll dies ein schrecklicher und mächtiger Bozo gewesen sein. Wenn es Verwegene gab, die denselben herausgefordert oder über ihn gespottet hatten, so brach er plötzlich und mit so schrecklichem Getöse aus dem Aletsch hervor, daß auch der Schnellste ihm kaum entfliehen konnte. Nur wer in eine Kapelle oder in ein Haus, wo gesegnete Sachen aufbewahrt wurden, sich flüchtete, konnte sich retten. Der aber vorher von ihm ergriffen wurde, den zermalnte er wie den Staub an der Sonne. Er soll die Gestalt eines Bockes mit großen Hörnern und feurigen Augen gehabt haben und sein ganzer Leib soll statt der Haaren mit Eiszshollen behängt gewesen sein, welche bei seinem stürmischen Laufe ein furchtbares Klingeln verursachten. Land, Steine und Tannen soll er mit seinen Hörnern aufgerissen und hoch in Luft geschleudert haben.

Einige glauben, das poetische Alterthum habe unter diesem schrecklichen Bilde den Ausbruch des Mörjelen-Sees vorstellen wollen, der 3 Tage lang sich durch den Aletschgletscher den Weg bahnen muß und laut der Aussage der Aletsch-Hirten, ein furchterregendes Rauschen, Krachen, Gepolter und Klingeln in den graufigen Spalten und engen Eisgewölben verursacht, und wenn die wüthenden und stinkenden Gewässer die Abgründe des Gletschers und des schauerlichen Massa-Chins durchtobt

hatten, sich dann verheerend über die Felder des Walliserlandes ergießen und eine allgemeine Ueberschwemmung verursachen.

44.

Der Hochgebirgbozo.

Aon Naters aus sieht man ein hohes, stark hervorragendes Gebirge, es heißt „Hochgebirg“. Man braucht wohl 3 gute Stunden bis man dessen Anhöhe erstiegen. Es öffnet sich von hieraus die herrlichste Aussicht über die schöne Bell-Alpe, den ganzen Natisferberg, den Brigerzehnden, die Napoleonsstraße, die Glisshörner und den Simplon; aber unter uns ein schauerlicher Abgrund. Auf dieser hervorragenden Felsenacke ist eine Spalte, durch welche man in eine bodenlose Tiefe hinabstarrt. Hier soll vor undenklichen Jahren ein gräuliches Verbrechen begangen worden sein. Ein reiches Mädchen wurde auf dieser Alpe (Nessel) von drei Werbern oft besucht, hatte aber den jüngsten, obwohl ärmsten, am meisten begünstigt. Dies erweckte in den zwei Andern einen tödtlichen Haß und den boshaften Plan, sich am Günstling zu rächen. Unter dem Vorwand, beim Mondschein hier sich der Aussicht zu erfreuen, lockten sie ihn hierher, überfielen ihn, banden ihm Hände und Füße zusammen, steckten einen langen Stecken ihm zwischen die Beine und hängten ihn zunderobisch (den Kopf abwärts) in diese schwindelnde Spalte. Die Böswichter entfernten sich und gingen zum Mädchen ihr Glück zu versuchen. Nach dem sie einige Stunden im Abendsitz bei der Liebsten zugebracht, kehrten sie zum Orte des Verbrechens zurück — und fanden ihn todt. Um ihre Greuelthat vor der strafenden Gerechtigkeit zu verbergen, warfen sie den Leichnam in den Abgrund. Ob ihre Mordthat auf dieser Welt die verdiente Strafe erhalten oder nicht, davon schweigt die Sage; aber nach dem Tode derselben hörte man um die Mitternacht herum ein Mark und Bein durchdringendes Geschrei: „O Weh — o weh“. Dann hörte man einen schweren Fall, wie von einem stürzenden Baume. Hirten, die erst spät heimkehrten, sahen es nach diesem schrecklichen Weherufe, wie eine geschundene große Kuh aus diesem Abgrunde, bis tief in den Wald, mit schaurigem Gepolter herunterrollen.

Die Nachtlichter in Eggerberg.

In Eggerberg will man in finsterner Nacht oft Lichter gesehen haben, bald nur ein großes, das sich in viele kleinere auflöste, bald aber deren eine ziemliche Anzahl regelmäßig eingetheilt umherschweifend. Man soll selbe von Bisp, Stalden und Emd aus oft beobachtet haben. Herr Kaplan Mosser erzählt darüber:

Als ich noch Kaplan in Bisperterminen war, 1847, ging ich eines Abends im Juni Geschäfte halber später zur Ruhe und nach zehn Uhr noch auf die Vorlaube des alten Kaplaneihauses, um der frischen Luft zu genießen. Da sah ich ob dem Dorfe in Eggerberg in den Wiesen ein großes Licht. Ich meinte, jemand, der das Wasser besorge, habe ein solches bei sich; aber gleich zertheilte sich dasselbe in viele kleine Lichtlein, die in regelmäßiger Entfernung hin und her schwammen. Ich rief Hausleute zu, welche das Gleiche sahen. Die Lichter zogen endlich dem Batschiedergraben zu, wo die ersten in Feuerfunken geräuschlos zerplandend verschwanden, die andern aber noch in den Wiesen von Eggerberg erloschen. Der Pfarrer, der auch gerufen wurde, sah nur noch die letzten.

Der Munkistein.

Zwei Stunden in den Gebirgen, welche gegen Abend von Naters liegen, ob dem Dorfe „Wund“, liegt eine große schwarze, fast runde Fluh oder Felsen; auf selber steht ein Kreuz. Von dieser geht die Sage, der Teufel habe einst selbe auf das Dorf Wund wälzen wollen aus Zorn, weil man daselbst anfang eine Kirche zu bauen. Aber weiter als dort, wo der Felsen noch ruht, habe er ihn nicht fortbringen können. Damit man aber dem Teufel die Lust benehme, mit selbem nochmals so etwas zu versuchen, haben die Wunder ein Kreuz auf den Felsen gepflanzt.

Der Mörderstein im Pfiwald.

In dem großen Wald zwischen Siders und Leuck, auf der Mittagsseite des Ithonethals, genannt Pfiwald, befindet sich eine gespaltene Fels, der „Mörderstein“, welcher diesen Namen folgender schaurigen Sage zu verdanken haben soll: Ein Mörder, dem ein durch diesen Wald ziehendes Kind in die Hände fiel, stellte bei diesem Felsen, der dazumal noch ganz war, folgende Fragen an das Kind: „Was ist schöner als der Tag?“ Das Kind antwortete: „Der Mutter Blick!“ Mörder: „Was ist edler als Gold?“ Kind: „Der Mutter Herz!“ Mörder: „Was ist süßer als Honig?“ Kind: „Der Mutter Milch!“ Mörder: „Was ist weicher als Flaum?“ Kind: „Der Mutter Schoos!“ Mörder: „Was ist stärker als der Tod?“ Kind: „Die Mutterliebe!“ Mörder: „Was ist härter als Stein?“ Kind: „Des Mörders Herz!“ — Da habe der Mörder das Kind mit solcher Gewalt an den Felsen geschleudert, daß derselbe entzwei gespalten, wie zum schrecklichen Andenken noch zu sehen ist.


Die todte Hand.

Vor vielen Jahren ereignete sich in Bisp, daß einer Familie ein liebes, liebes, nur etwa zweijähriges Kind gestorben. Einige Tage nach dem selbes unter großem Leidwesen der Mutter auf dem Kirchhof von Bisp ist vergraben worden, sah man ein Händchen des verstorbenen Kindes aus dem Grabe emporragen. So oft man selbes in die Erde des Grabhügels zurückgeschoben, so oft streckte es bald darauf sein Händchen wieder hervor. Die Mutter, als sie solches vernommen, wurde sehr ängstig und traurig und zeigte, weil sie sich nicht zu rathen wußte, diesen seltsamen Fall dem Hrn. Pfarrer an. Dieser fragte sie: „Hat das Kind sich nie etwa gegen euch versündigt, und ihr es dafür nicht bestraft?“ „Ich wüßte mich gar nichts zu erinnern“, gab die Mutter zur Antwort, „außer, daß es mich einmal mit der Hand in's Gesicht geschlagen, was ich in Rücksicht

seiner Kindheit durch die Finger sah und ungeahndet ließ.“ „O, so!“ sagte der Pfarrer zur Mutter, „so geht hin, nehmt eine Ruthe und gebt der emporgestreckten todten Hand einige Streiche damit, und ich hoffe, wenn das Kind die verdiente Strafe erhalten wird es im Grabe Ruhe finden.“ Die Mutter that, obwohl mit schwerem Herzen, wie es der Pfarrer angerathen, und von der Zeit erschien die Hand ihres Kindes nicht mehr außer dem Grabe.

49.

Der Traum eines Bermatters.

em Franz Biner träumte vor zwei Jahren, seine Mutter seelig sei an sein Bett gekommen und habe ihm gesagt, er solle am folgenden Tage für sie einem durstigen Menschen zu trinken geben; sie wolle dann ihm im spätern Leben, auf einem hohen Berge, Hülfe leisten. Am Tage darauf kommt richtig ein sehr durstiger Mann, Peter Anton Biner, ganz im Schweiß; diesem gab er zu trinken, worauf derselbe manches „Vergeltsgott“ sagte. Allein, „wo mochte wohl der hohe Berg sein“, dachte er oft, denn diesen Traum hatte er schon vor mehreren Jahren gehabt. Franz Biner machte seit einigen Jahren den Führer. Er wollte im letzten Jahre mit einigen Engländern den Monte-Rosa besteigen. Es trat Föhnwetter ein und der Schnee wurde erweicht; dem Führer war, als wenn ihm Jemand sagte, sie sollen nicht weiter gehen. Der vor einigen Jahren gehabte Traum trat lebendig in sein Gedächtniß. Er schilderte den Reisenden die Gefahr, man kehrte um und kaum daß sie aus der gefährlichen Stelle waren, so stürzte eine Lawine gegen jene Richtung hinunter, wo sie, wenn sie nicht umgekehrt wären, von derselben erreicht und über einen hohen Felsen geworfen worden wären; denn mit entsetzlichem Krachen donnerte die Lawine über diesen Felsen in den Abgrund hinunter. Jeder aus Uns erkannte mit klopfendem Herzen die gütig rettende Hand Gottes aus dieser nahen Todesgefahr.

Der Bozo z'en Höfstegen in Saas.

B'en Höfstegen in Saas, so erzählte man sich bei einem Abendsiße, soll es ehemals sehr unheimlich gewesen sein. Wenn Jemand da spät in der Nacht vorbeiging, so soll es zuerst hell gepfiffen haben, dann aber, zum zweiten Mal, hoch aufgejauchzet (ho us'gjuzot ha), daß Berg und Thal davon wiederhallten. Es geschah einst, daß Einer, der zu lang im Abendsiße zubrachte, noch spät in der Nacht heimkehren wollte und eben bei diesem Steg, beim „Zelliloch“, wo es nicht geheuer war, vorbeipassiren mußte. Man suchte ihn zu überreden, daß er bleiben und früh Morgens nach Haus kehren solle; denn es könnte ihm an dem verrufenen Orte etwas geschehen. Er bestund aber fest darauf, am Bozenloch vorüber und heim zu gehen, weil er sich vor dem Bozo nicht fürchte. „Und wann es dir dann pfeift und jauchzet?“ fragte man ihn. „Da pfeife und jauchze ich ihm entgegen!“ gab er zur Antwort. Er verabschiedete sich also von der Abendsißstuhengesellschaft und kehrte, ungeachtet es sehr spät und finster war, nach Haus. Wie er nun bei dem verschrieenen Zelliloch ankam, hörte er es so helle pfeifen, daß es ihm durch Mark und Bein ging. Dennoch faßte er Muth und hat ihm entgegengepfiffen. Darauf hörte er es jauchzen, daß Berg und Thal davon erbeben. Und er war so frech und jauchzte ihm auch entgegen. Gleich hörte er ein starkes Krauschen durch den Wald und er sah einen großen Bock in mächtigen Säzen auf ihn zuspringen, der mit seinen vordern Füßen sich ihm auf den Rücken und die Achseln warf. Und so gut er auch vorwärts eilte, blieb ihm doch der Bock immer auf dem Rücken und wurde endlich so schwer, daß er meinte, er müsse sich fallen lassen. Da kam er mit großer Mühe zu einem Kreuz, das an der Straße stand; er umarmte dasselbe mit inbrünstigem Gebete, daß sich Gott doch seiner erbarmen wolle. Er machte das heiligste Versprechen, er wolle nie mehr in böse Abendsiße gehen, nie mehr mit den Todten G'spaß treiben, sondern hl. Messen für diesen Geist lesen lassen und Almosen geben, wenn ihm noch zu helfen sei. — Augenblicklich ist der Bock von ihm gesprungen und mit Geräusch in dem Walde verschwunden. Und weil er redlich sein Ver-

sprechen gehalten, soll man an dem unheimlichen Orte seither nichts mehr gehört haben. (*)

51.

Der Todtengang von Belwald.

(Erzählt von Meriz Walther, Lehrer.)

Es starb vor mehreren Jahren in Belwald ein Mann, mit Namen Johann Jos. Volken, welcher seinem Tochtermann Fabian Ritz vier Mal erschien. Das erste Mal sah er ihn in der Boralpe, die Weiden hinaufgehen; das zweite Mal bei der Hofstatt in der Scheune auf dem Strohbauk sitzen, als ob er das Vieh verpflegen wollte; konnte ihn aber aus Furcht nicht ansprechen, obgleich es schon heller Tag war. Einmal aber, am hl. Abende, sagte er zu seiner Frau: „ich will jetzt schlafen; wenn du wachest, so wecke mich um 11 Uhr, damit ich zu der Mühle gehen kann, (welche eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt war; man nannte das Ort „am Ried“) um zu sehen, ob die Mühle gut laufe und um mehr Getreide aufzulegen.“ Als er nun um 11 Uhr erwachte, stand er auf, nahm die Fackel und ging der Mühle zu. Nahe an die Mühle herankommend hörte er das Klappern der Mühle nicht mehr, ging darum schneller und schaute, als er eingetreten, vor Allem in den Mehlfästen. Da er sich aber umwandte, stand sein Schwärvater abermals hinter ihm, in Begleitschaft von zwei Wittgefährten, nämlich einem weiß gekleideten Jünglinge und einer schwarzen Gestalt, welche den Todten mit eisernen Ketten, um den Leib geheftet, festhielt. Aus Furcht rief der Müller: „Um Gotteswillen, was fehlt euch?“ „Wir fehlen drei Dinge; ich habe in Grun ein Lagel Wein gekauft und dasselbe nicht bezahlt; einen Federthaler der Kirche, welchen ich eingezogen habe, ohne das es sonst Jemand wußte, habe ich behalten und glaubte damit mein Gewissen nicht zu belasten; dann ein Gang nach Einsiedeln. Dieses sollst Du für mich gut machen und ent-

(*) Dies Auentheuer soll begegnet sein dem ältern „Alier-Jodern-Hane-Job“ auf Fre (geboren 1732). Er war Zimmermann und arbeitete „Ber-Brücken“ im Taglohn, als er einmal sich verspätete und mehr aus Muthwillen als aus Noth nach Hause zurückkehrte. Sein Angüßschrei soll in Ber-Brücken deutlich gehört worden sein.

richten. Der Müller sagte: „den Federthaler will ich erstatten und das Lagel Wein wollte ich auch gerne bezahlen, weiß aber nicht wem, doch nach Einsiedeln mag ich nicht gehen, denn ich bin zu alt, aber Jemand bezahlen und für euch schicken will ich.“ Der Todte antwortete: „Derjenige, von dem ich den Wein gekauft habe, ist todt, aber seine Söhne leben noch und diesen kannst du das Geld geben; aber nach Einsiedeln mußt du selbst gehen, ich will dir schon helfen, daß du gehen kannst.“ Als er ihm versprach, alle drei Dinge zu erfüllen, ließ sein Begleiter die Ketten fallen und fuhr mit Entsetzen den Berg hinunter; der Todte sprach noch zu ihm: „Nun bin ich erlöst, leb wohl! in kurzer Zeit sehen wir uns abermals“ und verschwand.

Im gleichen Jahre, in der Fasten-Temperwoche, ging derselbe einmal nach „Kesselschluchten“, des Abends das Vieh zu füttern. Da er etwas spät noch beim Stalle war, läutete es im Steinhaus den Englischen Gruß; er betete noch beim Stalle und ging nach Hause. Nach einer Weile sah er eine schöne Helle, die wie die klare Sonne schimmerte, und es begegnete ihm die Todten-Prozession. Der Erste trug ein weißes Kreuz, welches diesen Glanz verbreitete; nach diesem kamen zwei und zwei zur Seite und die Prozession dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Ziemlich am Ende kam sein Schwärvater. Der Müller sagte zu ihm: „Wie? ihr kommet noch da? Ich glaubte, ihr seiet schon erlöst.“ Der Todte aber antwortete: „Ich bin erlöst, muß aber noch wandern, habe weder Freud noch Leid, doch ist mir die himmlische Freude noch nicht gegönnt; aber bald werde ich dieselbe auch genießen.“ Dann sagte er ihm noch: „du wirst hier noch Mehrere kommen sehen, die du gekannt hast, und auch du wirst, bevor einige Jahre vorbei sind, diesen Weg wandeln.“ Und so geschah es; der Müller erkannte von der Todten-Prozession noch Einige, die kurz zuvor in Belwald gestorben waren, und er starb bald nachher. Der Todten-Gang soll in vier Theile getheilt gewesen sein und bei jeder Abtheilung war ein Priester im Chorröcklein, mit Biret und Hilthum-Arm. Dieses ist mir erzählt worden von Joh. Jos. Kräig, von einer Neptissin des gesagten Fabian Ritz und einem Jünglinge aus Belwald.

Der gefundene Todte.

Man fand einst in Saas in einer Hütte von Almagell einen fremden Todten. Ohne Zweifel hatte er im Winter diese hohen und wilden Berge passirt, hat sich, von Kälte und Strabagen erschöpft, in diese Hütte geschleppt und ist dort entschlafen, um nimmer zu erwachen. Weil man aber nicht wußte, ob er ein Christ oder Heid gewesen, so hatte man ihn nicht fern von der Hütte im Sand vergraben. Leute, die nicht lange nachher da vorüber gingen, sahen, daß vom Todten eine Hand hervorguckte und hörten nicht weit davon ein Vögelchen wunderschön singen. Man beugte die Hand wieder unter die Erde; aber bald darauf schaute wieder ein Fuß vom Todten herans. Auch dieser wurde wieder unter den Boden geschoben. So oft man da vorüber ging, schaute von diesem fremden Todten bald ein Fuß, bald eine Hand aus dem Grabe hervor; vergebens bestrebte man sich, selbe mit Erde zu bedecken und immer hörte man in der Nähe ein Vögelchen wunderschön singen. Da kam man auf den Gedanken, den Todten wieder auszugraben und ihn auf die Freithofmauer der Pfarrkirche zu legen. Diese Mauer hatte die Eigenschaft, die auf den Bergen gefundenen, unbekannten Todten, ob sie katholisch oder unkatholisch seien, zu enträthseln. Dies geschah auf folgende Art: War die Leiche, welche man auf die Mauer legte, in der Nacht außer den Gottesacker geworfen worden, so hielt man sie für unkatholisch; fand man sie aber am Morgen auf geweihtem Erdreiche, so war sie für katholisch gehalten. Am Tage darauf fand man diese Leiche, zur allgemeinen Freude, fast mitten auf dem Freithofe liegen. Das war ein gutes Zeichen!

D's Morisch Loch in Bermatt.


In Bermatt auf Rysel, in der Nähe des Rysel-Horns, ist eine ziemlich geräumige Höhle mit einem schmalen Eingang. Dort hauste einst ein verwildeter Schafhirt. Er ist durch das beständige Schafhüten so

menschenfcheu und menschenfeindlich geworden, daß er völlig verwilderte und die tägliche Nahrung nur abnahm, wenn man selbe irgendwo hinstellte und sich vor ihm nicht sehen ließ; denn so bald er einen Menschen erblickte, nahm er die Flucht und verbarg sich in den Gebirgen. Nach und nach kam er gar nicht mehr zum Vorschein, trieb sich immer in der Wildniß unter den Viehheerden herum und stillte seinen Hunger mit geraubten Schafen. Da die Leute den Schafsräuber nicht mehr dulden wollten, suchten sie ihn zu fangen; doch ihre Mühe war vergebens. So bald er merkte, daß man ihm nachstellte, flüchtete er sich immer auf das Ryselhorn, zu dem nur ein einziger und gefährlicher Weg führte, den er aber stets mit solcher Verwegenheit behauptete und die Heranstürmenden mit einem so dichten Steinhagel empfing, daß diese seine Schanze zu erobern aufgaben. Man wußte nun auf keine Art ihn unschädlich zu machen, als auf ihn mit Feuergewehren, wie auf die Gamsen, Jagd zu machen, wo er dann eines Tags von einem Jäger ab dem Ryselhorn geschossen wurde.

54.

Die Heidenplatte.

(Von Herrn Kaplan Mooser.)

 twan eine halbe Stunde nördlich vom Weiler „Zmutt“, an den sogenannten „Hubelwängen“ ist noch jetzt eine flache Steinplatte von ziemlichem Umfange zu sehen, auf welcher man mehrere Aushöhungen und Eindrückte deutlich wahrnimmt, in welche kleinere und größere Fersen von Menschenfüßen ganz gut hinein passen. Mancher Reisende steht nachdenkend still, wie doch die Natur solche Erscheinungen zu Tage fördern könne? — Da will nun eine Sage Aufschluß geben. — Vor vielen Jahrhunderten lebten in diesen Gegenden wilde Heiden, die auf dieser Platte ihre Versammlungen gehalten haben sollen. Man sagt von ihnen, sie wären auf ihren Fußfersen gestanden und gegangen; hätten darum dieser Platte, jetzt „Heidenplatte“ geheißen, solche Merkmale eingedrückt.

Der Bärenfaller.

(Von Kaplan Moser.)

Man erzählt, ein Mann, zwar klein an Geist, aber groß und stark an Körper, sei einst auf eine hochgelegene Bergweide gegangen, um seine Winter-
schafe zu füttern. Tiefer Schnee bedeckte die Erde und dichter Nebel umhüllte die ganze Gegend; dazu stürmte es furchtbar. Dem Manne ward unheimlich, als er noch zu allem dem das Heulen der Wölfe und das dumpfe Brummen der Bären hörte, die von Hunger getrieben auf Beute herum-lauerten. Doch faßte er Muth, auf seine Kräfte vertrauend, und ging vorwärts, um seine lieben Hausthiere nicht etwa verhungern zu lassen. Er hatte sein Reiseziel fast erreicht, als aus dem Viehstalle ein großer Lärm sein Ohr traf; die Schafe blöckten angstvoll und die Lämmer schrieen zum Erbarmen. Im Flug ist der Mann zur Hütte; aber o Schrecken! Die Stallthüre ist eingeschlagen und ein Bär eingebrochen, der unter seiner Heerde schonungslos niederschlägt und grausam würgt. Dem entsetzten Bergmanne entschlüpfte unter der offenen Thüre ein donnerdes „Holla“ in den Stall hinein; der Bär ließ sich aber auch nicht zwei Mal rufen und hoch aufbäumend wollte er sich auf den ungelegenen Störefried werfen, als dieser mit den Worten „Oho Schurke! willst du von Arm! ich will auch von Arm!“ ihn mit offenen Armen um die Brust erfaßte, fest an sich klammerte und seinen Hals mit starker Stirne so kräftig liebkoste, daß derselbe mit Rachen und Zagen nur noch die Lust zu beißen und zu peitschen vermochte. Ein gewaltiger Krafttanz ward nun unvermeidlich; — die Gegner hatten zu gesunde Füße und zu feurigen Muth. Natürlich führte der Tummeltanz bergab — und immer mehr bergab, bis Beide in einen Abgrund stürzten, wo der Schwere — der Bär — voran, zuerst auffiel und Beine, Rücken und Genick zerbrach. — Der muthige Bergmann und seine Familie waren fortan „Bärenfaller“ geheißen.

Die Todtenlichter.

(Von Herrn Kaplan Mosser.)

Schon in alten Zeiten — und noch in unsern Tagen — sollen nicht selten in finstern Nächten, entweder auf freiem Felde oder bei Gebäuden und gar in denselben, bald kleinere, bald größere blaufarbige Lichter gesehen werden, die eine Zeit lang zwitschernd leuchten und dann gewöhnlich plötzlich verschwinden. Man nennt diese „Todtenlichter“, welche den baldigen Tod eines Menschen aus der Familie, auf deren Eigenthum oder in deren Gemächern selbe zum Vorschein kommen, anzeigen sollen.

Im Jahre 1868 wurden bei einem unbewohnten Hause zwei Lichter gesehen, ein kleines und ein großes; und richtig, nach ungefähr zwei Monaten, starben aus der Familie, der das Haus angehörte, ein Kind und dessen Großvater. — Im Jahr 1867 fiel in Zermatt ein Mann schwer krank; genas aber wieder und war wohl auf. Dieser besuchte eines Sonntages eine zahlreiche Gesellschaft, an der auch Schreiber dieses Theil nahmen. Wir alle wünschten ihm Glück zu seiner Genesung. Da kam ein Mann herein und sagte zu ihm: „Ich habe nicht geglaubt, daß du wieder gesund würdest, denn ich habe das Todtenlicht auf deiner Matte gesehen.“ Und der Genesene ward wieder krank und in kurzer Zeit eine Leiche. (*)

Ein Voldgang.

In den Eggen, in Grächen, war ein Haus, vor dessen Fenstern der Voldgang besonders an den Temperagen statt hatte. Es war eben ein großer Tod im Visperthal und auch in Grächen straben Viele. Da hörte der Bewohner dieses Hauses, als er eben in's Bett

(*) Denjenigen, die an solche Lichterscheinungen oder deraut Zeichen glauben, kann man Behutsamkeit und Schweigen nie genug anrathen. Die traurigste Erfahrung lehrt, daß Angst und Schrecken unter furchtsamen Leuten viel Unheil anzurichten im Stande sind. Ich wiederhole, habet Mitleiden mit euren Mitmenschen, quälet und sie nicht so!

gehen wollte und schon einen Strumpf abgezogen hatte, den er noch in der Hand hielt, plötzlich ein dumpfes Getöse; — es rauschte der Boldgang vorüber. Schnell ging er leise an's Fenster und sah eine große Prozession von Todten vorübergehen, unter denen sich auch viele ihm Bekannte und unlängst Verstorbene befanden. Zuletzt kam Einer, der an einem Bein keinen Strumpf anhatte, wohl aber denselben in der Hand trug. Er verstund, was dies zu bedeuten habe; daß er nämlich sich selbst unter den Todten gesehen und der Letzte sein werde. Er bereitete sich zum Sterben und war auch wirklich der Letzte, der in dieser tödtliche Krankheit in Gräben zum Grabe getragen wurde.

58.

Die Todtentrommel.

(Von Herrn Kaplan Meoser in Zermatt.)



ie „Todtentrommel“ wollen Viele gehört haben, selbst solche, die noch jetzt leben. Sie soll einer gewöhnlichen Trommel nicht gar unähnlich sein; nur sollen ihre Töne viel dumpfer und melancholischer, die gespielten Märsche aber sehr altmodisch lauten. Merkwürdig ist dabei, daß die Trommelschläge viel deutlicher gehört werden, wenn man nur obenhin und gleichgültig zuhört. Ein Mann von fünfzig Jahren, der vor zwei Jahren gestorben, hörte die Todtentrommel so oft in den Gebrühen schlagen, daß er mit Leichtigkeit die Melodien derselben nachzupfeifen im Stande war. Dem Einsender dieses hat derselbe zwei Todtenmärsche vorgespielt, so oft er darum nur war ersucht worden. — Man glaubt, die Züge und Prozessionen der Abgestorbenen wandern unter solchem Trommelspiele herum; darum bleibt auch die Todtentrommel nie am gleichen Orte still, sondern zieht hörbar immer weiter und weiter.

Von solchen Todtenzügen wird überall viel erzählt, wie z. B. die Verstorbenen gewisse Wege und Straßen einhalten, die mit Holz oder Steinen nicht verlegt (abgeschlossen) werden dürfen; wie sie in Hütten und Ställen, die zu nahe ihren Zug berühren, Menschen und Vieh belästigen, 2c. 2c. Ich will das Gehörte und Erzählte hier nicht wiederholen, sondern nur einen Zug noch anführen, den ein unbescholtener Jüngling

einst soll beobachtet haben. — Dieser wohnte allein und von allen Menschen abgeschieden in seinem Berghause. Die langen Winterabende brachte er gewöhnlich ohne Licht zu mit Rosenkranzbeten hinter dem warmen Stubenofen. In einer schauerlichen Winternacht, als eben die Winde den frischgefallenen Schnee heftig herumtrieben und er sich ganz allein im Dörflein wußte, hörte er auf einmal viele Menschentritte vor seinen Fenstern vorüberziehen. In aller Eile schlüpft er hinter dem Ofen hervor und gewahrt mit Staunen eine große Menschen-schaar vorüberziehen; er erkannte zwar Niemanden, doch fiel ihm auf, daß der Letzte einen ausgezogenen Strumpf auf der Achsel trug. Mit Entsetzen gewahrte er nun, daß er selbst so einen Strumpf auf der Achsel trage; er hatte denselben beim Hervorkommen hinter dem Ofen von der Wand gerissen und sich selbst unbemerkt so aufgeladen. — Der Seher starb noch im gleichen Jahre. —

59.

Das Dorf auf der Theodul-Ebene.

(Erzählt von Kaplan Meeser in Zermatt.)

Der St. Theodul ist wohl der höchste Bergpaß unserer Schweiz, wo im Sommer während ein paar Monaten eine bewohnte Schutzhütte steht, die den Reisenden Labung und Stärkung bietet. Vor noch wenigen Jahren war derselbe oft mit Maulthierern befahren, weil man viel Wein und anderes Getreide von Aosta abholte. Jetzt ist derselbe noch gangbar den Kühen, Rindern, Schafen, Ziegen und im Nothfalle noch den Maulthierern. Dieser hohe Paß, der sich 10,667 Fuß über's Meer erhebt, wird besonders im Sommer von den Touristen, und zwar bei gutem Wetter leicht und meistens gefahrlos überschritten. Bevor man die Theodulshöhe erreicht, welche die Grenzscheide ist zwischen Piemont und der Schweiz, muß eine weite Ebene passiert werden, die seit Menschen Gedenken mit Schnee bedeckt ist. In dieser Ebene soll vor vielen Hundert Jahren ein Dorf gestanden sein, das wegen seiner Größe und Volksmenge einer kleinen Stadt nahe kam. Wenn es vor Jahrhunderten Zeiten gegeben, in denen ein so zahmes Klima herrschte, daß kaum die höchsten Bergspitzen mit Gletscherfirnen bedeckt waren, so

könnte diese Sage nicht aller Wahrscheinlichkeit entbehren, denn Raum wäre in dieser Ebene hinlänglich gewesen. Es trafen aber kältere Jahrhunderte ein und das Bleiben war für diese hohen Bergbewohner immer schwieriger. In einem Jahre fing es schon frühe im Herbst heftig zu schneien an, der Wind spielte im Schneegestöber und fühlbare ungewöhnliche Kälte stellte sich ein. Da soll ein hochbetagter blinder Greis, der hinter dem Ofen saß, gefragt haben, „ob die Farbe der ungeheuern Schneemasse weiß oder wie bis dahin noch röthlich wäre“. Als erwidert wurde, „der Schnee sei weiß“, sagte er: „Nun ist für uns hier kein Bleiben mehr, es ist an der Zeit, diese Hochalpe zu verlassen und zähmere Gegenden aufzusuchen.“ Er hatte wahr geredet, denn der Schnee schmolz nie mehr und wurde zum Gletscher.

60.

Das Toggi.

(Erzählt von Herrn Kaplan Mooser.)

Seltene Erzählungen werden noch immer von dem sogenannten „Nachtogg“ auf die Bahn gebracht, doch weniger häufig als früher, wo dasselbe manchem Menschen jede Nacht beinahe regelmäßig seine lästigen Besuche machte. Es ist ein unsichtbares, eigenthümliches, räthselhaftes Wesen, (wohl aus der Unterwelt) das weder auf Geschlecht noch Alter eine Rücksicht nimmt, sondern ganz willkürlich zu schalten und zu waken scheint. Von demselben werden hie und da nicht nur Kinder, Jünglinge und Töchter, sondern auch Männer und Weiber, ja sogar betagte Greise überfallen. Diese ungebeten Besuche geschehen während der Nacht, wo der Mensch im Schlafe und zwar auf dem Rücken liegt. Die Angefallenen werden von einem ungeheuern Gewichte gedrückt, gleich als wenn die größten Felsblöcke auf ihnen lägen. Das Toggi setzt sich auf das Herz und der hilflose arme Mensch, obgleich er fühlt und hört, ja im wachenden Zustande zu sein scheint, liegt regungslos da und kann weder Hand noch Fuß bewegen; sein Athem stockt und er schwebt in der äußersten Gefahr, vor Schwere und Athemlosigkeit den Geist aufzugeben. Zum Glück ist die Dauerzeit gewöhnlich nur von einigen Minuten. Nach der Befreiung

fährt der Mensch auf und holt Athem nicht selten mit einem Angstgeschrei. Das Herz erweitert sich, die Brust schwillt auf und der Mensch ist dann gewöhnlich mehrere Stunden lang wachend, unruhig und scheu. Es gibt Leute, die dessen Herannahen wollen gehört haben, gleich als wenn eine Rake im schnellen Laufe daherrene. Hatten sie dann noch Zeit, sich schnell auf die Seite zu wenden, so wird es damit in die Flucht geschlagen. Die Augenblicke aber müssen eilfertig benutzt werden, denn in einem Nu werden sie überfallen. Man will es auch gesehen haben und zwar in Gestalt einer großen Warderkake oder eines alten Murrelthieres. Es geht übrigens die Sage, daß man solchen lästigen Besuchen vorbeugen könne, wenn vor dem Schlafgehen gehörige Vorkehrungen getroffen werden. Wider dieses Umding helfe aber alles Gute nicht, weder Beten, Kreuzzeichen noch Weihwasser, sondern einzig, wenn man einen gut geschliffenen Säbel oder ein scharfes Messer zu sich ins Bett nehme. In diesem Falle sei der Schlaf ruhig und von dem Toggi nicht im Geringsten etwas zu fürchten.

61.

Das sich verwundernde Gottwerggi.

Don Zwergen — Gottwerggini, Erdmännli — weiß man fast in jedem Thale etwas zu erzählen; bald von ihrer Dienstbarkeit, bald von ihrer Schlaubeit und Kunstfertigkeit, bald aber auch von ihrer Wahrsagerei und Verstellungskunst. Sie sollen in Wäldern und Berghöhlen gewohnt haben. In Emd zeigt man noch einen Stein, in dem der Fuß eines Zwerges eingedrückt sein soll und darum der „Gottwerggi-Stein“ heißt. In Gerunda, auf der Schattenseite von Siders, finden sich in den Felsen noch kleine Höhlen, welche man „Zwerglöcher“ nennt, weil darin die Gottwerggini sollen gewohnt haben.

Die Gottwerggini wurden einst sehr gerühmt wegen ihrer Barmherzigkeit gegen Kranke und Arme. Durch Kenntniß der Heilkräuter machten sie oft Wunderkuren an den Kranken und zeigten den Armen manchmal verborgene Schätze; waren ihnen überhaupt dienstbar in Haus und Flur.

Um oft Gehörtes nicht zu wiederholen, hier nur eine

Sage. — Eine Hausmutter, welche Eier kochte, legte die leeren Eierschalen auf die Treche (Feuerherd). Da kam ein in diesem Hause vertrautes Gottwerggi dazu und rief voll Verwunderung aus: „Ja nu, ja nu! i bi do afu alts, i bsinnu mi, dafsch scho drimal du Pfäwald abghautwu heint und wieder um uf gwagsu ist, aber so vil Häfilini (so nannte er die Eierschalen) ha ni do mi Lebtag no niemal gseh!“

62.

Die Milchdiebe.

(Von Kaplan Mooser.)

Don den Godverjinen — Zwergen — Erdmännlein — wird auch in Zermatt viel erzählt. Man glaubt, sie seien braun von Farbe, klein von Gestalt und gering und zerlumpt in Kleidern gewesen. In Zermatt und in der Umgegend wurden sie von heranrückenden Ansiedlern immer mehr verdrängt; darum hausten sie da zuletzt nur noch in den Bergen. Ihre Wohnungen schlugen sie in Berghöhlen auf, von denen noch einige sollen zu sehen sein; die meisten sind aber jetzt von dem Gorner- und Monte-Rosa-Gletscher verschüttet. Man behauptet, die Godwerjini hätten große Löcher in die Felsen geschnitten mit engem Eingange und inwendig größerm Raume zum Wohnen.

Unter den vielen Sagen, die von den Zwergen noch unter dem Volke leben, wird auch erzählt: Zwei Godwerjini, ein altes und ein junges, hätten Behagen gefunden und sich erfrecht, einem Bergmanne auf der Hochalpe in den Milchkeller einzubrechen und Milch und Nidel — Rahm — zu naschen. Das lag unserm Bauer nicht recht bequem; er sann auf Mittel, dem Ding abzuhelpen. Er schloß anfangs den Keller fester; — half nichts. Dann begann er aufzupassen; — die Diebe kehrten sich nicht daran. Mit offener Gewalt und von Arm getraute er sich nicht sie anzugreifen, weil er schon wußte, er würde das theuer bezahlen. Darum ersann er eine List; er nahm eine Handwanne und verbarg sich im Keller darunter. Als die Diebe wieder kamen, begann er mit der Wanne zu rütteln und zu lärmern, in der Hoffnung, sie würden voll Angst auf und davonspringen. Wirklich wurde der Junge scheu und

wollte davon; aber der Alte zog ihn zurück und lachte: „Laß du d'Wanderke nur rüsten und schlapp's du brav!“ —

63.

Die Godwerji-Hausfrau.

(Von Kaplan Mooser.)

In Zermatter soll sich einst in ein Godwerji-Mädchen verliebt und selbes zu seiner Lebensgefährtin gewählt haben. Die Ehe soll nicht übel ausgefallen und sogar mit mehreren Kindern gesegnet worden sein. Nur hatte sich die Braut noch vor der Trauung ausbedungen, daß der Mann ihr etliche Schimpfnamen nie sagen dürfe. Unter diesen Namen weiß man nur noch das Wort „Holzmuoterli“ zu nennen; die übrigen sind vergessen.

Einst ernte das Weib schon frühzeitig bei schönem Wetter den Weizen, als er noch unreif war. Hierüber wurde der Mann böse und sagte zum Weibe einen der ausbedungenen Schimpfnamen. Die Frau verließ auf der Stelle das Haus und kam nie mehr zum Vorschein. — Der nun verlassene Mann bereute später seine Uebereilung sehr, und das um so mehr, weil er seiner Gattin einen unverdienten Verweis gegeben hatte, denn nach wenigen Tagen kam böses Wetter; es fiel Schnee und ein starker Frost verdarb alle noch nicht gesammelten Feldfrüchte vollständig.

64.

Die Here am Stafel.

(Von Herrn Kaplan Mooser.)

Zur Zeit, als von Heren und Strideln und deren Unfugen noch viel die Rede war, hielt die Zermatter-Gemeinde einen Gemeintrunk. — Da saßen Männer und Jünglinge gemüthlich zusammen im Gemeinshaus und verleben einen frohen Abend; unlieb ist es darum allemal, wenn ein solch Zusammenleben irgendwie gestört wird. — Kaum war aber diesmal die Gesellschaft beisammen

und die ersten Becher eingeschenkt, hieß es mit Schrecken, am Stafel sei ein Unthier sichtbar geworden und man dürfe die Schafe nicht ohne Aufsicht lassen, wenn man nicht Schaden haben wolle. Weil Niemand gerne das Gemeinhaus verließ, erboten sich die ledigen Töchter, für die Nacht Wache zu halten. Damit waren alle wohl zufrieden und eine Schaar muthiger Mädchen stieg in die Alpe hinauf. Diese fanden aber gar nichts Feindseliges; bezogen darum, weil es eine kalte Herbstnacht war, eine alte Hütte, um gemüthlich einander in allerhand Jugendspielen den Abendsitz abzukürzen. Alles ging nach Wunsch; sie blieben ohne Störung. Doch kaum brach Mitternacht an, da erhob sich ein furchtbarer Sturm, die Erde erbebte, die alte Hütte zitterte, der Wald krachte, die Schafe sprangen blöckend umher und die erschrockenen Wächterinnen krochen in die ersten besten Schlupfwinkel, wo sie laut zu beten anfangen. Zum Glück dauerte der Spektakel nicht lange; alles ward wieder still und ruhig. Die guten Mädchen verlebten nun eine schlaflose Nacht und kehrten am Morgen, noch ganz bleich vor Schrecken, nach Hause zurück.

Nach etwelchen Jahren bekannte eine Hexe noch auf dem Scheiterhaufen seelenfroh, wie sie einst im Stafel eine muntere Mädchengesellschaft geschreckt und in Todesangst gejagt habe. Sie sei gerade ob der Hütte gestanden und habe, indem sie ihre Schürze schüttelte, den furchtbaren Sturm hervorgerufen.

65.


Die Hexe in den Bächen.

(Von Kaplan Mooser erzählt.)

Von sogenannten Hexen und Strideln werden noch manche drollige Sagen erzählt, wie sie z. B. den Menschen geschadet und denselben auf mancherlei Weise zum Besten gehabt hätten; diese Schelmenstreiche so lange fortsetzten, bis sie endlich dieselbe auf dem Scheiterhaufen zahlen mußten. Hier werden noch in der Mitte von schönen Wiesen zwei ungeheure Felsblöcke gezeigt, die eine Hexe auf dem Kopfe dahin soll getragen haben, obgleich sie wegen dem ungeheuern Gewichte ihren schlanken und aufrechten Gang nicht im Mindesten veränderte; ja sogar darum-

ter noch emsig soll gestrickt haben. Eine eigenthümliche Sage knüpft sich der in den Bächen am Fuße des Riffelberges wohnenden Hexe an. Diese hauste in der nun sehr bekannten Riffelgegend ziemlich arg. Mit einer weißen Schürze (Vor-schoß) soll sie hoch oben auf dem Riffelberg auf den Boden geschlagen und damit auch im Sommer verschiedene Lawinen in Bewegung gesetzt haben, die dann donnernd von den Bergen hinabstürzten, in der Ebene Alles verwüsteten und so dem Landmanne manchen Kummer verursachten und viele Thränen entlockten. Dieses unheimlichen Treibens überdrüssig, machte man Anstalt, die Hexe einzufangen. Man dachte einen Zeitpunkt aus, wo die Hexe gänzliche Sicherheit hoffen konnte. Sie muß jedoch von einer ihr drohenden Gefahr etwas gemerkt haben; allein zu spät, denn sie hatte nicht mehr Zeit, sich aus dem Hause zu flüchten. Was that selbe? Ein fein ausgedachter Betrug sollte sie noch retten. Sie zog den Rosenkranz hervor und fing hinter dem Ofen laut an zu beten. In dieser Stellung traf man sie an; sie rief den Eintretenden die Worte zu: „Ihr findet mich an einem guten Werke!“ Nichts desto weniger wurde sie ergriffen, auf einen Schlitten festgebunden und in's Dorf hinabgeschleppt, um der Obrigkeit ausgeliefert zu werden. Untermwegs bat sie die Häfcher, man möchte ihr erlauben, die Schuhriemen wieder festzubinden, so sich aufgelöst hatten. Zum Glück verweigerte man ihr dieß, denn man hätte es theuer bezahlen müssen. Die Hexe bekannte vor dem Feuertode, wäre ihr dies erlaubt worden und hätte sie mit ihren Füßen die Erde nochmal berühren können, so hätte sie Kraft bekommen, ihren Händen zu entweichen; ja sie hätte mit ihren scharfbenagelten Schuhen ihnen nicht nur die Zähne eingeschlagen aber die Schädel zerschmettert.


Der Bozo im Biffigwald.

 m Biffigwald, hinter dem Dorfe St. Niklaus, soll es auch sehr unheimlich sein. Noch vor zwei Jahren soll ein Mädchen am hellen Mittag, als es den Arbeitern zu essen brachte, im Biffigwalde einem Fuchs begegnet sein, der ihm nicht aus dem Weg ging. Als er näher

kam und kaum vorbeipassirt war, sah es, daß der Fuchs zwei Köpfe hatte und bald darauf im Walde verschwand. — Oft soll man es wie ein großes Schwein grunzen gehört haben; oft als ein Roß und auch als ein Stier dort gesehen, wo doch beßgleichen in der Nähe nirgends anzutreffen war. Man begegnete dort auch einem Hasen mit 3 Beinen, hörte einen Hahn dort laut krähen und soll dort auch plötzlich ein so starker Wind entstanden sein, daß die Waldbäume unter schauerlichem Rauschen hin und herschwankten; und wenn man aus dem Walde trat, wollten die Leute nichts davon verspürt haben. Auch ein seltenes wüstes Geschrei hörte man oft zu Nachts, wie ein Eulen- oder Uhugeschrei. Darum sagen gewisse Leute, uns fürchtet am hellen Tage in diesem Walde.

67.

Neueste Geistererscheinungen.

ährend unsere Zeitgenossen nur trockene Prosa sind, waren unsere Alten durch ihre reiche Sagenwelt fast lauter Poesie. Ueberall wirkten schöne oder schauerliche Geister in dem Weltenraume mit, wenn etwas Gutes oder Böses sich ereignen sollte. Doch was sage ich, in unserm Oberwallis scheint die Zeit der Sagen, Märchen und Spudgeschichten wieder zurückzukehren. Machen die Geister vielleicht auch ihre Rundreise, wie der ewige Jude? Man möchte es fast glauben, wenn man so viel völlig Unglaubliches von glaubwürdigen Leuten erzählen hört. — In Täsch zündete nicht vor langer Zeit eine unsichtbare Hand im Zimmer eines kranken Mädchens zuerst auf dem Tisch, dann auf der Ofenbank ein Licht an. Bald klagte die Kranke, sie werde an den Haaren gezogen und es wolle ihr die Decke fortreißen. Alle hörten ein unheimliches Krachen an der Wand und die Hausmutter selbst wurde an der Schürze lebhaft gezogen. Man nahm Zuflucht zum Gebete und zu Segnungen und der Spud hörte langsam auf. — In Randa, Bisperthal, ist ein Haus, welches durch sein unheimliches Wesen gegenwärtig allgemeines Aufsehen erweckt. Es soll dort ein — tüdischer Kobold den Hausmeister aus dem Bette gestoßen und, wenn er im Keller Wein holte, mit Steinen hinausgejagt haben. Am Abend und selbst am Tage, bei verschlossenem

Hause, hörte man es darin jammern, seufzen, poltern, rauschen und mit Rühtricheln läuten und noch viel Anderes. Die benachbarten Pfarrer sind als Exorcisten berufen worden; konnten aber nichts ausrichten.⁽¹⁾ — In Zermatt soll der Pfarrer einer Verstorbenen die Kommunion ausgetheilt haben.⁽²⁾ — Ein Mann soll dort nach dem Tode einer Person erschienen sein und Anordnungen für seine Erlösung gefordert haben. — In Emd soll bei hellem Tage eine Schwester ihre Verstorbene in der Scheune im Festagsgewande gesehen haben; doch weil sie ihr den Rücken zugewandt, habe sie selbe nicht anreden dürfen. — In Visperterminen soll ein Bruder dem Andern erschienen sein und ihm einige Offenbarungen gemacht haben.⁽³⁾ — In Bellwald hat eine derartige Erscheinung und ein Todtengang großes Aufsehen gemacht und ist fast allgemein für eine unbezweifelte Wahrheit gehalten worden. — Ich könnte Vieles von der Art noch anführen. So wenig ich überhaupt an solche Spuckgeschichten glaube, so wage ich es doch nicht alle diese Leute, die es mit vollem Ernst erzählen, der Leichtgläubigkeit zu beschuldigen. — Nicht seltsam mag es sein, daß in den heutigen Zeiten, wo so viel Unglauben herrscht und der Materialismus alles Geisterhafte verdrängen will, man vielerorts

(1) Jetzt hat dieser Spuck aufgehört, weil das rechte Mittel angewandt wurde.

(2) Eine fromme ledige Person, welche oft die hl. Sacramente zu empfangen pflegte, fiel krank und konnte wegen beständigem Erbrechen die hl. Begehrung nicht erhalten. Am ersten Sonntage nach ihrem Tode erschien sie an der Kommunionbank in ihrer gewöhnlichen Sonntagskleidung und am gewohnten Plage, wo ihr der Pfarrer, der sie wohl kannte, aber an ihren Tod im Augenblick eben nicht dachte, die hl. Kommunion ertheilte. Als dieser gleich darauf sich ihres Todes erinnerte und die Sache näher untersuchen wollte, war die räthselhafte Person nirgends mehr zu finden.

(3) Ein braver und sehr ernsthafter Mann hatte in der Typhuskrankheit, welche 1860 in Visperterminen viele Opfer gefordert, seine Gattin und einen lieben Bruder verloren. Bald darauf wollte ihm der Schlaf in einer vom matten Mondlichte sparsam erleuchteten Nacht kein Auge zudrücken; seine Kinder und eine Hausmagd aber schliefen fest im gleichen Zimmer. Nachdenkend setzte er sich im Bette auf und begann für die lieben Verstorbenen ein frommes Gebet zu verrichten. Als er aber zufällig in der Stube umblickte, sieh! da saß sein tochter Bruder auf der vordern Tischbank zum Tische gewendet und seine Arme auf denselben stützend. Er war genau in Allem gekleidet, wie er in's Grab gebracht wurde. Der lebende Bruder, der seltsamer Weise keinen besondern Schrecken empfand, eröffnete mit ihm ein langes Gespräch und verlor ihn dann wieder aus den Augen ganz plötzlich und unerwartet. Er vernahm Geheimnisse und Aufträge, die deutlich für die Wahrheit der Erscheinung sprachen. — Die Magd merkte von Allem nichts, aber die Kinder fragten am Morgen den Vater, wer in der Nacht in die Stube gekommen sei und so lange mit ihm gesprochen habe. —

in das andere Extrem, den Aberglauben zu verfallen verschrien wird. — Wer ist im Stande all' das Sonderbare natürlichen Wirkungen, in soweit wir selbe kennen, zuzuschreiben?

68.

Das Bittern der Aspe.

Als ich einst bei einigen schlanken und hochgewachsenen Aspen (Espen) vorüberging und dem seltsamen Zittern ihres Laubes, das bei dem geringsten Luftzug immer in eine rauschende Bewegung geräth, zu sah, sagte ich zu einem alten Manne, der mein Begleiter war: „Das ist doch ein seltsamer Baum! — während die übrigen Bäume in der Nähe ganz ruhig stehen und kein Blatt sich daran bewegt, zittert dieser immer.“ „Das kommt“, erwiderte mein Begleiter, „vom Fluche Gottes her; denn aus dem Holze der Aspe soll das Kreuz, an welchem unser lieber Heiland gestorben, gezimmert worden sein. Alle Geschöpfe haben mit seinem bitterm Tode Mitleiden gehabt; die Sonne bedeckte ihr Angesicht, die Felsenerspalteten, die Erde erbehte, die Todten kamen hervor, ein Heide rief aus, wahrhaftig das ist Gottes Sohn. Aber die Aspe hatte kein Mitleiden, da er an ihrem Holz seufzte, litt, zitterte und starb. Darum hat der göttliche Heiland sie verflucht: „So wie ich an deinem Holze, in der dreistündigen Todesangst zitterte, so sollst du, so lange ein Baum von deiner Art irgendwo auf der Welt ist, auch immer zittern zum schrecklichen Gedenkzeichen.“ — Darum zittert die Aspe immer so sehr.

69.


Die bestrafte Verwegenheit.

In Mädchen, welches in einer Abendstube, wo eifrig die Spindel gedreht und viel von Todtenerscheinungen, Bozen und Kobolden erzählt wurde, sich mit seiner Furchtlosigkeit brüstete, ging in seiner Verwegenheit soweit, daß es vor der ganzen Gesellschaft sich anerbote,

wenn's ein ordentliches Bett gelte, wolle es in dieser finstern Nacht auf den Kirchhof gehen und es wagen, seine Spindel in den Grabhügel der letztverstorbenen Person zu stecken. Gesagt gethan; — das angebotene Bett wurde angenommen. Da sie aber lange nicht zurückkehren wollte, so wurde der Gesellschaft Angst, es möchte ihr etwas begegnet sein. Es machten sich also Einige auf, um nachzusehen, warum sie so lange nicht zurückkehren wolle. Da fanden sie dieselbe, als sie auf den Freithof kamen, todt auf dem Grabe liegen. Sie hatte sich ohne Zweifel, als sie die Spindel in das frische Grab steckte, ihre Schürze in der Uebereilung damit angeheftet und, weil sie bei der finstern Nacht dies nicht wahrnehmen konnte, so glaubte sie, der Todt habe sie erfaßt und wollte sie nicht mehr los lassen; — darum hatte sie, vor großem Schrecken, ein tödtlicher Herzschlag getroffen.

70.

Die Muttergottes am Felsen.

nterhalb Täsch, hebt sich hoch über St. Niklaus der Rätti, mit einer schroffen Felswand gegen das Thal. An dieser Wand steht ein kleines Muttergottesbild von Stein. Früher stand es unten am Wege. Da flehte einer zu ihm, blieb aber unerhört. Da griff er, als er wieder kam, hin, und warf das Bild mit Unrath, und da weinte das Bild. Dennoch warf's er noch einmal, da hob sich das Bild hoch hinauf an die Felswand; dort stand's nun, und Niemand konnte es erlangen. Den Thalleuten jammerte das, sie hatten das Bildchen lieb gehabt und es sehr verehrt, und mochten's gern wieder herunter haben. Aber der Felsen an jener Wand, war zu steil, keiner vermochte daran emporzuklimmen, und keine Leiter reichte zu solcher Höhe. Darauf wurden sie in St. Nikolaus Rathes einig, sie wollten von oben versuchen, und eine Schaar erkletterte den Rättigipfel, und sie hatten sich Werkzeichen gemacht, und gerade über dem Bilde wurde nun an starken Seilen ein Mann hinabgelassen, der sollte es heraufholen. Schon war der Mann fast am Bilde, er sah es schon stehen, da sah er, wie das Seil immer dünner wurde, wie ein Bindfaden, und dachte, daß es nicht halten und er jämmerlich in den tiefen Abgrund stürzen werde,

und schrie: „Zieht auf, zieht auf der Strick wird dünne!“ — Sie ließen ihn aber noch immer weiter herab, jetzt war er am Bilde, jetzt hätte er's nehmen können, aber da war das Seil dünn geworden wie ein Haar, und er schrie nochmals: „Um Gottes Willen zieht auf, sonst bin ich verloren!“ Da zogen die Männer ihn hinaus, und je weiter er aufwärts kam, je dicker und stärker wurde wieder der Strick. Da nahmen die Leute von St Nikolaus wahr, daß das Bild am Fels, und nicht in einer Kapelle stehen wolle, wie jenes auf dem Wülzberg in Franken, das auch nicht in einer Kapelle blieb, sondern auf einem Felsblock, am Wallfahrtswege seinen Stand behauptete.

(Aus Bechsteins Sagen.)

71.

Das Paradies der Thiere.

Soch droben auf dem Matterberg ist eine Stelle, die aber keiner, oder doch gar selten, einer finden kann, die hat der laufende Jud nicht mit vermünschen können, weil sie von Gott gesiegt ist von Anbeginn. Da ist kein Schnee und kein Eis, da ist Sonne und Freude, Wonne und Weide; da quillt erst eigentlich mit leisem Gewisper die Bisse hervor, die später erst unter dem Alpgletscher zu Tage rinnt, dort ist das Paradies der Thiere. Da gibt es herrliche Steinböcke und Gamsen, Adler und Geier, Schneehühner und Birrhähne, auch Murrelthiere, und keines beleidiget das andere, alle leben da friedlich beisammen. Nur alle dreimal sieben Jahre, darf und kann ein Menschenauge in dieses Paradies der Alpenthiervelt blicken, wo es so wonnevoll und schön ist, alles voll Alpenrosen und Gentianen, und von zwanzig Gamsjägern, glückt das auch kaum einem einzigen. Da stehen uralte Pinienbäume und Ahorne, und die Pinien tragen Zapfen, deren Kern süß schmeckt, wie Mandeln, das sind die Zirbelnüsse. Wenn es glückt in das Paradies der Thiere zu treten, der darf wohl von den Zirbelnüssen nehmen und kosten, aber nimmer mehr ein Thier fangen oder tödten, sonst kostet's ihm das Leben. Viele haben in die uralten heiligen Plantanenstämme, zum Zeichen ihres Andagewesenseins ihre Namen geschnitten. Außerdem sieht

man selten noch einen Steinbock, und selten eine Pinie und die stehen hoch und schwer erreichbar. Denn es geht die Sage, daß es zwar deren viele und überall gegeben habe, da aber die Dienerschaft immer gern die Rüsse genascht und mit Ausfarnen viele gute Zeit hingebracht und versäumt, da habe die Meisterschaft diese Bäume verwünscht, und nun seien sie unfruchtbar geworden oder unzugänglich.

(Aus Herrn Bechstein's Sagen.)

72.

Die Stunde ist da — aber der Mann noch nicht.

Wer ob dem Großstein, etwa eine halbe Stunde nord-östlich über Maters hinauf, den waldichten Anhöhen zuwandert, wird, wenn er aus dem Buschwerk heraustritt, nicht wenig überrascht, daß er plötzlich am Rande eines gähnenden Abgrundes sich befindet. Auch den kühnsten Bergsteiger überläuft es eiskalt, wenn er in diese schauervollen Schlünde des Massachins hinunterschaut. Das lauschende Ohr vernimmt hier ein fernes und hohles Getöse, so aus einer furchtbaren Untiefe von einem reißenden Bergstrome herrührt. Die grauschwarzen Felswände, die an manchen Stellen nur in schmalen Zwischenräumen sich trennen und aus einer unheimlichen Tiefe zu einer schwindelnden Höhe emporragen, umkränzen Waldbäume, die zum Theil zitternd über dem Abgrund herüberschwanken und gleichsam wie schweigende Wächter dastehen, um den unvorsichtigen Wanderer vor der drohenden Gefahr zu warnen. In der schwindelnden Tiefe drängen sich die Felsen so enge zusammen, daß es da ganz Nacht wird. Es nimmt uns nur Wunder, wie die wilde Massa, welche aus dem Mletschgletscher entspringt, im Sommer ihre brausenden Wogen durch diese Engpässe durchzudrängen vermag. Diese Todtenstille des Waldes, die nur zufällig die ferne Art des Holzhackers, oder das Geschrei der hier herum-schwärmenden Raben, oder das gellende Pfeifen eines Raubvogels stört, der furchtlos und majestätisch über dem Abgrunde kreiset; diese finstern Untiefen, aus welchen ein kalter Hauch uns anwehet; dieses unterirdische dumpfe Tosen des Gletscherstromes, das an den schroffen Felswänden schaurig wiederhallet — ist für den vorwitzigen Bergwanderer etwas Unheimliches und Grausenerregendes, so daß er bald möglichst

diesen Ort verläßt. Um so mehr, wenn er vernimmt, daß in diesen Höllenschlünden schon mehrere Männer ihren Tod gefunden. Man sieht auf der andern Seite mit Staunen an den graufigen Felswänden eine wahrhaft kühne und kostspielige Wasserleitung, die wie in der Luft schwebend, aus dem Massachin heraus bis nach Mörelried hinübergeführt wird. Neben den hölzernen Ränneln sind nur schmale Balken angelegt, über welche der Wasserleitens-Hüter, oder Voget, dem ausbleibenden Wasser nachgehen muß, um zu erforschen woran es fehle. In so schwindlicher Höhe, über so schmale Bretter fortzuwandeln, erfordert einen kühnen und verwegenen Burshen, dem es im Kopfe nicht schwindlicht wird.

Von solchen kühnen Männern, die dies gefährliche Amt übernahmen, soll schon Mancher in diese graufigen Abgründe gestürzt sein. Der Volksglaube meint, Geister seien Schuld an ihrem Tode gewesen. Eine uralte Sage vermuthet, daß in diesen schauerlichen Orten eine verführerische Wassernixe oder gar eine Eiszungfrau aus dem Aletschgletscher ihre Wohnung habe und von Zeit zu Zeit auf Männer Jagd mache; und wenn sie des ersten überdrüssig geworden, denselben ohne Skrupel durch die Massa hinunter schicke — und dann wieder einen frischen zu bezanbern, zu fangen und in ihre kalte Umarmung, in das schaurige Brautbett herabzulocken — und herunterzustoßen suche. Vielleicht mögen diese Sagen ihren Ursprung folgender Erzählung zu verdanken haben: Einst soll ein Hirt seine Ziegen in diese Gegend auf die Weide getrieben haben. Da hörte er mit heller Stimme aus dem Massachin rufen: „Die Stunde ist da — aber der Mann noch nicht!“ — und dieses bis zum dritten Male. — Da kam plötzlich ein junger Mann mit raschen Schritten über die schwindlichte Wasserleitung daher; — und kaum, daß er sich dem Orte näherte — wo man die Geisterstimme hörte — so fiel er in den schrecklichen Abgrund hinunter — und die Eiszungfrau hätte ihren Mann, dem sie dreimal gerufen — endlich gefunden.

Der Bratenwender.



on dem Freiherrn Kaspar von Stockalper erzählt die Sage viel Merkwürdiges. Wegen seinen schönen Naturgaben, seinen Talenten, Sprachreichthum, seiner G. Lehrsamkeit und großer Umsicht in Geschäften,

soll er bei den Königen von Frankreich, Spanien, England und besonders beim Herzog von Savoyen, in großer Gunst gestanden haben. Auch rühmte man schon früher an ihm seine ritterliche Kühnheit, wie folgendes verwegene Wagstück hievon einen Beweis liefert.

In den Rohrflühen hielt sich eine Mörderbande auf, die schon lange der Schrecken der Reisenden und der Nachbarschaft war und ihre nächtlichen Raubzüge mit Mord und Plünderung bezeichnete. Die Maßregeln, welche man bisher ergriffen hatte, um die öffentliche Sicherheit herzustellen, waren nicht genügend. Da soll Herr Kaspar von Stockalper auf eigene Faust zu einem kühnen Wagstück sich entschlossen haben. Er verkleidete sich als unsauberer Bettler und Narr, ging zu Nachts durch den gefährvollen Wald und ließ sich von den Räubern fangen, um so ihre Pläne und ihren Aufenthalt auskundschaften zu können. Er wußte sich so gut zu verstellen, daß man von ihm keinen Argwohn eines Spions schöpfte. Mit wilder Freude und unter Gelächter wurde er von den Räubern aufgenommen und bei dem Feuer in ihrer Mitte als Bratenwender angestellt. Weil er aber den Braten oft, statt vorwärts, rückwärts getrieben, machten ihm die Räuber darüber Vorwürfe. Da erwiderte ihnen der verstellte Bratenwender: „Es geht wohl nicht immer so; d. h. vorwärts — es geht wohl auch so, d. h. rückwärts. — Die Räuber lachten über diesen, wie sie meinten einfältigen Einfall; doch einige von ihnen betrachteten ihn mit argwöhnischen Blicken und sagten: „Dieser Narr gefällt uns nicht, er hat zu gescheide Augen; wer weiß, ob er nicht ein verstellter Spion ist“. Diese Worte erregten eine plötzliche Aufregung unter den Räubern, so daß er fürchtete, alle Augenblicke erdolcht zu werden. Doch er wußte sich so gut zu verstellen, daß die meisten diesem Verdachte kein Gehör gaben; und damit dieser Narr nicht ein Zankapfel unter ihnen abgebe, jagte man den vermeinten Narren mit Schimpf und Fußtritten aus ihrer Räuberhöhle.

Wir können leicht denken, daß der Fortgetriebene erst frei aufathmete, als er den schrecklichen Wald hinter sich hatte. Schnell sammelte er eine hinlängliche Mannschaft, umzingelte, zur Zeit als die Räuber im Schlafe waren, ihre Höhle und nahm sie gefangen. Einige von ihnen machten den andern Räubern die wüthendsten Vorwürfe: „Haben wir nicht recht gehabt, als wir euch sagten, dieser Narr ist ein verstellter Spion!“ „Und“ — erwiderte Kaspar von Stockalper, „hatte der Bratenwender nicht auch recht gehabt, als er sagte, es

gehe nicht immer so vorwärts, es gehe denn rückwärts wohl auch!"

74.

Das silberne Hufeisen.

In der Stadt Turin soll einst ein Graf aus Wallis am Hofe oft erschienen sein, um dem Herzoge von Savoyen seine ergebenste Aufwartung zu machen. Wegen seiner bürgerlichen Kleidung aus braunem Trilch, welchen seine edle Frau und Töchter sollen gesponnen haben, wie es dazumal auf Ritterburgen noch oft im Brauche war, sollen die Hoffschranzen über ihn die Nase gerümpft haben und sogar ihm verrächtlich begegnet sein. Man schrieb nämlich seine einfache ländliche Kleidung bald seiner Armuth, bald seinem Geize zu; nur beim Herzog stand er in hoher Gunst und wurde von selbstem immer mit Auszeichnung behandelt. Da fand man einst in der Hauptstraße der Stadt ein Hufeisen, und zwar von geschlagenem Silber. Das machte nicht wenig Aufsehen. „Wer mag wohl der vornehme Herr sein“, so ging es von Mund zu Mund, „der sein Reitpferd mit Silber beschlagen läßt?“ Der Ruf von diesem seltsamen Funde kam selbst bis an den Hof. Aber die Verwunderung stieg jetzt bis auf's höchste, als man vernahm, dasselbe gehöre dem Grafen aus Wallis im braunen Trilchrocke. Mehrere Hofherren, die ihn bisher kaum über die Achseln anblickten, schickten sogar Auskundschafter nach Wallis, um sich über seine Vermögensumstände zu erkundigen. Als aber diese zurückkehrten und von seinem großen Ansehen, in welchem er im Wallis und bei vielen Monarchen stehe, von seinem Palast, dessen drei hohen Thürme man meilenweit sehen könne, von seinen Gütern und wie er in seinen Häusern von Brig bis Mailand und bis Genf übernachten könne, kurz von seinem Reichthume erzählten; ja damit nicht genug, über das seine Freigebigkeit gegen Kirchen, gegen Klöster und Arme hervorhoben; welche ungeheure Summen er zur Verschönerung der Gotteshäuser, zu öffentlichen Bauten und wohlthätigen Instituten verwende — da machte das Hofgesinde, welches ihn wegen seiner Armuth und seinem Geize so verächtlich angelblickt, große Augen und ihr Spötilen über seinen braunen Trilchrock wurde kleinlaut — und sowie man zuvor viel und

halbblaut von seinem Geize und seiner Armuth sprach — so redete man jetzt allgemein und ganz laut von seinem Reichtume und seiner Freigebigkeit. Diese Tonveränderung und diesen guten Klang verursachte das „silberne Hufeisen.“

75.

Der Bala-Bach.

Swischen Fiesch und Bellwald steht am Rande eines Abhanges der freundliche Weiler „Bodmen“, der in's Fiescherthal eine herrliche Aussicht gewährt. Unweit davon vertieft sich eine Schlucht, durch welche der sogenannte Bala-Bach herabfließt. Ehe man aber in die Schlucht gelangt, begegnet man einer kleinen Kapelle, in welcher die Muttergottes verehrt wird. Und wenn die Bergbewohner nach Bodmen gehen wollen, pflegen sie in der Kirche einige Ave zu Ehren Mariens zu sprechen, um so mehr da die Schlucht wegen des unheimlichen Gratzuges berüchtigt ist, der hier von der Höhe zur Tiefe fährt. Ein solcher, der in dieser Kapelle beim Vorübergehen vor dem Muttergottesbilde zu beten nie unterließ, war ein gewisser „Fortnaz“, ein frommer und rechtschaffener Mann. Es mochte noch so stürmen und regnen, so bald Fortnaz zu dieser Kapelle kam, begrüßte er immer mit einem Englischen-Grüße Maria. Einst war es schon tief in der Nacht, als er dort vorüber mußte, und dringender Geschäfte halben war er sehr pressirt; aber auch diesmal unterließ er seine gewöhnliche Andacht dort nicht. — Und seht, als er den Schritt auf die Brücke setzen wollte, die über den Bala-Bach führt, hört er von Ferne ein furchtbares Getöse, das blitzschnell zu ihm herannahte, und wie er in die Schlucht hinaufsehen wollte, erblickte er vor sich eine lange Prozession, an deren Spitze ein gewaltiges Thier stand. Gähnend sperrte das Thier den Rachen gegen ihn auf, um ihn zu verschlingen, aber eine höhere Macht verhinderte es; dann stürzte es unter entsetzlichem Grunzen durch die Tiefe in die tiefe Schlucht hinab. — Hinter dem Thiere folgten in hastiger Eile Männer und Frauen, Kinder und Greise, — Menschen aus allen Ständen und Gegenden und erhoben insgesamt ein Lärmen und Getöse, daß er so was nie gehört hatte. Er glaubte Einige von selben zu kennen. Gerne hätte

er mit ihnen gesprochen, aber die eilende Gast, mit der sie vorüberauschten, ließ es nicht zu; er konnte nur mit Entsetzen ihnen nachschauen. Aber der Letzte blieb bei der Brücke vor dem Fortnaz stehen und sagte ihm: „Wisse, dies ist der Gratzug, der jahraus jahrein, bei Tag und Nacht, sonder Rast und Ruh über Gebirg und Thal und alle Länder zieht und zum Zweck hat, die Menschen zu verderben. Dich hätte das Thier auch verschlungen, wenn du nicht gebetet und Maria dir nicht geholfen hätte. — Aber ich muß eilen, — denn meine Gesellschaft ist schon 1000 Meilen vorangeschritten. O wehe mir, daß ich mit einem solchen Zuge laufen muß!“ — und der Mann verschwand. Der große Schrecken brachte den Fortnaz in eine schwere Krankheit und er hat von diesem Ereigniß nur mit Angst erzählt, wenn er darüber gefragt wurde.

P. P.

76.

Der Schalbetgletscher.

Such am Schalbetgletscher wird, wie überall seit einigen Jahren, ein außerordentliches Schmelzen und Zusammenbrechen wahrgenommen. Die Sage erzählt uns Merkwürdiges von der ehemaligen Größe und alten Macht dieses Gletschers. Ueber eine Meile soll er ehemals tiefer in das Thal herabgestiegen sein; ja wenn man von der Höhe die überall sichtbaren Moränen und Gletscherflüssen betrachtet, so kann man sich überzeugen, daß die ehemalige Riesenmäßigkeit des Schalbetgletschers keine Uebertreibung war. Ja die strengen Gelübde, z. B. das Verbot des Tanzens, außer an Hochzeiten; das Verbot, um Geld zu spielen; das Verbot, an Sonn- und Feiertagen zu wässern; daß der Auster-Sant-Jodrutag, wie der heilige Tag solle gefeiert werden; daß aus jedem Hans eine verwahrte Person bis zum Niedgletscher und zurück, nüchtern Prozession gehen solle &c. &c., daß, sage ich, zwei an diesen Gletscher grenzende Bergvölker auf ewige Zeiten zu solchen schweren Versprechen sich verpflichtet haben wegen dem Schaden, welchen das starke Wachsen des Gletschers verursachte, ist ein noch stärkerer Beweis. Die Sage erzählt auch, daß man, um diesem zerstörenden Vordringen Einhalt zu thun, zwei fromme Missions-Pater

berufen habe. Diese sollten durch Exorzismen dem verheerenden Tritte des Ungethüms Halt gebieten, was auch geschehen sei. Es scheint, daß dieser Gletscher gehorsamer war als der Gornergletscher, welcher der geistlichen Gewalt des Hrn. Pfarrers Schulzki, der ihn als Exorzist zurückbannen wollte, nicht gehorchte, sondern ein Jahr darnach so stark vorwärts drang, wie niemals vorher, — so erzählen die Leute. — Man zeigt in Schalbetten noch die Stelle, bis wo man ihn zurückgebannt hatte; aber weiter sei es den Gottesmännern nicht möglich gewesen, weil der Gletscher so voll armer Seelen sei, die dort ihre Abbüßung machen mußten, und bei zu starker Verkleinerung zu wenig Raum darin gefunden hätten. Auch sollen Temperikinder oft in diesem Eismeere leidende Seelen gesehen haben, die wegen Wucher, Trunksucht, Hoffahrt und verborgenem Tanzen dort auf verschiedene Art abbüßen mußten. — Solche Abbüßungen armer Seelen in Gletschern erzählt die Sage überall im Oberwallis.

77.

Der Welt Dank.




Die Verleumdung war zu allen Zeiten erfinderisch. Dies soll auch einst, so erzählt die Sage, ein vornehmer und reicher Herr von Brig erfahren haben. Daß dieser Herr lange Zeit Wallis mit Salz soll versehen und damit große Summen gesammelt haben; daß er alle Pensionen, Fried- und Gemeingelder der Landschaft an sich gezogen und solches nach Belieben zu seinem Privatinteresse soll verwendet haben; ja daß er sogar soll heimlich Waffen, zur Unterjochung des Landes, in seinem Hause angehäuft haben, und noch andere dergleichen Verdächtigungen suchten seine Feinde zu verbreiten und damit das Volk aufzureizen, welches den hohen Günstling des Glückes, den Wohlthäter der Kirchen und Klöster, den Vater der Armen mit immer niederschern und verdächtigen Blicken betrachtete, bis endlich die harte Verfolgung, die nur Neid und Mißgunst anzettelte, über ihn losbrach. Die Gewaltthatigkeiten, durch welche er größtentheils seines Vermögens und aller seiner Ämter und Habschaften beraubt wurde, waren so streng, daß er sich mit seiner Familie nach Domo d'Ossala flüchten mußte.

Unter anderem soll man ihn auch aufgefordert haben, all' sein Geld, das er besitze, auf einem gewissen Nebenaltar in Glis aufzuhäufen und mit darübergehaltenen Händen den Eid zu schwören, daß sein Geld alles sich da befinde. In dieser Noth habe er heimlich zu einem Pater Jesuit seine Zuflucht genommen, wie er doch einen Theil seines Vermögens, ohne sein Gewissen zu verlegen, retten könnte. Dieser gab ihm den klugen Rath, er solle die Hälfte auf den Altar legen und die andere Hälfte unter denselben vergraben; dann könne er, mit darübergehobenen Händen, mit gutem Gewissen schwören. Diese fromme List hatte ihm glücklich einen Theil seines Vermögens gerettet. Es ist in aller Welt bekannt, daß große Verdienste um das Vaterland oft mit Undank vergolten werden. Somit wäre dieser Freiherr nicht der Erste und nicht der Letzte, der so etwas erfahren hätte.

78.

Der unglückliche Schuß.

 m letzten Franzosenkriege, an welchen jeder Patriote von Oberwallis nur mit einem Fluche denken kann wegen den Greueln, welche in seinem Vaterlande verübt wurden, fielen auch folgende zwei tragische Ereignisse vor. Nach der Erstürmung der Schanze vom Pfin, als die Feinde schon bis Visp vorgeedrungen, soll sich eine große Schaar derselben bei der Rittikapelle versammelt haben, um auszuruhen und sich mit Wein zu stärken. — Da schoß ein erzdummer, vom Franzosenhase wüthender Bauer von Brig, über die Rhone hinüber mit einer Muskete in diesen Soldatenhaufen. Wie ein Fels, wenn er in einen ruhigen See stürzt, denselben in Aufrühr bringt, so daß seine Wogen wüthend auseinander und wieder zusammenspringen, so öffnete sich diese Masse der Franzosen und schlug wieder unter furchtbarem Gebrüll zusammen. Den Sturminarsch schlagen, die Waffen ergreifen und im vollen Lauf vorwärtstürzen, war das Werk eines Augenblickes. Das war aber ein großes Unglück! Zahlreiche alte, ermüdete und halb- und starkplessirte Walliser befanden sich auf der Landstraße, die dem Feinde hätten entgehen können, wenn dieser mörderische Schuß nicht geschehen wäre. So aber wurden diese Alle eingeholt und

fielen in die Hände eines erbarmlosen Feindes, der seinen Sturm Lauf überall mit gemordeten und mißhandelten Leichen bezeichnete.

79

Noch ein unglücklicher Schuß.

Manche Barbareien mögen wohl von einzelnen rohen und dummen Bauern, die keine Kriegsregel kannten, verübt worden sein. — Sie glaubten nämlich, daß dies gegen einen überlegenen Feind, der ihr Vaterland räuberisch angefallen, geplündert und verwüstet hat, erlaubt sei. Ein solcher Irrthum ist wohl verzeihlich. — Aber womit sollen wohl die französischen Republikaner ihre Gräueltthaten beschönigen, die sie an einem kleinen, ebenfalls freien Volke begangen haben? — Nach dem Wallis meist erobert und schon Pardon ausgegangen war, geschah es in Naters, daß eines Morgens ein französischer Offizier mit seiner schönen und jungen Frau ob dem Dorfe spazieren ging. Da knallte plötzlich ein Musketenschuß in der Gegend vom Kloss und auf den Tod getroffen sank die schöne Frau an der Seite ihres trostlosen Gatten zusammen. — Welcher dumme Teufel diesen mörderischen Schuß gethan, konnte man nie erfahren. Man kann sich die Aufregung dieses Offiziers und seiner Waffenbrüder über eine solche schändliche That denken! Wie angeschlossene Löwen drohten sie diesem Volke, Tod und Verderben. Ein schrecklicher Sturm entlud sich über dem Haupte dieser armen Bergbewohner; — raubend, mordend und verwüstend durchstürmten sie den ganzen Berg von Naters. Im Moos, Geimen und Wielbaum u. s. w. that sich bei Nacht der Himmel flammend auf und machte Alles in weiter Ferne taghell. Sie wollten die Freiheit und Gleichheit diesem unabhängigen Volke mordend und raubend, nach französischer Art, aufdringen und den schönen Sieg mit einer großartigen Beleuchtung verherrlichen.

Das nächtliche Kegelspiel in der Kirche.

Eine ähnliche wie diese Sage findet man in H. Colshorns Märchenbuche. — Vor weiß Gott wie vielen Jahren ging ein Sigrift bei einer großen Kirche im Oberwallis um Mitternacht über den Kirchhof; da hörte er in der Kirche ein Poltern, als wenn gefegelt würde, und sah eine schwache Beleuchtung. Er machte dem Pfarrer die Anzeige davon. Dieser aber lachte ihn aus. In der folgenden Nacht hörte der Sigrift dasselbe und zeigte es wieder dem Pfarrer an. Dieser wurde jetzt bedenklich, ging mit ihm zur Kirchenporte und schaute durch das Schlüsselloch. Da sah er mehrere schwarzgekleidete Männer, die mit zwei Kugeln in ein, im Kreuzgang gestelltes Kegelspiel warfen. Da schlug es 1 Uhr — und im Hui — war Alles verschwunden. In der folgenden Nacht gingen sie vor 12 Uhr auf die Wacht. Da sahen sie auf den Schlag 12 Uhr wie die Chorporte aufging und herein trugen diese schwarzen Männer einen Sarg, nahmen aus demselben zwei Todtenschädel und Todtengebeine, welche sie als Regel da wo gestern aufstellten. Diese Todtengebeine und Schädel fingen alle zu glühen an, bei welchem Lichte wieder bis 1 Uhr das Kegelspiel fortgesetzt wurde, wo dann wieder Alles verschwand. Jetzt entschloß sich der Pfarrer mit Exorzismen diesem Unwesen in der Kirche abzuhelpen. Beherzt und mit allem Heiligen und 3 geweihten Kerzen ausgerüstet, ging er bei Zeiten mit dem Sigrift, in nächster Nacht, in die Kirche, zog einen Ring dort wo die Regel gestellt wurden, stellte die angezündeten Kerzen auf diesen Ring und sich mit dem Sigrift Mitte in denselben. Als es 12 Uhr schlug und die Geister wie gestern erschienen, fing er seine Beschwörung an: „Ich beschwöre euch im Namen Gottes, wer seid und was treibet ihr in diesem Gotteshaus?“ — Die schwarzen Männer antworteten: „Wir sind Richter und müssen hier spielen, weil wir mit dem Leben der Menschen ein ungerechtes Spiel getrieben haben. Diesen Sarg müssen wir vom Richtplatze in den Tempertagen hier herholen und in diesem sind die Todtengebeine zweier unschuldig zum Tode verdammtter Personen, die wir als Hegen haben verbrennen lassen und auf ungeweihtem Erdrreiche von Hentfershand sind beerdigt worden; — darum glühen sie so fürchterlich — und wir müssen so viel, so viel von ihnen leiden, wenn wir mit selben Regel zu

schieben gezwungen werden.“ „Kann euch aber geholfen werden?“ fragte der Exorcist. „Ja“ antworteten sie, „wenn ihr die Bedingungen erfüllen wollt, ohne deren Erfüllung wir keine Erlösung hoffen dürfen.“ „Und welche sind die?“ „Zuerst“, erwiderten die Geister, „muß die Unschuld dieser Personen öffentlich in der Kirche bekannt gemacht werden; dann die Gebeine aus dem Gerichtsplatze ausgegraben und auf geweihter Erde nach christlichem Gebrauche beerdigt; und endlich den Befreundten das ungerecht entrißene Gut wieder zurückerstattet werden.“ — Da erhoben die Richter alle ihre bittenden Hände mit weinender Stimme gegen ihn; „wollt ihr das thun?“ — „Ja! Gott sei mein Zeuge, ich will es thun“, erwiderte der Pfarrer. Da schlug es 1 Uhr — und Richter, Regelspiel und Sarg — Alles war verschwunden — und kehrten nicht mehr zurück; denn der Herr Pfarrer suchte auf das schnellste und gewissenhafteste die versprochenen Bedingungen zu erfüllen.

81.

Das sonderbare Gesicht.

Sur Zeit als die Jesuiten noch in Brig waren, hörte ich von einem Professor auf einem Spaziergange ein seltsames Ereigniß den Studenten mittheilen, welches einem frommen Bruder aus ihrer Gesellschaft soll begegnet sein. Dieser Bruder betrieb die Feldarbeit und keine Politik; er war eben in den sogenannten Triesten emsig damit beschäftigt, als es um 11 Uhr zum Angelus läutete und er eben andächtig sein Gebet verrichten wollte. Er schaute nach der Klosterkirche in Brig und sah zu seinem größten Erstaunen weder Pensionat noch Kloster, wohl aber die Kirche. Er traute Anfangs seinen Augen nicht und meinte es sei eine Versuchung vom bösen Feind, der ihn im Gebete stören wolle. Er wandte darum seine Augen ab und verrichtete das Gebet, konnte sich jedoch nicht enthalten, hie und da noch nach dem Kloster umzublicken; aber es blieb immer noch die gleiche Erscheinung. Nach Abbetung des englischen Grußes nahm er wieder rüstig die Stechschaukel zur Hand und setzte die Arbeit fort. Doch das seltsame Gesicht, das er so eben hatte, ließ ihm keine Ruhe; er schaute wieder hinauf und jetzt sah er zu seinem größten Schrecken weder Pensionat, noch Kloster, noch Kirche mehr und so oft er von diesem Standpunkte hinüber-

blickte, sah er die gleiche trostlose Erscheinung. — Nach 1—2 Stunden sei jedoch das Kloster und die Kirche wieder zum Vorschein gekommen. — Was damals belächelt wurde, ist zum traurigen Ernst geworden: Pensionat und Kloster der Jesuiten sind verschwunden. Möge Gott verhüten, daß die Kirche, d. h. die Religion, nicht auch von Brig verschwinde!



Sagen in der Volkssprache.

82.

Der Teufel als Base.

Im Wallis vor weiß Gott wie viele Zahru, ich bi noch a chleine Buob g'si, wa ich va discher altu Zählata g'hört hä, soll in ar schönu Alpu, wa d'Chieh fast bis an nu Buch im Chrut g'wattot und g'nuog Milch und Rug gigä heint, auch an erzschlechte Senno, abar auch grad das Geguntheil, an grundbrave Hirt g'si sy. Besch im Jahr das meist Unglück heint g'häbet, so ist d'Schuld am böschu Senno g'si, und daß der Segu-Gottes no nit völlig g'flieht ist, hät mu dum bravu Hirt zuo schribu mießu. Hät der Hirt wellu bethu, so hät der Senno, wenn er oich noch guoter Lunu g'sin ist, g'neitot und g'schlafu; ist er abar lunige und eirichtige g'si, so hät er d'ruber g'spottot und räsonirt. We der Hirt uber d's Beeh gibetot und gig'frizgot hät, so hät der Senno g'fluochot — d's Beeh gibriglot und alle Tislu ubergä; we der Hirt am Morgu und Abu, vor am Bild old Chruzifix schini Andacht verrichtot und darnach mit Wichwasser schich g'segnot hät, so ist der Senno wie d's Beeh usg'stannu und ga liggu ohni Chriz und Hago — und du Hirt an Pfaff und dumme Tisul g'scholtu; ja nu usg'schoru, daß ers hät fast mießu verbergu und chum Zit g'häbet hät, an guoti Meinig z'machu. Und we der Hirt oich hät wellu der Milch sorg hä, damit d'Lit ihri Sach berchome — so hät der Senno ohni Borgu und Gwissu drangitribu; nummu quot essu und trichu, hochu und chiechlinu, d'Midla obun ab näh, die best Susi bruchu und darzuo nummu fulenzu wellu — as we ner nur Buch und fei Seel hätti, churz und quot,


bloß schiner böschu Natur g'folget, i Wortu und Werku. Ja er hät sogar mit dum Böschu, Gott b'hietisch derfür, an Pakt g'macht, er welle mu schich mit Hut und Haar übergä, we der Tifol ihm nummu du Summer durch lä zuoch, was schini Bigirlichkeit wünsche. Mu cha us dem was chunt, schließe, was er bigehrt hät. „Wießiggang ist aller Laster Afang!“ All's Abmahnu vam bravu Hirt, hät nit versangu. Einest an am Abund, hät er die schrecklichstu Wunsch githa. D's Leida, Gott b'hiet isch derfür! hät quoti Dhru, diz Mal, hät er mu nit vergebu g'riefst und schini Hut angibothu. W's schrecklich's Wetter ist entstanu; der Wind hät alli Balgge und Thürini angu nuf und zuo g'schlagu und durch alli Chleß gipfot, as wen a schuppu Chage rawwoti; der Bliß hät Fir g'schlagu und der Donner g'chrachot, daß as Grusu g'sin ist, und g'regnot hät's, as we jus mit Zubru ilöschi. Da hät der Sturm uf einmal d'Hittuthür angu nuf g'schreckt — und — Jekos, Maria und Josef! hät der Hirt g'schruwu — was ist das? Mitti in ner offunu Thür — ist as jung's und karjosgikleidots Wibsbild g'stanu — und hinter ihr hät's so starch giblickt (giblizgot) as wes im baru Fir stiehndi — und d'ruf hät's eis uf d's andra gidonot (gidonrot), daß der Bodu gizitrot hät. A schreckliche Uftrit, der ihm hätti söllu zer Wahrnig sy; aber hät lieber Gott, bi ihm kei Indruck g'macht. Derwil der Hirt gibe tot hät und mu vor Chlupf di Bei wie an Treta gigangu sind, ist der Senno mir und dier nit, freudig, wie an ar bikannte Persoh, entgegu gigangu, und hät scha fründlich in d'Hitta, zum Fir zuo g'fiehrt. Wesch dum Hirt g'nochet hät, so ist mu z'chalt und z'heiß cho, und ist ra us um Weg g'flieht, so g'schwind er hät mögu. Der Senno hät ra zwar immer Basi g'seit aber dum Hirt ist schi fir cho, as wes der lebendig Tifol wäri, de so hübschi und reizundi G'stalt schi hät g'häbet, so hät schi doch as u'heimlich's G'sicht und Digu wie gliehendi Chole g'häbet, b'sonders, we schi schich gegu du Hirt kehrt hät — aber gegu du Senno hätti kei Her verführerischer schich zeichu chennu. D'armi Fleiga, di höllisch Spinna hät dich scho ingletschot und in ihr Wub gizogu, du bist usehlbar verloru; so hät der Hirt z'ihm selber gideicht. — „Will di hinacht hie blibu“, hät der Hirt g'frägt. „Was anderst“, hät der Senno g'antwortot. Hirt: „Aber wa ga schlafu?“ — Senno: „Das frag, da wa wier!“ — Hirt: „Da ga nich in d'Schir ga schlafu.“ — Senno: „Und nimmst alle g'segnote Grimpol mit dir, uf das mini Basi nit viel hät“. — Am Nachtag ist di Basi niene umha

g'si, und vor der Hütte, hät as Chruzifix und d's Wichwasser-
g'schirr g'legu, dem der Senno d's heilig Grimpol g'seit hät,
der schiner Basi im Weg g'si ist: „Ja, ja“, hät der Hirt z'ihm
selber gideicht, „entweder's ist schini Basi a Her oder der Tisol
selber; de numu sottigi, chönnunt d's Heiliga und d's G'seg-
nata nit lidu. Ja, ja, fir a churzi. Zit, hät der Senno jez
was er wellu hät, aber dar nah welti mu nit tüşchu, b'hiet
mi Gott derschür!“ Von da — ist schi alli Abund, uheimlich
wie a Nachtschivwata in d'Hütte zum Senno g'huschot und
am Morgu ebu so uheimlich verschwunnu. Us dum täglichu
Biträgu vam Senno, hät mu chennu schließu, was schini
Basi und nächtliche G'sellschasteri fer eini g'sin ist. We mu
der Hirt g'seit hät, er selle schich doch bifehru, jez shs noch
Zit; die Zit rücke scho wa schini Hut in die Gerwi mieße; so
hät der Senno ihm in's G'sicht g'lachot und nu usg'spottot,
er selle mu mit sottigum Pfaffug'schweiz schwigu. — Endlich
ist der letzte Tag van der Summerig oich cho. Am Vor-
abund häts aber es Heruwetter g'macht, daß mu kei Hund
hätti dörfu usjagu. Es ist aber a Wahrnig g'si fer du
Senno: „Weißt wer bi nam sotti Wetter cho ist? Das
schrecklich Wib, will ebu bi sottigum Wetter verreißu! Und
weiß warum schi cho ist? Und was du versprochu häst?
Mach dich reißfertig!“ — So ist dum Senno fircho, as we
ihm Jemand das in's Ohr runetti. Ebu da schi mit andre
heint wellu ab Alp fahru, ist plötzlich, was du ganzu Sum-
mer nie g'sche ist — schini Basi in d'Hütte cho. Dum Senno,
heint di Bei ang'fangu schlotru und im G'sicht ist er aschu-
bleiche wordu — zum Hirt hätsch g'seit: „Mit dir hä ni nit
z'chaffu, du chaisst ga — aber ich und der Senno hei noch
mit andre z'rechnu, der bleibt hie; und mit dische Wortu
hätsch nu am Arm ergriffu und in's Stubji g'schreckt und
hinter schich di Thür zuog'schlagu. Im nämliche Digublick,
hät mu as schrecklich's Gipolter und G'hammer und Weh-
und Mordio-Gschrei g'hört. Der Hirt hät vor Chlupf schier
kei Bei mache chönnu. Doch ist er endlich zum Schlussulloch
van der Stubhür ga ing'seh; — und, Jekos, Maria und
Jesef! was hät er da Erschrecklich's g'seh! — Abbas, das nit
usg'sprechu ist! — Am Bodu, ist der Senno, wie an gifrizigte
Herrgott usg'naglote g'si. Schini schrecklich Basi hät gritzundu
uf ihm g'hoctet und mit am große bluotigu Messer, nu leben-
dig g'schindtot. — Us ihrum Chopf hät mu dütlich Horu,
und us ihre Zewu, Chlawe g'seh ussa lozu. Der Tisol hät
d'Hut wellu, di er mu so oft versprochu hät. So gärn der

Hirt us Mütlidu — nu g'rettot hätti, so hät nu der Schrecku chraftlos g'macht und d'Angst hät nu zer Flucht gitribu. Er ist g'liffun und g'liffu bis er nimme hät g'hört jamm'ru und schriju, und wie er z'rugglozzet hät, da hät di Basi die bluotig Gut, van ihrum Liebhaber — vam Senno, grad-ebu uss Pittudach usg'spreitot. Der Tifol thuot nit vergebu, er will schi Loh hä! B'hiet-isch doch Gott der=für!!


83.

Der Geist im Erbj.

 ärt am Wald ob Chäschermatten, am Niedberg, steit in am ganz einsamu Güetji, as chleis schwarzus Holzhüshi in dem es vor einigu Zahru oich soll uheimli g'si sy. Wittsch uber Tag, soll mu sus da hä ze Pfeistru g'seh ussa loke, wa sust doch kei Mensch noch im Hüshi, noch Güetji umha g'sin ist. Oft hei die, weli dum Wasser gloget oder selber in ner Nacht, da umha g'wässerot heint, sus wie an altwätrische Ma, über d'Wasserleitu g'seh hin- und her ga. — Am-mal hät da oich an Egunthümmer in der Nacht g'wässerot; wie er ebu hät wellu das Theilholzji istellu, so hät er g'spirrt, daß mu as wer hinderrücksch a liechte Stoß git. In der Meinig es sy a wohlbekannti Persoh, riest er: „Wer ist da?“ Und wie er hinder schich g'seh hät — so ist da schi verstorbu Schwager libhaftig vor ihm g'stannu; un wil er nu ang'redot hät, so hät der Todto oich z'Recht g'häbet ihnu anz'redu. Was mu der Verstorbno All's g'seit hät, ist nie bikannt wordu; nur einigi Sache hät er van ihrer Unterredung usg'seit. Unter Andrum — daß mu da a Wasserfuohr g'macht hei, di ung'recht sy, und mu wieder innu rechtu Rus leitu selle; und noch Mengs andra, und darnach hei mu niemals meh as was g'spürt oder das mindost Dingelti vermerkt.

84.


Die fliegenden Drachen.

 an-ne altu Litu hät mu frühjer viel va g'sirige, fliegendu Drachu g'hört, die van eim Berg zum andru g'flogu sy. We mu so eine im Flug g'seh hei, so sy in der Luft vora a grüßige schwarze Chnubul oder

Ehnollo erschinu, der a länge g'fürige Schwanz nachgizogu hei. We schich so a grußige Dracho, an am Gebirg g'nächrot hei, so mieße schich der Berg, wegu dum schredlichu Gift so er usdunste und vor schich blase, wo er ihn mit selbum anspeije, öffnu, damit er in deschi Abgründu, die Goldadre und Goldbrunne, uffuochu, und durch Leda an denselbu schich ernähru chönne; denn sottigi Drache lebe nur va Goldadru; und we der Goldbrunnu vom Dracho usg'leckote sy, so mieße schich d's Gibirg vor der Gewalt ihres Giftes wieder öffnu; schi spanne de ihri schredlichu Feda uf und fleige us den Abgründu umbruf, wieder zuo andre Gebirgu. — Jez seit mu gläub ich dische Drachu größere oder chleinere g'fürigi Meteoren.

85.

Das Geistertragen.

 n Brigerberg ob den Bleifinu, wa di alti Straß uber du Simpelberg g'angun ist, soll vor alte Zitu oich a große Schatz gfi sy, uber denu as vornehm's Fräuli g'wachot hei, oder dabi so lang hei wartu mießu, bis eine chome der no reine Jüngling und in-ner Temperwuchu giboru si — scha ufum Rüg bis za nam g'wissu Ziel, trägu möge. We das so eine im Stand ist z'thuo, der würdi scha, nämlich die Wächteri, erlösu, oich du ganzu Schatz bercho und bis an nu nintu Grad glücklich si. We-n aber so Eine scha nit zum bestimmtu Ziel trägu möchti, wil schi immer schwerer und schwerer chome, ja zuletzt so schwer, daß der Träger bevor er zum bestimmtu Platz chomme, meine, es ligge an ganze Berg uf ihm; we-n er de, bivor er zum Ziel wäri, scha fallu ließi, so würde schi ihnu verwünschu, daß er bis zum nintu Grad nimme glücklich sy chönti. So soll oich a-mal us Bigird vam Geld, dem di übrigu Bidingnisse nit g'fehlt hätti, Eine es versucht hä, scha bis zum Ziel z'trägu, und um du großu Schätz z'gwinnu und glücklich z'werdu. Bivor er scha hät uf du Rüg g'nu, hei die Geisterjungfräu mit usg'hobene Händu und mit Thränu in-ne Neugu scharpf gibittot, wenn er scha de fallu ließi, doch ja es nit wagu selle, scha dahin z'trägu, sust mache er Beidi unglücklich. Leider aber hät er di Prob nit b'stannu — schi ist mu so schwer

cho, as wen a ganze Berg uf ihm lägi — und scha, bivor er zum Ziel chon ist, la fallu mießu; da hei die Geisterjungfrau ang'fangu grinu, daß Berg und Thal davon ertönt hei und wirklich, sy deschi Familie bis zum nintu Grad, unglücklich g'si. — Endlich aber doch sy Eine cho, in der Absicht, scha zuo erlösu, aber nit us Sitz und Buocher, us Bigird zum Geld, sondern um Guotes zuo thuo und du Schatz meist unter di Armu zuo vertheilu. Glücklich hei der die Geisterbrut bis zum Ziel gitreit. Da si schi plötzlich, in am schneewißu Chleid, schön und lieblich, wie an Engel, vor ihm stannu, ihnu mit de schönstu Dank- und Lobsprüchu überhäuft, und ihm prophizijot, daß er und schini Nachkommun bis zum nintu Grad werde glücklich sy. Darnach sy schi, wie a schneewißi Tuba' vor schine Neugu zum Himmel usg'fahru.

86.

D's Wetter ist guot.

Smal sy an guote, brave Bur g'sy, wa niema über d's Wetter g'fuchtot hät, es hei mögu sy, wettigs es wellu hei. We's oich noch so ulustig's und leid's Wetter g'macht hät, so hei er allzit g'seit: „D's Wetter ist guot, d's Wetter ist guot!“ — Zuo der Zit wa der Glichu g'storbun ist und Lich usg'lägu hät, hei es erschrecklich's wüest's Wetter g'macht. Ja am Tag, wa mu-nu hät sellu vergrabu, sy schi's Grab halbvolls Reguwasser g'sy. Da heige die Todtuwächter z'sämu g'seit: „Was würdi der Verstorbino, wenn er noch redu chönti, z'dischum abschüchlichu Wetter sägu? Würdi er hit oich noch sägu: „D's Wetter ist guot.“ Da heige schich der Todto, wa ner Lich usg'lägu hät, usg'häbet, und mit luter Stimm g'seit: „Ja, d's Wetter ist guot!“ Und d'ruf schich wieder niederg'leit und wider an todti Lich g'sy, wie derfir.

87.

Geistergeschichte vom Hanig.

Smal ist an Eister, der nach Grächu z'schiner Liebsti wellu hät, uf der Hanig-Alpa b'nachtet. Da hät er g'hört hell pffifu. In-ner Meinig, es syge Holzlüt, hät er mu entgegu gipfisot. D'ruf hät's wieder

entgegu gipfifot, aber viel nähjer hät-nu giducht, als derfir. Noch immer ist er der Meinig g'si, es si Hirta oder Holzlüt, hät er nochmal a helle Pfiff lan gah. D'ruf hät's so hell und starch gipfifot, daß s'mu durch March und Bei ist g'gangu und z'ring-um, im Berg und Thal erbellt hät, und mu fürchön ist, as wes härt an ihm wäri. Wie er zum Staful-Thürli chon ist, da hät's-mu gibeitot, da is as Wättig's g'si, aber in-ar leidu G'stalt, wie as Lütji, das fei Chopf hätti. Wie er nu schi Weg vorwärts g'gangu-n-ist, häts-mu schich immer zer Situ g'häbet, und etwas g'flammot, aber nit starch; und so is mit ihm g'gangu bis unter's Chriz, wa er us-um Alpweg gitretun ist und ufum Nebuweg i schis Guot g'gangu-n-ist; da hät's-mu so starch g'fürot und g'flammot, daß er an ganze Stuck mit in der Lüttri du Weg guot g'feh hät. Aber z'ruck hät er nimme dörfu logu — das ist-mu nit drum g'si.

88.

Poltergeist auf'm Hanig.

Af dem Hanig, der Grächer Alpu, soll es selbst, wenn d's Sennthum-Beeh da g'si-n-ist, dum Sennu und Hirt oft der Bozo g'macht hä. Eine der da Hirt g'si ist, hät mer amal erzählt: „I weiß nit, ob All's wahr ist, was mu da van-nu Bozu gizählt hät; aber am-mal, das thuot mer Niemu usredu, da hei wer's ich und der Sennu fer guot g'hert. Z'allererst hät's in-ner Nacht immer appas umpha grumplot; bald hät's an-ne G'schirru, bald am Sennthum-Chessi, wie mit-am chleinu Hammerli umhag'flopsot. Z'legt is unter d's Beeh g'rathu, so daß'sch heint ang'fangu brüllu und lärmu, as we All's unter und über an andere füeheri. Da hät d'Senni vor Zoru an Agsch ergriffu und ist vor du Stall glüffu, und g'schworu und g'fluochot, daß mar's recht gigrufet hät. — D's Bethu, hät's g'rüest, hilft hie glaub ich nit; ist-der aber z'helfu, so will i der helfu, und we's mich All's chostoti; ist-der aber nitz'helfu, so träg dich der lebendige Tüfol uf d'unterst Hellblata, damit wir hie Ruohw und Fried vor dir hei! Da si's vor ihm verbi g'fahru, wie an g'fürige Liechtstod. Aber des Abendsch hei-wer duo am-mal doch Fried g'häbet.“

Der g'fleckot Hund.

Im Schalb heind ouch am-mal zwei größri Jungini, an-am Ehleinu müeszu, unter der Meß am Sonntag, wachu. Da ist, wie schi d'Stubuport usgitha heint, obwohl d'Wuoter d'Husthür b'schlossu hät, an große g'fleckote Hund i cho und hät schich unter d's Bett gleit und d'Chind a-so ang'lozet und g'chuchot und mit der Zungu g'lallot — wie a Hund der z'heiß hät. Wie aber d'Meß ist usg'si, hät schich der Hund wieder usg'häbet und ist zer Port, di wer-mu hei usgitha, usg'gangu, ohni daß wir hei chönnu g'feh, wa er wordum ist, ohni, daß de Chindru as-was ist z'Leid g'scheh.

Die Wisfle hassen das Pfeifen.

Es ist an alti Zellata (Sage), daß d'Wisfle oder Herumjini d's Pfifu nit lidu chönne. A mal hei oich a-Ma in der Nähji bi-ner Steirischu g'schlasu und wie n-er erwacht ist, so hät er vili Wisfle us de Löchru van diesche Steirischinu g'feh fürcha cho und oigunblichlich wieder verschlisu. Da ist mu z'Si cho, a mu probieru z'pfifu; denn er hei g'hört sägu — we mu de Herumjinu pfise, so chome schi toubi — und chome immer meh und meh fircha, und dem wa pfise allzit nähjer und nähjer. Wie er nu so einige Mal starch gipfifot hät, so sind immer meh und meh Wisfle ussa cho, und z'letscht, a sottigi unzählbari Mengi, daß mu giducht hät, bi jedum Stei loze a Chopf van-am Herumji ussa, ja daß mu fürcho ist, alli Steina um ihnu bewege schich, und si bari Wisfle. Da hät er va Ehslupf, schi chöntinu a-fallu und fressu, schine Tschopo (Überrock) usgizogu — und den nu-ne darg worfu und ist, was gist, was häst darfaglisu. Wie er nu später z'ruck cho ist, ga loze, wasch mit dum Tschopo ächt g'macht heige; da hät er g'feh, wiesch du Tschopo, z'chleine Sticku, zerrissu heind — und wenn er nit du glidlichu Ffall g'häbet hätti, ne du Ueberrock darz'ghiju, so hättisch oich ihnu, z'chleine Fegu zerrissu und usg'fressu.

Der Bozo am Blattu-Schuz in Emd.

Im Blattu-Schuz is ou uheimlich. Scho vor zehu Jahru, hät sus da un-ner der Kapellu am Morgu, wa's no fister g'si-n-ist, an Emden dütlich g'feh. Sit dem hät's da entweder inner Morgufistri old am Abu spat, meh oder wenig immer d'Lit mulistirt old giblygot. A mal sy Einigi spat umbruf g'gangu — da heint-schus z'erst, wie a Chuchlata schwarzi Wolla, wie a Chugla uber an-andre drohlu g'feh. Eine van ihne, der G'herzosto, hät mu wellu vorlouffu; dem si's in der Nähji fircho, wie as schwarz und wiß g'spruklots chleis Lamm. Das hät er aber nit vergebu githa; de ihm sy bald stockübul cho und hät darnach a völligi Chrankheit g'macht. Sumi heisus da g'feh, wie a schwarzi Chaga, sumi wie a Mensch. Scho mehmal's, hät's da Lit versiecht. Eine ist so teif umbri g'chit, daß er sich grob zerhit hät; und mu hät mu miesse dun Dokter riefu. Der damalig Pfarrherr wä da ou bald umbri g'chit und hei d's Brevier verlorn, dasch am Nahtag erst fun-nu heint. G'wissi g'spässigi Lit, heint mu zuog'hä, er sy b'schöplete g'si und der Bozo hei gar kei Schuld dra — aber b'hiet-isch Gott, so van am grundbravu Herr so appas z'mulu. Dische Pfarrherr soll darnach g'feit hä: „Da wag-i mi nimme in-ner Nacht verbi z'gah; da häts mi das-mal z'fast zum Narru g'hebet; i hä g'meint, ich chönne no fir, no hinterschi cho, so hät's mer dasmal fister g'macht.“


Herengesichte.

Istalduried heimu oich a mal an g'wissi jungi Wibs-perso far a Her g'häbet, di d's Voh veräubrot hei. Eini van da hei a schöni frischaltbjoti Chuo, mit am schönu Uter g'häbet. Wie nuh (nun) diz Wib mit discher Chuo, uber du Blaz g'fahrun ist, hätsch z'ihra selber g'feit: „We doch d'Her nit abba umha ist, dasch mar d'Chuo g'feh cha, suß verliertsch mar sicher d'Wilsch old thuotsch abbas Lifolsch d'ran erdeichu (daran etwas böses anrichten.)“ Und

richtig, wiesch mit der Chuo über den Platz g'fahru sind, da sy d'Her grad vor dem Haus g'sessu. Da hei d'Her z'ihne g'seit: „Gebe che Gott Glück z'diescher Chuoh (oder Chuo.)“ Da hei ihr d's Wib g'antwortot: „Ja du hellische Her, i weiß scho wie du Glück wischost.“ Und oigublicklich sy d'Chuo tod niderg'fallu. Da sy d'Lit, di das g'seh heint, g'schwind zum Pfarrherr Z'taldu g'liffu und hei die vermeinti Here anklagt, dasch ne grad di scho Chuo gitödet hei. Wie nu der Pfarrherr uf du Platz zer todtu Chuo cho sy, hei er dem Bolch g'seit mit zornige Blicku: „Lät mar das Mensch mit Fried, schi ist kei Her, ja wen ihr's wissu wellt, es ist besser wa ihr — und wil ihr ihm heid d'Ehr g'stohlu, so hät sus Gott zuo gla z'ewwer Straff, daß der Tifol scha plötzlich erwürgt hät. Und wenn ihr's nit glaubu wellt, so b'schouwet du Hals vanner Chuo. Und richtig hei mu um du Hals vanner Chuo, zwei brandschwarzi Strife g'seh, as weh Jemand mit g'firige Armu der Chuo schich um du Hals g'wunnu (winden) hätti, um scha z'erwirrgu. Und so hät der Pfarrherr das arm' Mensch van der Herustraf erlöst.

93.

Der Untergang von Täsch.

 In Bisperthal a Stund hinter Randa oder anderthalb Stund vor Zermatt, ist as Dorf das heißt Täsch. Friejer ist d's Dorf witer usa g'sy. Da sy a richi Büri g'sy, di hei in-am großu Cheffi Mucho g'sottu. Da sy am Abund an arme Ma z'ihra cho, der-scha gibetot hät, schi sellti-mu doch as Bizji Mucho zum Almuosu gä, de er hei uverschand Hunger. Aber d's gizig Wib sy mit ihm er-toubet und hei-mu g'seit: „Pack dich weg, du Fulerzer und Tagdieb du chaisst dis Brod noch saist verdienu und bruchst nit ga umha z'bettlu.“ „D du uverständigs Wib!“ hät-ra der Bettler g'seit; „hättist du mir abbas z'Almuosu g'gäh, so wä in dine Spisu der Segu Gottes g'sy, daß du allzit g'nuog g'häbet hättist; wil du aber so unbarmherzig bist, so sollst du sammt dine Spisu und dum ganzu Dorf verfluocht und vermaledit sy“. — Aber bi-nam armu Bolchji hei er duo z'Essen und Nachtherberg fundu. Wie er sy ga liggu, hei er ihne g'seit, „we-n ihr z'Nacht as scharpfz G'rumpol g'höret, so heit nummu kei Schlupf, euch g'scheht nix. In der Nacht

hät's erschrecklich g'chracht; an ganze Berg ist abg'stützt und hät d's ganz Dorf zerstört und vergrabu. Wemmu jez durch das Täschgufer geit, so trifft mun da a Brunno a, der grad da ussa cho soll, wa einst der Altar van der Dorfschircha soll g'standu hä. — Da na der Bispu ist e sie au es Dorf und a G'mein g'sy, di hät „Schalli“ g'heijut. Da sy an Unserz Hergottschtag, zwölf himäntloti Vorsteher und 20 Paar Vorbrute, Alli im wissu Landtuoch ussa zer Prozessio cho. So g'hört mu van alte Litu zällu.

94.

Hundert Jahr nur eine Nacht.

In Niederberg, Gibiet va Sant-Niklas, sy einest a Dia g'si, der hei hundert Jahr lang, und zwar im nämlichu Hus, g'lebt. Nach schim Tod sy a-mal di Todtu-Prozessio bi dischum Hus verbi gizogu. As größers Chind hei ebu ze Pfeistru usg'seh, wa die Todtu verbicho sy. Uf eimal hei das lut usg'hoirot: „Ja wahrli, wahrli, da chunt bi miner Trüm üsche Großvater. Duch d'andru Huslüt sy an's Pfeister g'liffu und hei doch ditlich du Großvater b'chennt, der 100 jährige cho ist. Wie er nu grad unter de Pfeistru varbipassiert ist, hei er du Chopf uf eimal usg'hebet und umbruf gegu'n d's Hus gizeicht und mit luter Stimm g'seit: „Da bin i ou a-mal uber Nacht g'sy!“ — Er hät darmit ohni Zwifol wellu z'verstah gäh: „Hundert Jahr, oder a-n Nacht sy glich viel gegun d'Ewigkeit.“

95.

Das Marflu vom Bermatter.

Es ist no jez di Meinig unter de Litu uf de Bergu a gwissen Ort, d's Marflu van-ne Murmotu chomme daher, dasch vor dum Winterschlaf van-am g'wissu Chrut fresse; und wesch g'nuog van dum Schlafchrut g'fressu heige, so geh schi schich gah i-verlochu und z'schlaffu leggu und erwache nimme bis z'Ustag — dem-mu Marflu

seit. So as Schlafji oder Nepsji z'machu, hät ou a-mal a Zermatter verzennt. Er hei de Mürmutu as lir usgipassot, da welum Ehrut dafsich fresse, bivor schi sich z'schlafu legge. So bald as er d'ruf cho ist, was far as Ehrutji das ist g'si, hei er schön und doll dannufa g'geffu; und wie er schich g'nuog g'hirtot hät, sy er in ar Schür in's Hew g'schliffu, und nimme erwachot bis z'Ustag. Wie er duo arwachot sy, und hei wellu ufftah, sy-mu grad der Buch usg'fallu, wil-mun d's Chittul wägun dum längu Winter ohne Biwegung und ohni Giraich gänzlich verfulet sy.

96.

Di Bettler drölunt aber Spis.

Sn einige Ortu, g'hört mu zituwis, bevor es leid's Wetter chunt oder oi nah an am großu Lindwetter, in-ne stogundu Ehrachchu, oder Chimu, oder Lauwi-zügu d'Steischläg ga old horlowwinu. Alti Lüt hei dem Steidrölu — a manche Ortu siemals g'seit: „Die Bettler drölunt aber Spis!“ und we mu g'frägt hät, „warum'sch dem a so säge, so heintsch eim zer Antwort gigä: „Das chomme daher, — vili Betler sammle meh Spis, Almuosu, als schi nöthig hei, und lä scha ergrawu und g'chije scha den a weg. Ja es gebe so uverschämmti Betler, dene d's Almuosu, wasch berchomunt viel z'schlecht sy, und di Brod-old Chässtücklini a weg werfunt. Das lat aber Gott nit ung'straft, wil manchi Husarmi, söttige Betleru Almuosu gänt, dafsich ab ihrum Wul ersparunt, und jus selber höchst nothwendig hätti. Darum mieße söttige undankbari Betler, di di Gottesgabe so mißbrucht und verachtot heint, nach dum Tod, alli di weg'gworfunu Sticlli sammle, die aber so schwer, wie großt Steina sye, und schi uf di hochu Gibirgi trägu, und wesch darmit fast umbruf sind, drole ne di ganz schwer Bettulspis wieder du Berg ab, bis in-nu Grund — und das werde so oft g'sche, und mießesich so oft um mus trägu, als Brosme in dem verachtotu Almuosu g'sy sye; darum säge mu — we die Steischläg cho sy old es in-ne Ehrachchu g'horlowinot hät: „Di Betler drölunt aber Spis oder heint du Spissack aber usg'löscht.“

Rache, Rache!

Dor viele, viele Zahru, soll in am Wirtschhus in-ner Sustu, a Chaufma va Weiland ermordot wordu sh. — In-ner Nacht sh dischum Wirth — der Tod-Chaufma immer erschinu und hei drimal g'schruwu: „Rache, Rache!“ Dum Wirth hät's G'wissu fei Ruow meh gla und hät di Erschinung dum Bichtvater angizeigt, und di Ursach, nämlich schis Verbrechu. Da hei mu der Bichtvater zer Lehr gigä, er selle, we der Geist d's nächst Mal chome, nu frägu; Wa Rache, wa? Wie nu in der nächst Nacht, der Todto abermals g'schruwu hät: „Rache, Rache!“ so hät er nu g'frägt: „Wa Rache, Wa?“ Da hei mu der Geist zer Antwort gigä: „I Weiland, i Weiland!“ Na dem hei er du Todto nimme g'hört schriju. — Er aber hei schich g'hietot jemals als Händler nach Weiland z'ga. Na viele Zahru, da er dra gar nimme gedeicht hät, was der Geist ihm g'feit, sh er doch zuofälliger Wyz na Weiland g'reißt. In dem Wirtschhus wa er zuog'kehrt ist und übernachtet g'sh, heimu am Rahtisch, an ganze Chalberkopf usgitreit; und wie di Reihe an ihnu cho ist, wa er schini Portio hät neh wellu — da hei der Chalberkopf angfangu blietu und hei drimal g'schruwu: „Rache, Rache!“ — Da sh er todtableiche cho und ag'fangu zittu, wie as Aspisläub. Da hei-mu-nu soglich ergriffu und er ohni Leignu uf der Stell bikennt, daß er vor so viele Zahru a Chäufma va Weiland ermordot hei. Das Hus aber, wa er i Weiland ist g'fangu wordu hei aber ebu dischum Chaufma g'hört, demu er ermordot hät. Wu hei ihm churze Prozeß g'macht und wie er's verdient hät, hingrichtot. No lang dernah heisch in dem Hus wa dische Mörder g'wohnt hei, viele viereckochti Goldstück funnu, di er in-er usg'holotu Wölbi-Binnu versteckt hät. Di nämlich Zellota g'hört mu oi, vam Brigerberg, und darum cha d's Ganza nur an Traum sh, us dem-mu endlich an G'schicht g'macht hät.

Der ewige Jud an dem Theodulpaß.

Dwischu der Monte-Rosa und dum Matterhoru ist a mächtige Gletscher, dem-mu der Augstthalgletscher oder Theodulpaß seit. Da si vor alte Zittu a schöni Stadt g'stanmu, zuo welcher ouch der ewig oder lau-

fund Jud cho sy. Wil abar di dasigu Lit nu b'chent heint, was er fer Eine ist, so hät nu kei Mensch ubernachtu wellu. Wegu discher Umbarmherzigkeit hei der Ewig-Jud d'Stadt sammt de Menschu verfluocht und g'seit: „Jez isch noch a Stadt; und we-ni nomal chumu, so wagst hie Gras, stähnd da Baum und liggunt da grofsi Steina, und wurd mu keine Hüfcher, Gasse, Mure und Thurna meh g'seh. We-ni abar d's dritt'mal chumu, so wurd mu keis Ehrut, kei Tannubäum, kei Gitta, kei Mura, no Gassa meh antreffu, sondru nummu Schnee und Jsch old Gletscher — und das soll da so lang liggu blibu, so lang, so lang ich ohni Ruohw und Rast muof um di ganz Welt wandru. Und so ist all's haarchlei ingitroffu, wie der laufund Jud einst prophiziod hät. A Gletscher va dri Stundu Breitti, bideckt jez dischi Segund, wa sie a Stadt g'standu sy. Di Todtustilli wird jez nummu van Donner der Lowinu und Ehrachu der Gletscherspaltu und Tobu und Wiethu der Winter-Gugia unterbrochu. Di Gernschini und im Summer di fremdu Reifundu, sind d'einzigu lebundu Wesu, di mu da jez no antrifft.

99.

Mit de Todtu ist nit z'g'passu.

Batertsch ist as steinalts und schüchlich's Beihus, wa a scharpfe Hufe Todtuchöpf und Todtugibei hoch-ufgibigoti und ufgitischoti stähnt. So hoch di Biga van dische Todtugibei ist, so sollsch noch ebu so tief in's Land oder unter d'Erda gah. Da brinnt oft halbi Nacht, ja sogar bis an-nu lutteru Tag as Liecht, das frommi Persone da gehnt ga darträgu und anzündtu, zum Trost der abg'storbnu Seelu und darzuo bi dischum Liechtji bis i chidigi und späti Nacht da fer d'Armu-Seele thüent andächtig bättu. Am-mal hät an tüdische Nachtbuob so an-ar frommu und betundu Persoh wellu gah an Bosheit anthuo. Damit er scha recht erschlüpfu chönne, hät er a frischg'schindtoti Ruohhut g'nu, und di van-obu-n-umbri g'worfu, damit schra uber du Chopf a-chomme. Aber was g'scheht? Im nämlichu Dugunblick, wa er d'Hut hät umbri g'worfu — heint d'Abg'storbnu scha ihm z'rugg uber du Chof g'hit. Das hät du boshaftu Nachtbuob so erschreckt, daß er vor Schlupf schnedullundu ist

heimcho — erkrankot ist — und in as paar Tagu ist a Sich g'sy. D'abg'storbnu Seele heint ihru Wohlthäteri an Aro uberg'häbet, damit ihra nüt z'leit g'schehie. Daher chunt d's Sprichwort un-ner dum Volch: „daß dem und dem nüt g'scheh ist, ist as g'fällig's Wunder! — dem heint d'Abg'storbnu g'holstu! Schi lähnt nir u'vergoltu!“

100.

Das Holzhans in Naters.

Es ist das vor alte Zitu as leid's schüchlig's Hüfchi g'si. Durch d'Chuchi ist der Dorfswuor g'gangu. Und wil in-ner Chuchi teis Pfeister g'si ist, so hät-mu bim Ingah am luteru Tag fast gar tei Lüttri g'häbet. Wu hät in-ner Fistri, nebu dum Wuor, der so schüchlich g'ruschet hät, müeßu verbi gah, und mu hät müeßu mit de Händu umha tappu, far d'Stubuthür z'finnu. Hät-mu di endlich funnu und usgütha, so ist-mu in-a schwarzi, halbfistri und schweri Stuba cho, wa eim fast dun Tag hät ang'fangu fürchtu, b'hunders wenn eim z'Si cho ist was alti Lit van dischum Hüfchi gizählt heint — und wie es da in-ner Nacht uheimlich und voll Boze si selle. Wu seit in-ner Nacht hei mu's da oft g'hört in-ner Stubu piste und towwu; hin-ner dum Dfu hei eis mengsmal g'sessu ohni Chopf; Wesch in-ner Nacht us der Stubu oder in dieselba g'gangu sy, so sy-ne as Mannsbild ohni Chopf nahgigangu und endlich hin-ner dum Dfu verschwunnu. Oft heisch abbas g'hört hin-ner dum Dfu ussa drohlu und wesch g'loget hei, so sy's bald a leide Todtu-Chopf, bald wie as frisch abg'schlagus Weidju-Chopfsji und bald wie as jung's Buobu-Chopfsji g'sy. Bald as wemmu a große Chasto zuoschlä — und darnach usam Dog Fleisch zerhaðu g'hörti; bald z'schuku-wis erbärmli jamru — und nachu-wärt immer weichri und weichri Stimm, as wem-mu as jung's Wibsbild ermordu thäti. Oft hei-mu uf der Dili, wie a schwarze Hufu Geld g'seh und wesch mit dum Stedü druf g'schlagu hei, so sy er zerstobu, wie a Schwarum chleini Blagfleuge. Doch es giengi z'lang alli di Bozug'schichte uf-z'allu; gnuog dannuwa. D'Urjach, daß in dischum Hus so u-heimlich g'sy syge, chomme van-am grusige Mürder her, der hie vor uralte Zitu selle g'wohnt hä. Dische Mürder hei

Jani g'heißu, an Usländer, der a Hiesigi g'heirathot hei. Er hei as halbg'wachsus Steustöchterli bi ihm g'häbet, dem er scharpf find g'sy sy. D'Wuotter hei allzit Chlupf far das arm Chind g'häbet, wil schi-nu b'hennt hät was er far eine ist g'sy. Denn a-mal sy as Bettelbuobi in's Hus cho und ouch d's Almuosa g'heischot. Da hei er-mu g'seit: „Ja ich will-der d's Almuoso gä, daß di hitu nimme hungrot — chu mit mir, i will-d-r hübschi rothi Dapfel gä.“ Da sy es mit ihm in d'ober Stuba g'gangu; da hei er an große schwere Chastudeckel usg'häbet und mu g'seit: „Da loz, woli schöni rothi Dapfel das sind, nimm was d'willt.“ Wie nu d's Buobi innu Chastu umbri hät grifu wellu, so hei er mu du Chastudeckel uf du Chopf g'schlagu und d's arm Chind so erwürgt. Darnach hei er uf am Fleischtoz mu du Chopf ab-g'schlagu und du Chörper zerhakot und in-nu Wuor g'hit. Du Chopf van dum Chind, sy er wit van dum Hus in-a Bäumgrittula ga stellu. Aber ouch dum arma Steustöchterli ist es nit besser g'gangu. A mal hei er dum Weidji bisohlu, wa d'Wuotter chrank g'sy sy, es selle mit ihm in d'Eya ga Holz richu. Ach la-sus doch bi mir, hei d'Wuotter gibittot und gebättot! Wer soll de mir in-ner Chrankheit lozu. D es chunt bald z'rugg, hei der Würder g'seit aber für dizmal muoß es mit mir cho. „Ach“, hei d'Wuotter flennundu g'seit: „De b'hüet-di Gott! de g'fehn i di nie-mer meh! Wie nu der Würder as Stuch in d'Eya cho ist, so sy er dum Weidji mit am offunu Messer nahg'lüffu. D's arm Weidji wä-mu no antgangu, wenn es mit schine schönu langu Haartretschu nit in-ne Studu b'hanget wäi. So hät-sus nu der Würder g'fangu und ermordot und das Fleisch vam Lib Stückwis ab-g'schnittu und in-nu Rottu g'worfu. Dana dum Rottu heint-mu Lüt zuog'seh und g'schruwu, aber er hei der glichu githa as wenn er's nit g'höre, bis er schini blutigi Arbeit hät fertig g'macht. Jez ist abar der Würder rüpfе g'sy, und schnell der Obrigkeit angigä, ingizogu und lut Verdienе hing'richtot wordu. — Aber schi grußige Geist hät im Grab fei Ruow g'häbet und soll dum Holzhüschli langi Zit zum nächtlighu Schrecku g'sy sy; darum-mu Bili ou d's Bozuhüschli g'seit heint.



Schlusswort.

Am Schlusse dieser Sammlung, rufe ich dir, lieber Leser, mit dem lieblichen Rühreihen-Dichter G. J. Ruhn entgegen:

D'Schneeballe blüht scho
Und d'Veheli o!
U-n-allerlei Maije
Zuheije, juheise!
Zu Büschele gno.

Auch ich habe allerlei Maije, zu Büschele von Sagen genommen. Auf den höchsten Alpen und Gebirgen, auf Gletschern und Tristen, stillen Weilern und dunkeln Wäldern, an alten Häusern und Kirchen, Schlossruinen zc. habe ich botanisirt, und ganz ohne Kunst und Ordnung zu einem Blumenbüschel diese Sagen vereinigt. Sie waren zwar schon längst da, haben auch dir gewiß oft entgegen gelächelt, als wollten sie dir sagen: Ist denn doch Niemand in unserem Wallis, der uns sammelt, während dies in andern Kantonen schon längst geschehen ist. — Aber es sind doch nur einfältige und veraltete Sagen, wird man einwenden, ohne besondern Werth! — Einfältige? — „und doch haben sie im Publikum und selbst in der deutschen Literatur Platz gegriffen — sind literarisch geworden“, wie H. Ernst von Willkomm sich ausdrückt. Veraltet? — „der Brunnen, dem sie entquollen, ist noch nicht erschöpft. Es ist mit der Volkspoesie, wie mit der zeugenden Kraft der Natur; sie ergänzt sich immer von Neuem; und so lange die Sprache eines Volkes nicht verklungen ist, so lange wird auch der letzte Sagenton in den Wipfeln der Bäume, unter deren Zweigen dies Volk hauset, nicht verrauschen“. — Worte desselben Gelehrten — Ohne eigentlichen Werth? — Hören wir was Hr. Looser in seinem gründlichen Einleitungsworte über Volksagen spricht: „Volksagen, sind Blümlein auf dem geschichtlichen Wiesengrund. Ihrer Tendenz nach, sind sie entweder vorherrschend historische oder moralisirende, und verdienen als Erbsstücke alter Zeit vor dem Untergang bewahret zu werden. Sie sind entweder Zeiteinspiegel, darin wir die Vorfahren in ihrer Denk- und Handlungsweise ausgeprägt erblicken — oder sie sind, Sitten und Weisheitsspiegel, die vorherrschend eine moralische Tendenz in sich tragen, daß wir aus Schicksalen früherer Menschen das Gute und Böse erkennen, und endlich eine höhere Geisterwelt, helfend und strafend in das Leben der Sterblichen eingreifen sehen. Auch ist es nicht

„bescheiden, so fährt der gleiche Gelehrte fort, wenn unsere „Zeit, die eine eigenthümliche Richtung genommen, Alles frisch-
 „weg in das Gebiet der Fabeln verweist, was nicht alltäg-
 „lich geschieht, und was der einen Zeit Andacht und Begei-
 „sterung war, sollte der andern nicht zum Spott werden.“ —
 Aber wozu der unleserliche Volksdialekt? Das ge-
 schah vorzüglich auf Anrathen, der verehrten Herrn Friederich
 Staub in Zürich, Verfasser des schweiz. Idiotikons und Hrn.
 Dr. Kuhn in Berlin. Ich verbitte mir darin alle strenge
 Konsequenz der Orthographie. „Die Volkssprache“, sagt Herr
 Kolschorn „ist frei und mannigfaltig, wie die freie Natur in
 ihren zahllosen Gebilden, und duldet das Joch der Schrift-
 sprache nur ungern“. — Aber mit solchen Märchen sich
 abgeben, ist doch fast zu! — Und doch haben gelehrte
 Männer, wie ein Müsäus, Grimm, Bechstein, Willkomm,
 Kolschorn und Looser, sich damit abgegeben. Was Wunder,
 daß selbst ein Hochw. Herr Wittbruder, ungeachtet seiner wich-
 tigen Berufsgeschäfte, den Sagen von Wallis eine freudige
 Aufmerksamkeit schenkte Aufgemuntert durch denselben, mache
 ich auf sein Verlangen, den Vorläufer, und bringe die Erst-
 lingsblumen des Frühlings; den reichern und wohlgeordneteren
 Kranz, wird der Mai bringen, und mit demselben wird auch
 der erscheinen, den du geehrter Leser, im zweiten Theile als
 Sagensammler antreffen wirst, und dem es vorzüglich zu ver-
 danken ist, daß diese und folgende Sagen der Vergessenheit
 entrissen und dem Drucke übergeben wurden.



Walliser-Sagen.

Zweiter Theil.

Gesammelt und erzählt

von

Domherrn Peter Joseph Ruppen

in

Sitten.

„Die Sage will ihr Recht haben.“
Fouqué.

Vorrede.

Aus der Kinderstube Ammenmärchen erzählen und alten Mütterchen drollige Sagen und alberne Spudgeschichten abtauschen, mag wohl mit dem Charakter und den Berufsarbeiten eines im Leben vorangeschrittenen Mannes schwer zu vereinbaren sein. Mancher wird mitleidig die Frage stellen: Hat der nun nichts Bessers mehr zu thun?

Die Liebe zur Geschichte unseres Vaterlandes gibt mir die Feder in die Hand. Aus frühern Zeiten möchte ich der Nachwelt noch etwas aufbewahren aus dem Vielen, das nicht aufgezeichnet gefunden wird; somit Gefahr läuft, vergessen zu werden und verloren zu gehen. — Unser liebes Wallis ändert sich alle Tage. Bald wird es, wenn die einschließenden Schranken fallen, d. h. überbahnt oder durchbohrt sind, allem Alten mit Riesenschritten den Rücken kehren. Neue Menschen und neue Wünsche, neue Bewohner und neue Gefühle verdrängen das Frühere völlig und von dem im Munde des Volkes überfließenden Sagenreichthume wird kaum was überbleiben. Wer noch was retten will, der rette schnell.

Zum ruhmvollen Geschichtsbaue unsers lieben Wallis erlaube man mir nur ein Paar Steinchen zusammenzutragen und die Rolle eines geringen Pflasterjungen zu übernehmen. Das Größere und Gescheidere überlasse ich getrost tauglicheren Baumeistern. — Jeder arbeite nach Geschicklichkeit und Kraft und Keiner halte die Hände müßig im Schooße.

Der Richtung der modernen Aufklärung mag es anstößig sein, so viel sonderbare Märchen, Todtenerscheinungen und Geistergeschichten erzählen zu hören — Mit solch albernem Zeug ist man längstens grundsätzlich ab- und in die hinterste Kumpelkammer hineingefahren. „Nur Dummköpfe sind's“, so schreit man laut, „die den alten Röhlerglauben noch nicht abgestreift haben!“

Mit solchen Machtsprüchen lassen sich indeß die Geister nicht alle maustodtschlagen und die Sagen gehen unter dem Volke ihre Wege unbeirrt fort und fort. — So lange die Philosophie einerseits die Möglichkeit geistiger Wesen, die nicht in unsere Sinne fallen, nicht ableugnen kann, anderseits aber die Eigenschaften solch möglicher Wesen nicht so genau kennt, um fest zu bestimmen, was selbe zu thun vermögen und was sie nicht vermögen, so lange, sage ich, ist der Köhler ebenso wohl berechtigt zum glauben, wie der Philosoph zum nicht glauben. Einen Unterschied finde ich nur darin, daß der erstere das glaubt, was er zu sehen, zu hören und zu fühlen vermeint, der letztere aber sein Urtheil in Sachen abgibt, die er nicht kennt und gar nicht versteht. — Also Duldung und Freiheit für Alle, sowohl für gläubige Köhler als ungläubige Philosophen!

Für die Sagen, die ich erzähle, beanspruche ich eben nicht besonders historischen Werth; höchstens mögen dieselben einen Rückblick in frühere Zeiten, frühere Verhältnisse und in frühere Weltanschauung bieten und damit ist mein Ziel erreicht. — Das Sagenfeld im Wallis ist mit diesen wenigen Erzählungen noch lange nicht abgerntet, — nur die wenigsten Orte scheinen ausgebeutet. Es bleibt noch viel — sehr viel zu erzählen übrig. Mögen noch Andere den Sagen ihre Aufmerksamkeit schenken und dem lieben Vaterlande Wallis ein kleines Opfer bringen!


Der Verfasser.

I.

Sagen aus der Landesgeschichte.

1.

Das veränderte Klima im Wallis.

er Sagen gibt es unter dem Volke viele, welche erzählen, wie einst das Klima im Lande viel zahmer gewesen, wie von Gletschern kaum eine Spur und auf hohen Bergen Obstbäume, Weinreben, gepflasterte Straßen, Dörfer und selbst Städte sich befunden hätten. Dann kommen Andere und meinen, das ganze Wallis sei einst ein großer See gewesen, aus dem ringsum nur die Berge herausgeschaut hätten. Am Ende sind's noch die gelehrten Geologen, welche behaupten, grause Gletscher hätten einst alle Thäler, selbst den Landesgrund ausgefüllt und seien weit über unsere Wallisgrenzen hinausgeschritten. — Wer mag nun Recht haben? — Ich glaube alle.

Die Gletscher haben es mit deutlicher Schrift an die Felsen geschrieben, daß sie dagewesen, und haben untrügliche Spuren hinterlassen, wie weit sie aus den Hochgebirgen hervorgefrohen seien. Freilich hat das keines Menschen Auge angeschaut, weil dieser entweder von Gott noch nicht erschaffen war, oder wenigstens in solch wilden Zeiten sich nicht in diese Gletscherregionen hineinwagen konnte. Darum kann's aus dieser Zeit weder Sagen noch Erzählungen geben.

Das Gleiche gilt von der Seepoche, die wohl auch Niemand zu sehen bekommen hat, weil man nicht einmal wissen kann, ob die Seewasser vor den Gletschern, oder zugleich mit diesen, oder endlich erst nachher den Landesgrund bedeckt haben. Das alles ist aber möglich; die Gletscher durchschwimmen die Seen leicht. Als bestimmt kann man annehmen, daß der Genfersee sich hoch in's Wallisland hinaufgezogen habe und durch beständig hineingeführtes Geschiebe auf den jetzigen Umfang sei ausgefüllt und zurückgedrängt worden — wird am Ende noch gar verschwinden, wenn die Erde lang genug

steht. — Von diesem hoch in's Wallisland hinauf verlängerten Genfersee können wir aber wohl keine Spuren mehr haben, weil derselbe nicht zur Oberfläche der jetzigen Thalsole emporsteigen konnte. — Wollte man aber behaupten, im Wallis seien die Seewasser bis hoch in die Felsen unter Nax, bei Sitten, und zum Hegdornhügel in Naters hinaufgestiegen, wo man noch die Eisenringe finden will, an die man die Schiffe angebunden, so mag das glauben wer glauben will; ich vermag's so wenig als aufgeklärte Geister, die trotz aller Gelehrtheit doch nicht eine Spanne weit in die unerforschte Natur der unsichtbaren Welt hineinzuschauen im Stande sind, an Todten- und Geistererscheinungen zu glauben geneigt sich zeigen. — Zur Zeit eines solchen Sees im Wallis waren diese Gegenden der Erdkugel wohl noch von keinen Schiffleuten bewohnt und das Eisen, um Schiffsringe zu schmieden, noch nicht in Gebrauch. Di ser See müßte wohl deutlichere Spuren hinterlassen haben und hätte sich nur verlaufen können entweder durch eine beträchtliche Hebung unserer Thalsole und der anliegenden Gebirge, oder durch eine gewaltsame Oeffnung der Thalesmündung, von der aber keine Merkmale mehr wahrzunehmen sind. — Zudem finden wir die Spuren der uralten Landesbevölkerung auf der Thalsole, und nicht in den Gebirgen. In der Lausannergasse der Stadt Sitten fand man z. B. unlängst tief unter der Erdoberfläche Gräber alter Bewohner, von denen die Geschichte kaum was weiß. Wie sollte ein See, der hoch zum Montorgeberg hinaufstieg, wohl historischen Zeiten angehören können?

Nicht so ist es mit der Epoche des zahmeren Klima's die uns näher liegt und darum durch Anzeichen und auf uns gekommene Sagen kund werden kann. Wer die höhern Berggegenden bereist, wird sich leicht überzeugen, daß die Gletscher vorschreiten, die Holzregion immer tiefer in die Thäler sich herabzieht und die Alpen und Bergweiden mehr und mehr verwildern. Früher war das alles offenbar besser.

Der Sagen und Erzählungen gibt es unzählige, welche die einst viel mildere Temperatur unserer Bergthäler erwähnen. — In Naters will man in einer Schrift gelesen haben, in Melsch sei ein rother Aepfelbaum vertheilt worden; jetzt theilt da der Gletscher den Boden. In der Bächalpe daselbst findet man mitten in wildem Steingeröll die Ruinen eines Gemaches, von dem noch die vier runden „Schieblatten“ zu sehen, die offenbar den Zweck hatten, das Gebäude vor Mäusen zu sichern, folglich Getreide aufnehmen sollte in einer Gegend wo

jetzt kaum noch ein Grashalm durchs Geshiebe zu dringen vermag. — In Saas soll der große Allaleingletscher, der die Vispe zu einem See aufstauet, vom Thalgrunde aus kaum sichtbar gewesen sein und in den wilden Sandien von Zermeggern hinein sollen sieben Scheuer und Ställe gestanden haben. — In Zermatt soll der gewaltige Gorner-Gletscher, jetzt ein Riese von Zermatt aus anzusehen, von da aus nur so wie eine weiße Ziege in's Auge gefallen sein und, wo jetzt mächtige Gletscher sich aufthürmen solches Gesträuch gestanden haben, daß man die Saumthiere darin verloren. In Zermatt soll noch ein runder Tisch von Nußbaum sein, dessen Holz in Findeln gewachsen, und Hochalpen, die jetzt kaum im Brachmonat den Schafen spärliche Weide bieten, seien schon im April mit Stieren belegt worden (Statistik von Zermatt). — Herr Pfarrer Tscheinen erzählt, in Gmd sei noch ein großer Tisch, aus einem Apfelbaum verfertigt, der in Schalb, im Rühblattboden gestanden, wo jetzt nur noch Heu und etwas Raven wachsen. — In der wilden Mattwaldalpe will man noch Ueberreste eines Backofens und einem Mühlstein sehen und in Stalden soll eine Schrift sein, aus der hervorgehe, daß in Fimmel — Eisten — ein Nonnenkloster mit Apfelbäumen gewesen, u. s. f.

Von einst milderem Klima geben auch Zeugniß die Ueberreste alter Straßen über die Hochpässe unserer Gebirge, die jetzt durch mächtige Gletscher für den Verkehr abgeschnitten sind. Unter den vielen schon bekannten Bergpässen führe ich hier nur an, daß Bruchstücke einer gepflasterten Straße zum Vorschein kommen auch auf dem Uebergange, der von Saas aus durch die Tristtalpe in's Lakeithal bei Simpeln hinüberführt, jetzt aber nur noch den kühnsten Gensjägern offen steht und vor wenig Jahren einem jungen Bergführer aus Simpeln, Arnold, der in einen Gletscherschrund fiel, das Leben kostete.

Daß bei früherer sehr zahlreichen Bevölkerung unserer Gebirgsthäler viele Bergdörfer, die nun entweder Gletscher bedecken oder sonst spurlos verschwunden sind, mögen bewohnt worden sein, ist wohl nicht zu bezweifeln. Wenn aber von Städten die Rede, z. B. von Tischen in der Luzeralpe oder auf dem Simiboden zc., so mag es auffallend erscheinen, daß eine auf den Gebirgen so fest ansässige Bevölkerung nicht die geringste Spur ihres einstigen Daseins hinterlassen hat. Die Wissenschaft weist ja noch jetzt die Fußtritte der Nachkommen Noes auf und zeigt wo sie sich aufgehalten und auf

welchen Wegen sie sich über die Erde ausbreiteten; und von Städten auf den Walliserbergen sollte gar nichts mehr zum Vorschein kommen? — Glaube also auch da wer glauben will.

2.

Das isländische Moos.

Das „isländische Moos“, ein Alpengewächs, auch in der Apotheke zu brauchen, hat Röhrchen und Blätter. Beide sehen verdorrt aus. Die Sage erzählt, diese Röhrlein seien ehemals voll Milch gewesen. So lange die Kühe davon zu essen bekamen, haben die Sennen zum Tag dreimal melken müssen. Als nun einst die Alpleute einen lustigen Tag hatten, fluchte Einer aus ihnen, der sehr ungerne die fröhliche Gesellschaft verließ, diesem Kraut, weil er über Tag heimgenhen müsse, um zu melken, und sagte: „Ich wollte, es würde verdorren, das leide Gras!“

Da sah man des anderen Morgens dasselbe wirklich verdorrt. Die Hirten gafften einander stöhnend an und sagten: „Der Dreck ist dürr.“ Daher hat nun auch das isländische Moos unter dem Volke den Namen „Dürgrag.“*)

Auch vom „Kornhalm“ wird erzählt, er habe ehemals an jedem Gelenk Nestchen mit Mehren getrieben. Nachdem der Mensch ungehorsam, undankbar und böse geworden, habe der liebe Herrgott diese Nestlein von unten auf abgebrochen. Ein Vermittler habe gebeten, die Oberste stehen zu lassen, für diejenigen, welche nicht gesündigt haben.

(Monatschrift Nr. 10. 1863.)

3.

Die Melksaßalpe.

Das Jahrbuch des schweiz. Alpenklubs 1869, führt an, daß auch im Gringertthale noch manche Sagen von der Abnahme des Klimas erzählen. So soll da in bessern Zeiten eine so fette Alpe gewesen sein, daß jede Kuh darin ein Melksaß voll Milch gegeben habe. Die Alpe heißt darum noch jetzt die „Melksaßalpe — Seilon.“

*) Die gleiche Geschichte wird auch in Stalden von der Mattwaldalpe erzählt, wo ein lustiger Senn verdrießlich sprach:


„Verfluchtes Gras, Nuttrina und Hannuß!
Daß ich dreimal im Tag melken muß.“

Wo jetzt der große Ferpette-Gletscher haust, waren einst schöne Wiesen und Dörfer. Der König — Re Borah — und seine schöne Tochter wohnten daselbst. Weil die Zeiten rauher zu werden drohten, befahl der königliche Vater seiner Tochter, sie solle in warnen, so bald das Wasser sich mit Eis zu bedecken anfangen. Die Tochter vergaß diesen Auftrag, oder vielmehr, wollte demselben nicht nachkommen, um den guten Vater nicht zu beunruhigen; auch liebte sie diesen heimatlichen Boden gar sehr und mochte sich um keinen Preis von demselben trennen. Da geschah es, als das Wasser schon eine Zeit lang Eis gezeigt, daß ein furchtbares Sturmwetter hereinbrach und die Gegend sammt Einwohnern mit ewigem Schnee und Eise bedeckte. — Der erzürnte Vater, als er sich von seiner Tochter so betrogen sah, verfluchte dieselbe in den See „Lona“, wo sie, bis zu ihrer Erlösung, nun büßen muß.

Die Monatschrift Nr. 1. (1862) erzählt auch, als die letzten Bewohner von „Leiggern“ (Außerberg) eines Morgens das Quellwasser „unter Glas“ (gefroren) fanden, seien sie erschrocken aufgebrochen und tiefer zu Thal gezogen. — Am „Meiggerli“ (Unterbach) staunte man eben so, als man das Wasser „versilbert“ antraf.

4.

Die St. Jodern-Kufe.

s war einmal im Lande Wallis ein sehr heiliger Bischof, mit Namen St. Jodern (Theodul-Theodor). Einst hatte der Frost die Weinlese völlig zerstört und die guten Leute litten großen Mangel. Jammernd kamen sie zum Bischofe, der sich ihrer erbarmte, eine Kufe voll Wein segnete und Alle tröstend einlud zu kommen und laut Bedürfniß Wein daraus zu ziehen; nur hatte er ihnen strenge verboten, die Kufe nicht etwa zu öffnen. Und die Kufe gab des köstlichen Weines so viel man nur verlangte; sie versiegte nie und ward nie leer. — Man nannte sie darum die „St. Jodern-Kufe“. Sie soll im Bischofskeller neben der alten St. Peterskirche in Sitten gestanden haben.

Und das währte so der Jahren viele fort; die Kufe gab noch Wein als der hl. Bischof längstens gestorben. — Da wollte es das Unglück, daß einmal gar vorwitzige Leute zur Kufe kamen, die sehen wollten, was dann endlich und letztlich

diese Wunderkufe wohl in sich bergen möge. Mit freud'iger Hand ward dieselbe aufgerissen und sich! — die Kufe war trockenleer — nur am obern Spundloch hing eine schöne volle Traube, die jedoch gleich verdorrte und in Staub sich auflöste. Auch die Kufe fiel in Trümmer und ließ sich nicht mehr zusammen fügen.

Wenn scither jemand im Keller ordentlich Wein hat, oder aus einem Geschirre über Erwarten Wein bekommt, so sagt man, er habe die St. Jodern-Kufe im Keller.

5.

Die St. Jodern-Glocke.

Vom gleichen Bischofe St. Jodern wird auch erzählt, daß ihm einmal offenbar wurde, der Papst in Rom schwebte in Gefahr, und er sollte gewarnt werden. Unschlüssig und rathlos öffnete er das Fenster und sah vor dem Schlosse drei Teufel munter und freudig mit einander tanzen. Gleich rief sie der Heilige herbei und fragte, wer von ihnen der Geschwindeste sei? Da antwortete der Erste, er sei geschwind wie der Wind, und der Zweite meinte, er laufe wie die Kugel aus dem Rohr. „Das sind nur faule Bäume gegen mich“, lachte der Dritte, „ich fliege durch die Welt wie ein Weibergedanke.“ Mit diesem verabredete nun der Heilige, er wolle sein werden, wenn er ihn, noch bevor die Hahnen morgens krähen, nach Rom bringen und wieder nach Sitten zurück zu tragen vermöge. Satan nahm freudig das Anerbieten an und stellte einen schwarzen Hahn als Wächter auf die Stadtmauer. Aber auch St. Jodern brachte einen weißen Hahn auf den Dachgibel des Schlosses und schärfte ihm wohl ein, sich morgens nicht etwa zu verschlafen. — Die Reise ward angetreten; — im Nu war St. Jodern in Rom. Er warnte den Papst noch zur rechten Zeit und erhielt von ihm aus Dankbarkeit zum Geschenke eine Glocke. Satan mußte nun auch noch die Glocke mit aufladen und nach Sitten heimtragen. Es war noch nicht zwei Uhr morgens als er glücklich mit seiner Doppellast zu unterst auf der Planta ankam; — er mag die Seereise über Frankreich gewählt haben. — Das merkte der weiße Hahn auf dem Dache auch gleich und fing aus vollem Halse schnell zu krähen an. Auch der

schwarze Satan's erwachte und schrie mit. Da ergrimmete Satan sehr, daß er die Bette verloren, und warf die Glocke mit solcher Gewalt zur Erde nieder, daß sie neun Ellenbogen tief in den Boden einsank. Der h. Bischof aber rief: „Dona! Dona! lit“ und die Glocke fing an zu läuten und kam läutend wieder zum Vorschein. — Das ist nun die „St Jodern-Glocke“, die lange gegen Ungewitter Wunder that. — Der Bischof St. Jodern wird darum abgebildet mit einer Glocke, die Satan trägt. —

6.

Ein Kampf in der Distelalp — Saasthal.

In Saas erzählen sich die Leute, daß vor uralter Zeit über den Monte-moro einmal eine Schaar Feinde habe in's Land einfallen wollen. Niemand wußte was von ihrem Anzuge. Als sie die Paßhöhe überschritten hatten, lief ein Taubstummer, der in seinem Leben nie ein Wort gesprochen, wie wahnsinnig in der Distelalp, der ersten am Passe, von Hütte zu Hütte und stammelte überall sehr deutlich die Worte: „Sie kommen, sie kommen, die Tällibörter nieder“. Alles gerieth in Aufregung. Der Taubstumme nahm eine große Steinplatte auf die Achsel, stieg damit auf ein Hüttendach und schrie laut: „Den ersten, der kommt, schlag ich todt“. — Und es kam Einer, angethan mit einem hellrothen Rocke; er war den Uebrigen vorausgeeilt. Der Stumme hielt Wort und schlug ihn todt als jener an ihm vorübergehen wollte. Gleich zog er ihm den rothen Rock aus, legte selben selber an, nahm den losgerissenen Kopf, des Erschlagenen in die Hände und zog so dem Feinde entgegen. Die Alp-Weiber nahmen Gabeln, Sensen und andere Instrumente zur Hand und folgten emsig. Da erschracken die Feinde über diesen Anzug so, daß sie umkehrten und eilig wieder über den Mondellipß aus dem Lande liefen.

Bei dieser Gelegenheit soll das Mirakelbild der Muttergottes zur hohen Stiege, damals noch in einer Mauer unter freiem Himmel, Blut geschwitzt haben.

Die Schlacht auf Lichbrittern — Bermatt.

(Von Herrn Kaplan Mosser.)

Wenn man von Zermatt über das Matterjoch nach Valle Tournanche reist und den Gratfad passirt hat, so kommt man vorerst auf die sogenannten „Lichbritter“. Dies ist eine ziemlich bedeutende Ebene mit verschiedenen Felsbügeln untermischt. Hieran knüpft sich eine Sage. In der Urzeit soll dort eine große Schlacht zwischen Piemontesen und Wallisern stattgefunden haben. Das Treffen war so groß und mörderisch, daß man die vielen Todten nicht einmal beerdigen konnte. Ja man fand noch viele Jahre nachher dort immer noch Todtenschädel und Gerippe. Daher entstand der Name „Leichgerippe“, vom Pöbel nur Lichbritter genannt.

8.

Karl unter den Weibern.

(Von Herrn Kaplan Mosser.)

Vor vielen und vielen Jahren war wieder Krieg im Lande Wallis, wie das eben keine Seltenheit. Das Kriegen war ehemals viel langweiliger, mühsamer und kraftanstrengender. Jetzt legt man in einer Stunde mehr Leute in's Kraut als früher in Monaten und Jahren und ein leichtfüßiger Schneiderjunge vermag jetzt im Felde so viel, als ein armfester Bergmann; nicht mehr die Leute entscheiden jetzt eine Schlacht, aber die besser ein gerichteten Mordinstrumente.

Bei kriegerischen Ausläufen mußten ehemals die waffenfähigen Männer alle die Heimat verlassen und gegen den Feind in's Feld ziehen; — es gab damals noch keine bestimmte Miliz. Darum blieben nur abgelebte Greise und schwache Kinder daheim, denen aber die jamernden Weiber und klagenden Töchter — wer mag's ihnen verargen? — das Leben so bitter zu machen pflegen, daß es fast wohliger im Felde, als in der traurigen Heimat aussieht.


So war es auch in Zermatt in jenem Kriege, von dem ich erzählen will; alle wehrhaften Männer und Jünglinge

waren ausgezogen; nur Einer, mit Namen Karl, blieb zurück, um Ordnung zu halten. — Und es langte auf einmal Botenschaft an, am Fuße des Theodulpasses im Nostathal sammle sich eine wilde Horde, um in Zermatt einzufallen und mit der wehrlosen Bevölkerung Unfug zu treiben. Zum großen Jammer gesellte sich nun noch namenloser Schrecken. — Unser Karl verlor aber den Kopf nicht; schnell sammelte er die Weiber und kräftigern Töchter, ließ sie die zurückgelassenen Kleider der Männer und Brüder anlegen und führte sie, mit allerhand Instrumenten bewaffnet, den Berg hinan dem Feinde entgegen. Im „Furt“, südlich Schwarzsee, zu unterst der Hohegga am Fuße des Passes, nahm er mit seiner Kriegerschaar Posten, ließ eine Art Schanze aufwerfen und Steine sammeln, um dem Feinde an einer hohen Felswand den Durchpaß zu wehren.

Wirklich erschienen die Feinde bald auf der Paßhöhe und bemerkten die Vorkehrungen, die man zu ihrem Empfange getroffen. Sie sandten darum Spionen ab, um auszufundschaffen, mit was für einem Feinde es wohl gelte. Diese durchmusterten alles genau und fragten verwundert den Anführer Karl, wie er da wohl seltsame Krieger habe, die ihre Brust so hoch trügen. Dieser antwortete, der Muth, die Muth und die große Kampflust mache ihnen das Herz so hoch anschwellen. — Die Spionen kehrten bedenklich zurück — und vom Feinde war nichts mehr zu vermerken. — Das ist die Geschichte Karls unter den Weibern. — Noch jetzt wird Jeder so genannt, der allein unter Weibervolk weilt. —

9.

Ein Alpenkrieg im Sanetsch-Thale.

or alter Zeit stritten sich die Leute von Gundis, dem Herzoge von Savoyen unterthan, mit den Bürgern von Saviese lange herum um den Besitz der Hochalpe Berzé des Sanetschtales. Man will über diese Wirren noch Urkunden finden. — Der Sage nach waren es drei Rathsherrn von Saviese, welche diese futterreiche Alpe den Leuten von Gundis verkauften und das Geld dafür in Sack steckten. Damit waren aber die Savieser nicht einverstanden und es gab des Haders und des Zankes viel.

Eine gütliche Verständigung war nicht mehr zu hoffen; darum wollten die Leute von Gundis die gefaufte und be-

zahlte Alpe mit Gewalt in Besitz nehmen. Sie wandten sich an ihren Schutzherrn, den Herzog von Savoyen um Hülfe, die nicht lange auf sich warten ließ. Auch die Savieser waren nicht kurzichtig und unthätig; sie entboten ihren Freunden im Oberwallis um Unterstützung und diese konnten ihre Verbündeten auch nicht im Stiche lassen. Ihren Zuzug wollten sie aber verborgen halten; gingen darum nicht die gewöhnlichen Wege über Saviese auf's Sanetschthal los — waren vielleicht vom Feinde abgeschnitten — sondern stiegen hinter dem Berge Rabé über das Gebirge und kamen nach langen Umwegen in's Sanetschthal herab. Bald entbrannte der Kampf mit Wuth und entschied zu Gunsten der Gemeinde Saviese. Die Alpe blieb nun im Besitze dieser Gemeinde bis auf den heutigen Tag; und das Gerüde ist noch nicht verstummt, sie wäre den Gundiern, als Partheigängern des Herzogs, mit Gewalt entrisen worden.

Die drei Rathsherrn aber, welche den Saviesern diese schöne Alpe verschachteten und dafür das Geld einsackten, scheinen sich im Jenseits nicht gar so wohl gebettet zu haben; man will sie seither oft kohlschwarz auf schwarzen Rossen die Alpe auf und ab gallopiren gesehen haben.

Auch soll lange Zeit ein schwarzer Hirt mit Hirtenstab und umgürteter Ledtasche regelmäßig um zwei Uhr in der Nacht aus dieser Alpe in die Nachbaralpe Einkloriaz hinübergekommen sein, der böshast das Vieh vom Nachtlager auftrieb, dasselbe anlockte und voranschreitend nach der Alpe Berzé führte. Unaufhaltsam folgte diesem Entführer alles Vieh und ließ sich erst bei grauem Tage wieder zurücktreiben.*)

10.

Der Kopf als Bote.

Aus den ruhmvollen Freiheitskämpfen unserer Vorfahren erzählen sich die Leute noch Manches, so die Geschichtsschreiber eben nicht aufgezeichnet haben. Ich führe hier z. B. folgende Sage an:


*) Auch in den Alpen des Gringertales soll oft ein tückischer Senne — Päter — mit angehängter Ledtasche erscheinen, das Vieh auftreiben und — die Ringfuh voran — entführen. Gelingt es dem Hirten, den Geiselsack, oder sonst Etwas dem Zuge voran zu werfen, so muß alles Vieh stehen bleiben.

Einſt zogen wieder Feinde in gewaltigen Haufen das Wallisland hinauf, um den köpffichen Bauern da droben ihre Freiheit mit blutigem Schwerte verleiden zu machen und ſie Gehorſam und Unterwürfigkeit gegen große Herren zu lehren. Die Männer der tiefern Gegenden wurden alle aufgeworben und mit in den Kampf gegen Oberwallis gezogen.

Während des Feldzuges machten nun Weiber ihre Waſche an einem Waſchtrog, dem das Waſſer aus der Rhone zufloß. — Die Frühlingsſonne ſchien warm hernieder und machte die Waſcherinnen eben gut gelaunt; nicht nur ihre Hände waren thätig, auch ihr geläufiges Redehaus, wie das nicht anderſt ſein kann, — ruhte nicht und klapperte ununterbrochen im munterſten Gemurmeln und Geziſche fort. Natürlich fielen dieſesmal die Waſchweiber über den Kriegszug und die zu bekämpfenden Feinde her. „Mich wundert's“, meinte die Eine, „ob dieſesmal die dummen, viereckigen Zimmeltöpfe da oben nicht etwas runder und gelimpfiger werden mög'n?“ „O gewiß!“ lachte die Andere, „rund und kugelig wie geſchliffener Rhoneſand! o wie iſt mir da wohl ums Herz! — Mein Mann hat mir verſprochen, aus dem Ruhland da oben, wo Kälber tanzen und Stiere Muſik machen, recht was Schönes heimzubringen. O wie freue ich mich des guten Tages! Ach! ſchau wie das Waſſer ſich roth färbt! wohl ſchönes Koßblut müſſen die ſtolzen Ringkühn haben, die man heute da oben an der Rhone todtſchlägt! Das ſchmeckt mir beſſer als Honig und glänzt heller als Gold!“ — Und im gleichen Augenblicke trug das Waſſer ein abgeſchlagenes Haupt herab und warf es der frohen Waſcherin in den Trog. — Es war der blutige Kopf ihres Mannes!

11.

Die Mannenmittwoche in Viſp.

m Jahre 1388, den 23. Chriſtmonat, erlitt der Graf von Savoiern eine bedeutende Niederlage in Viſp; viertaufend Feinde unſerer Freiheit verloren da das Leben. Ueber dieſen Sieg wird im Viſperthal noch Folgendes erzählt:

Graf Amadäus von Savoiern kam mit viel Kriegsvolk das Land hinauf bis vor Viſp. Er verlangte, man ſolle ihn

einlassen in die Burg, sich ergeben und ihm Gehorsam geloben; sonst werde er alles verhergen, verbrennen und niedermachen. Die guten Leute erschrocken sehr, denn sie waren zum Krieg schlecht bereit und schlecht gerüstet. Ziemlich unerwartet kamen so viele Feinde ihnen vor die Thüren. Sie begehrten darum in der Angst drei Tage Bedenkzeit, nicht als wollten sie sich freiwillig übergeben, aber um so viel Zeit zu gewinnen. Und die Savoier gaben ihnen die verlangte Bedenkzeit, machten Quartier an der Vispe und warteten auf Antwort. — Die Visper entboten eilig um Hülfe in's Thal hinein und nach Goms und Brig; verhielten sich sonst mäusestill, damit die Feinde nicht was merken. Als aber die dritte Nacht kam, mit der die Bedenkzeit ausging, ist in der Burgschaft alles lebendig geworden. Die gerufene Hülfe kam an; — nur die Briger verspäteten sich und kamen erst als der Handel fertig war. In die Burgschaft wurde Wasser eingeschlagen, das in der großen Winterkälte zu Eis gefror und Wege und Stege ungangbar machte. In den Werkstätten und in mancher Küche schmiedete man eifrig spitze Fußseisen und Schuhnägel, um auf dem Eise sichern Stand zu bekommen. Man bereitete große Holzklöße und mit Steinen schwer beladene Wagen, an die man noch schneidende Instrumente befestigte, um selbe über das Eis in die feindlichen Schaaren herabrollen zu machen. Selbst die Weiber waren nicht müßig und hatten voll auf zu thun; sie trieben den Schmieden eifrig die Windbälge, brachten Kohlen und Eisen herbei, vertheilten die gespitzten Eisen und Schuhnägel unter die Krieger und halfen geschäftig Alles rüsten und zum Angriff vorbereiten. Sie trugen auf dem Rücken noch Wasser um Eis zu machen an Stellen, wo selbes durch Leitungen nicht konnte hingeführt werden. Man arbeitete mit solchem Eifer und solcher Hast, daß sieben Männer den Anstrengungen erlagen.

Als der Tag anbrach war alles schlagfertig. Da wollte man, wie man versprochen, den feindlichen Offizieren, die wegen Kälte in einem Stadel logirten, Antwort bringen. Man nahm ein Lamm; dem band man die vier Füße zusammen; öffnete behutsam die Stadelthüre, warf dasselbe hinein zum Morgengruß und mit solcher Hast und Eile wurde die Thüre wieder mit einem Reisteisen verrammelt, daß Einer dem Andern den Daumen von der Hand abgestoßen. Darauf gab man dem Stadel das Feuer und die Flammen stiegen hoch auf. Noch zu den Dachlatten heraus schrien die Offiziere um Gnade; aber es ward keine gegeben. Armdick


rann das geschmolzene Gold und Silber aus dem Stadel zur Erde herab.

Unterdessen griffen auch die übrigen wohlgerüsteten Krieger, sicher auf dem Eise einher marschierend, das feindliche Kriegsheer an und sandten auf dem glatten Boden große Stücke Holz und schneidende schwer beladene Wagen in die Feinde hinein. Auf dem schlüpferigen Eise hatten die Feinde keinen Halt und purzelten zu Boden, wo sie mit den Beinen in der Luft entweder erschlagen wurden oder hinab in die Wispe glitschten. Der Sieg war vollständig.

Zum Andenken an diese Schlacht setzte man im Zehnden Bisp die Mittwoch vor Weihnachten, „Mannenmittwoche“ genannt, als Festtag ein und hielt denselben bis auf den heutigen Tag.

12.

Bischof Tavelli's Tod.

 m Jahre 1375, den 8. August, ließ Freiherr Anton vom Thurm den ehrwürdigen Bischof von Sitten, Witschard Tavelli, sammt seinem Hofkaplan, vom Schlosse „Seta“ herabwerfen und eines gewaltsamen Todes sterben. Ueber diesen tragischen Fall wird in Saviese noch als Sage erzählt was folgt:

Der Bischof bewohnte im Schlosse Seta, wovon nur noch einige Ruinen stehen, ein Zimmer gegen Norden, oder war daselbst in einer Hauskapelle, in der er eben mit seinem Kaplane das Brevier betete, als die Knechte auf Befehl Antons vom Thurm hereinbrachen, ihn anpакten und sammt seinem Begleiter zum Fenster hinaus in den Abgrund stürzten. Der unglückliche Bischof fiel auf einen abschüssigen Felsen, von dem er weiter in eine ebene Wiese hinabpurzelte und da liegen blieb. Leute, die im Felde waren, fanden ihn noch am Leben; hoben ihn darum auf und wollten ihn nach Chaudolin tragen. Am Ende der Wiese setzten sie ihn wieder ab, um ihm bei einem kleinen Brunnen das blutige Haupt abzuwaschen. — Hier starb der Bischof. — Zum Andenken an diesen Tod steckt nun Jeder, der an diesem Brunnlein trinkt, ein hölzernes Kreuzlein in die Erde, deren stets viele Hunderte da stehen. Der Brunnen heißt jetzt „Kreuzbrunnen — Fontaine des croix.“

Belagerung der Burg Niedergesteln.

Nachdem Freiherr Anton von Thurm 1375 den Bischof Tavelli vom Schlosse Seta hatte herunterwerfen lassen, erhoben sich die Oberwalliser, die treu zu ihrem Bischofe hielten, gegen ihn und belagerten seine Burg in Niedergesteln. Diese leistete aber Jahre lang den hartnäckigsten Widerstand.

Aus dieser langen Belagerung erzählen die Leute noch als Sage, daß die Oberwalliser, als sie mit Gewalt nichts ausrichten konnten, sich entschlossen, die feindliche Burg ringsum wohl abzuschließen und deren Besatzung durch Hunger zu bezwingen. Achtzehn Monate lang waren bereits alle Zugänge zum Schloß auf das Genaueste bewacht und Niemand erhielt Erlaubniß weder zum Ein- noch zum Ausgehen. Schon lange erwartete man die Uebergabe der Festung täglich, weil man bereits in den ersten Monaten die Leute magerer und elender wollte gefunden haben. — Da blickten eines Morgens, als die aufgehende Sonne die Burg so freundlich beschien, wieder aller Augen erwartungs- und hoffnungsvollst zu derselben empor, und siehe! eine Reihe der schönsten und frischesten Hammen und Schinken hing da vor den Fenstern und mit hellklarem Weine trank man spöttisch auf die Gesundheit der erstaunten Belagerer. — Da ward der Muth der Oberwalliser auf eine harte Probe gestellt. — Doch sie verloren denselben nicht, verdoppelten ihre Wachsamkeit und spürten auf's Neue nach verborgenen Zugängen. Und sie fanden einen, der durch den Berg in's Löttschthal führte, von woher die Besatzung reichlich mit Nahrungsmitteln war versorgt worden. Das ergrimmte die Oberwalliser derart, daß sie die Leute von Löttschen den obern Zehnden unterthan machten, von welcher Knechtschaft sich diese Braven, die gegen ihren rechtmäßigen Herren nur ihre Pflicht thaten, erst Ende des vorigen Jahrhunderts mit schwerem Gelde loskauften. — Die Burg Niedergesteln mußte endlich doch fallen und wurde von den Oberwallisern geschleift.

Heldentod des Thomas Anderbinen.

Dur Zeit als im Lande Wallis viel innere Wirren und blutige Zwiste herrschten zwischen dem Volke von Wallis und den Baronen von Aron, die sehr reich waren und viele Fründe hatten, fiel 1419 eine feindliche Schaar über den Grimselpaß in Goms ein, um die Unterwerfung der Walliser an der Rhonequelle selbst zu beginnen. Die Leute von Goms liefen aber in aller Eile zusammen und schlugen die Eindringlinge am Fuße des Passes bei Ulrichen zurück. Diesen glücklichen Erfolg verdankten die Walliser hauptsächlich der Kraft und großmüthigen Selbstaufopferung des „Thomas Anderbinen“, dessen Heldentod noch im Munde des Volkes fortlebt.

Als Sage wird noch erzählt, daß ihm die Natur außerordentliche Körperskraft verliehen habe. Er nahm sechs Reisteisen (schwere Hebeisen), die er, je zu drei zusammengeschmiedet, in die Hände nahm und selbe alls zerschmetternd mit unwiderstehlicher Gewalt um sich herum im Kreise drehte. Bei jedem Streiche seiner gewaltigen Waffe rief er mit erschütternder Donnerstimme: „Holla, nieder mit dir!“ So erschlug der furchtbare Mann der Hunderten viele ohne zu ermüden. Dem wollte aber Einer der Feinde ein Ende machen; warf sich darum unverletzt und gesund zu den Erschlagenen auf den Boden und, als der Gewaltige näher kam, schlugte er ihm unversehens den Bauch auf. Der so meuchlings zum Sterben getroffene Riese schlug die ausfallenden Gedärme über die Achseln zurück und mordete fort, bis er entkräftet und erschöpft zu Boden fiel und den Heldentod für's Vaterland starb.

Die Muttergottes auf der Stadtmauer in Sitten.

Im Jahre 1475, den 13. Wintermonat wurde die Stadt Sitten durch die Oberwalliser von der Belagerung des Herzogs von Savoiën entsezt. Ueber diese Kriegsthat geht noch folgende Sage:
Ein Herzog von Savoiën lag mit seinem Kriegsheere

auf der „Planta“ und belagerte die Stadt Sitten. Diese schlug die Anfälle muthig ab und rief die Oberwalliser um Hülfe auf; bevor diese jedoch ankam, litt sie große Noth und war alle Augenblicke in Gefahr, vom Feinde überrumpelt zu werden. Als die so heiß erwarteten Krieger aus Oberwallis endlich bei der „Leukerporte“ anlangten, ließ man ihnen nicht Zeit, in die Stadt einzuziehen, sondern sandte sie schnell zur Savieseporte hinüber, um dem Feinde eiligst in die Flanken zu fallen. Zu gleicher Zeit trafen auch die Männer aus Saviese und der Umgegend ein und zogen mit ihnen in den Kampf. Und es war eben Mittag und die Glocke läutete zum Gebete. Alle warfen sich auf die Knie und beteten laut den „englischen Gruß.“ — Sieh! da erschien auf der Ringmauer eine wunderschön glänzende Frau, die huldvoll auf die betende Schaar herablickte und sich dann voll Ernstes gegen den Feind wandte. Auch die Savoier sahen die Erscheinung; sie sprachen daher sehr kleinlaut: „O weh! jetzt ist die Windelwäscherin auch da — wir sind verloren!“ — Voll Muth und Vertrauen standen die betenden Männer auf, jagten die Feinde in die Flucht und befreiten die frohlockende Stadt.

Das geschah am 13. Wintermonat, welcher Tag für Wallis ein Festtag wurde. — Auch war das Bild der Muttergottes auf der „Gundisporte“ zu sehen, so lange dieses Thor noch stand.

16.

Ein Husaren-Gefecht im Pfinkrieg.

Aus den für Oberwallis ruhmvollen, aber unheilbreitenden Tagen des Pfinkrieges 1799 erzählte ein Augenzeuge manche Einzelheiten, die bis dahin noch nicht zu Papier gekommen.

In den ersten Wochen, als die Oberwalliser gegen die Franzosen den Pfinwald vertheidigten, lagen die feindlichen Schaaren gewöhnlich auf dem jenseitigen Rhoneufer bei der Sidersbrücke. Die Oberwalliser wagten sich auf die untersten Hügel des Pfinwaldes hinab und sandten von da aus ganze Tage lang ihre Ballen auf die Feinde, ohne dieselben merklich zu beunruhigen; die Reiter saßen nach dem Schusse eben so fest im Sattel, wie zuvor. Eines Tages war ein Trupp Oberwalliser auf einem

dieser Hügel beschäftigt, fehrweise von einer vorgespannten Latte ihre schweren Karabiner und Musketen auf die Feinde zu entladen. Da kam eine feindliche Kanonenballe daher geflogen und nahm einem Schützen, der eben offen an der Latte stand und schießen wollte, den Hut sammt dem Kopfe bis auf die Augen weg. Das machte die Uebrigen behutsamer und lehrte sie fortan nur aus Verstecken schießen.

Die Oberwalliser hatten auf ihren Erdwällen auch hölzerne Kanonen, die mit starken Eisenringen zusammengebunden waren. Herr Kommandant Walther, der in Bisp für's Vaterland starb, befehligte diese sonderbare Artillerie. Die Oberwalliser hatten aber auf dieses Geschütz wenig Vertrauen, weil es daran immer etwas zu flicken gab; auch scheint's dem Feinde nicht gar verderblich gewesen zu sein.

Viel zu leiden hatten die Oberwalliser vom feindlichen Geschütze aus den Bergen von Varen her; die Ballen trafen zwar selten, weil die Kanonen zu hoch gerichtet waren und manchen Baum des höhern Waldes verstümmelten. Dies glaubten unsere Leute dadurch veranlaßt zu haben, weil sie nach jedem Schusse aus der Schanze heraus zu springen pflegten und die einschlagenden Ballen vor den Erdwällen heraus zu suchen sich den Anschein gaben; immer höher und höher flogen darum die Ballen über ihren Häuptern hinweg. Einmal jedoch schlug eine Balle in die provisorische Feldküche gerade unter den großen Fleisckessel ein, beschädigte diesen zwar nicht, doch stäubte sie den letzten Feuerfunken darunter fort, so daß die Soldaten für diesen Tag nur mit halbwarmer Kost vorlieb nehmen mußten.


Bei den Oberwallisern waren im Pfin auch kaiserliche Husaren, mit welchen sie eben nicht wohl zufrieden waren, so wenig als mit den hölzernen Kanonen; sie meinten sie nützen wenig und fressen ihnen nur immer das Beste weg; — die Kaiserlichen wurden im Wallis überall angeschrieben als an Appetit eben nicht franke Krieger. — Eines Tages ritten Vater und Sohn, so wird erzählt, die Fahrstraße hinab um nach Feinden zu spüren. Da begegnete ihnen in einiger Entfernung ein französischer Reiter. Umkehren wollte keine Partei, weils Feigheit verrathen hätte, und zwei gegen nur Einen zu streiten wäre ebenso ehrlos gewesen. Darum wollte der Sohn voran. Aber der Vater, der den Franzos mit seinem Scharfblicke wohl gemustert hatte, sagte: „Wart Bub! dem bist d'r's nit“ Gleich hielt jener an und ließ diesen voran, der seine Tabakspfeife zog und gemüthlich zu stopfen begann. So trat

er an den Franzos heran und ließ diesen nahe kommen. Aber sein Schwert ziehen, dem Feinde den Kopf spalten, umkehren, die gestopfte Pfeife anzünden und gemüthlich zurücktraben, wie er gekommen, das war eine und dieselbe Arbeit.

Der Erzähler fügte bei, als er am letzten Morgen durch ein entsetzliches Geschrei aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde, begann der Tag eben zu grauen. Gleich griff er nach seinem Stutzer, entlud denselben noch auf eine Linie Feinde, die eben vor der Schanze eine große Schwenkung vollführte, und lief davon, weil's keine Zeit zum Kämpfen — nur zum Sterben mehr gab.

17.

Die Franzosen in Visp.

ie letzten Tage des Maimonats 1799 waren für die guten Oberwalliser sehr traurige Tage. — Die Franzosen überrumpelten ihre lange muthig und glücklich vertheidigten Schanzen im Pfinwald und zogen raubend, brennend und mordend in ihre heimatlichen Dörfer ein. Da war der Jammer groß und des Elendes kein Ende.

Der jetzt lebenden Generation erzählten es die Väter, wie sie gegen die Franzosen gekämpft, und die Mütter, wie die Feinde im Lande gehaust, was sie verdorben, geraubt und für Unheil überall, wo ihr Fuß hingekommen, angerichtet haben. — Darüber ist aber schon viel erzählt, geschrieben und selbst gedruckt worden. — Ich will hier nicht wiederholen und nur einen Zug berühren.

Als die Franzosen mit List und Gewalt im Dunkel der Morgendämmerung den Pfinwald durchbrochen und die überraschten Oberwalliser wie eine zersplitterte Heerde vor sich hinjagten, leisteten diese zuerst widerstand bei der Brücke — Landbrücke — in Visp. — Es waren das allerdings nicht wohlberechnete aber nur verzweifelte Widersegllichkeiten; sie geben mehr Zeugniß von Muth und Entschlossenheit als von Klugheit bei Männern, die für ihre Freiheit Gut und Leben so muthvoll einsetzten. Die frei gebornen und frei sich fühlenden Oberwalliser eines Klügers zu bereden, war unmöglich; Mancher büßte da für gutgemeinte Rätze. Ein Vorsteher in

Saas (Zurbriggen), der seine Bedenkllichkeiten äußerte, gegen die Macht der Franzosen feindlich aufzutreten, wurde mit Striken gebunden nach Visp geführt. Ein anderer Vorsteher (SummERMATTER) wollte in der versammelten Gemeinde zu Törbel Klugheit anrathen, gegen einen Feind noch länger zu kämpfen, dessen siegreiche Waffen das kleine Wallis schon ganz umschließen; und sogleich sprangen Viele schreiend auf die Füße: „Schweig, Franzos! du bist um den Kopf zu groß!“

Um den Kampf mit den Franzosen wieder aufzunehmen, wurde die Landbrücke bei Visp gesperrt und an dem Ufer der Vispe stellten sich die Oberwalliser zur Gegenwehr auf. Die Position war gut gewählt und den Franzosen der gewöhnliche Zugang abgeschnitten. Aber diese wählten einen andern Weg; sie setzten zu oberst der Großen Eie mit ihrer Reiterei über die Vispe und griffen die Vertheidiger von der Seite und im Rücken an. Der Mehrzahl der Feinde mußten diese bald weichen. — Hier war es, wo der muthige Kommandant aus Goms, Walther, den Heldentod für's Vaterland starb. Sein Pferd hatte die Kraft nicht, über einen Graben zu setzen; er fiel hinein und ein französischer Reiter spaltete ihm den Kopf.

In Vispbach schlugen die Franzosen Quartier. Ein Theil der Armee wurde landaufwärts gesandt, der andere aber verwendet, um in's Visperthal einzuschwenken. Sie begannen mit der Besetzung der anliegenden Berggemeinden, um nicht Feinde im Rücken zu lassen. In den wohlbesetzten Kellern von Visperterminen ließen es sich die Franzosen trefflich schmecken; was sie nicht verschmausen konnten, richteten sie sonst zu Grunde; — leer mußte alles werden.

Weniger glücklich waren die Franzosen in Zeneggen. Sie suchten den Weg dahin, indem sie einigen heimkehrenden Soldaten auf der Ferse folgten. Angekommen in die wenig anmuthige Gegend beim Kalkofen, wo steile Bergabhänge die Straße gefährlich machen und hohe Felsen sie von oben abschließen, war es ein einziger Mann, der den Franzosen Halt gebot. Er stieg auf die Felsen herauf, wo er von dem Feinde sicher war, und fing zu schreien und zu lärmern an, als wenn er eine halbe Armee kommandirte. — Der Muth oder die neckische Kühnheit dieses Einzigen rettete Zeneggen vor Plünderung und Raub. — Die Franzosen getrauten sich nicht weiter und kehrten eilig nach Visp zurück, um dem Kriegsrath zu hinterbringen, der Berg da oben sei uneinnehmbar. Die Aussicht von Vispbach aus bestätigte die Botschaft. Man wußte keinen Rath. — Endlich erfuhren sie am dritten

Tage, es gebe über Bürcchen hinauf einen Zugang, den keine Felsen verschanzten. Gleich ward Befehl ertheilt, diesen Weg einzuschlagen.

In Zeneggen hatte man sich indessen auch eines Bessern berathen. Der Rath und an dessen Spitze der Pfarrer selbst, der etwas französisch sprach, zog dem Feinde in die „Hölelen“ entgegen. Auch die Franzosen wurden menschlicher; ließen sich von der Gemeinde zwar wohl bewirthen, aber verdarben und stahlen nicht mehr, wie sie es im ersten Anstürmen sonst überall thaten.

Von Zeneggen weg zogen die Franzosen nach Törbel und von da nach Stalden herab, um in's Saasthal einzulenken zur Verfolgung einiger kaiserlichen Truppen, die über den Monte-Moro zogen — es war der 11. Brachmonat. — In's größere Visperthal zogen diesmal die Franzosen nicht.


Laßt uns die Thaten unserer Väter und ihre schweren Leiden nicht vergessen und fleißig erzählen.

II.

Sagen aus der Ortsgeschichte.

18.

Der Schlangenbann im Visperthal.

 ine etwas sonderbare Erscheinung ist's wohl, daß an den zwei Enden des Visperthales, Zermatt und Saas, keine Schlangen gefunden werden. Die letzten Schlangen sind in Saas, auf des Thales Ostseite beim Triftbach, westwärts aber beim Biderbach anzutreffen. — In Zermatt hat die ganze Schattenseite (Westliches Vispenufer) vom Täschbach bis zum Monte-Rosa- und Theodul-Gletscher keine Schlangen, während die Sonnenseite (West) deren viele hat. — In Saas und Zermatt wurden schon Versuche gemacht, lebende Schlangen über diese Grenzen zu tragen; aber alle verendeten gleich wie aus Land gezogene Fische, oder frohen eilend über den Steg zurück, über welchen sie getragen wurden.!

Es mag schwierig sein, diese Erscheinung natürlichen Ur-

sachen zuzuschreiben; wenigstens sind selbe noch nicht gekannt. Die Bäche, welche großen Gletschern entfließend, den Thalboden merklich gehoben, haben doch unzweifelhaft auf beiden Ufern ein und dasselbe Erdreich gebildet durch des Wassers Ablagerung. Auch das Klima kann nicht so plötzlich ändern und in viel rauhern Gegenden der Schweiz haufen Schlangen.

In beiden Thälern weiß das Volk sehr gut, daß es von Schlangen frei ist, und es könnte da keine gesehen oder getroffen werden, ohne das größte Aufsehen zu erregen. Zeuge dafür ist die Sage, die in beiden Thälern geglaubt wird. Dieser Sage zufolge sollen da die Schlangen gebannt und gänzlich vernichtet worden sein durch „Fahrende Schüler“, d. h. erfahrene, wandernde, arme Reisende, die von der Wildthätigkeit der Menschen lebten, aber nach dem Volksglauben etwas mehr als Brod zu essen verstanden.


Wie die Schlangen gebannt worden seien, wird in den zwei Thälern nicht gleich erzählt. — In Zermatt soll der fahrende Schüler auf einer Flöte gepfiffen haben; die Schlangen krochen alle aus den Löchern hervor und folgten eilig dem Flötenspieler. Dieser schritt, immer zupfeisend, langsam thalauswärts und alles Ungeziefer folgte emsig. Ang gekommen beim hohen Steg ließ er alle Schlangen in ein großes Loch glitschen und deckte dasselbe mit einem großen Steine zu. Das Loch heißt noch jetzt „Schlangengrube“ und kann jedem Touristen auf Verlangen gezeigt werden. — Eine Schlangenkönigin mit goldenen Ringen soll aus „Gornern“ gekommen sein, die der Banner an einer Schnur zur Schlangengrube führte.

In Saas wird erzählt, der fahrende Schüler habe den von Schlangen geplagten Leuten angetragen, diese Thiere aus dem ganzen Thale zu bannen, wenn sie ihm eine vollständige Kleidung vom Kopf bis zum Fuß geben wolle. Einige glaubten und gaben die sie betreffenden Kleidungsstücke, Andere aber nicht und gaben nichts. Darum haben die inneren Thalbewohner keine Schlangen, die vordern aber wohl. Der Schlangenbanner soll nahe bei den Grenzbächen auf einen hohen Stein gestiegen sein und in einem Buche eifrig gebeten haben. Den in banger Erwartung harrenden Leuten soll er den gemessenen Befehl ertheilt haben, ihn augenblicklich zu tödten, im Falle die dritte weiße Schlange kommen sollte. Sein Leben sei dann verwirkt und er wolle lieber von Menschen als von Schlangen den Tod erleiden. — Bald krochen in langen Reihen die Schlangen heran und legten sich um

den Stein des Banners herum, die eine auf die andere sich anhäufend. — Und es kam die erste weiße Schlange mit großem Gefolge und die Schlangen thürmten sich um den Stein immer höher hinauf. Aber auch die zweite weiße Schlange erschien, umgeben von einem graufig zischenden Schlangenheere. Gewaltig stieg die Schlangenmauer und drohte des Steines Spitze zu erreichen! — Die Zuschauer starrten vor Schrecken, selbst dem Schlangenbanner begann das Blut in den Adern zu stocken. — Doch die graufigen Schlangenreihen lichteten sich allmählig; bald folgten nur einige Nachzüglerinnen. Die dritte weiße Schlange kam nicht. — Die Schlangenleichen spülte die Wisse fort; der muthige Schlangenbanner verreiste froh mit seinem sauer verdienten Lohn und ließ sich seither nicht mehr sehen.*)

19.

Die Schlangen in Unterberg.

 m Hintergrunde des Fiescherthales findet sich eine schöne Ebene, Unterberg genannt. Da hausten vor vielen hundert Jahren zahlreiche Schlangen, die keiner lebenden Seele schonten. Kam Jemand in ihre Nähe, so fingen sie an, sich insgesammt im Kreise zu drehen, zu zischen und Gift zu werfen. Niemand war da des Lebens sicher, und alles floh entsezt, um den Ort nicht mehr zu betreten.

Die schöne Gegend war so unbewohnbar und für die Ausbeutung verloren. Darum sann man auf Mittel, die lästigen Schlangen zu vertilgen. Keiner wollte sich aber getrauen, gegen diese giftigen Thiere etwas zu unternehmen. — Da bot sich Einer an, die Schlangen zu jagen, wenn man ihm Versicherung gebe, es seien nur schwarze und keine weißen Schlangen darunter. Weil Niemand je eine weiße Schlange wollte gesehen haben, so machte sich der Schlangenverderber muthig an's Werk. Er nahm eine Salbe, eine Pfeiffe und eine lange Ruthe. — Die Schlangen, seine Ankunft witternd, thaten sehr wild; sie sprangen im Kreise herum,

*) Auch im Grringerthal sollen die Schlangen aus einzelnen Bezirken gebannt worden sein. Das Arollathal ist reich an Schlangen, aber keine darf über die Brücke von Pralovin; daher sind keine Schlangen auf Veisivi.

zischten grell und spieen gewaltig Gift. Es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn er nicht schnell die starkriechende Salbe gezogen, welche die Schlangen betäubte, und die Pfeiffe geblasen hätte, die sie willenslos heranhüpfen machte, wo er alle gleich mit der Ruthe todtschlug, oder im „weißen Wasser“ ersäufte.


Die Schlängenniederlage war vollständig. Alles lobte den kühnen Sieger, der selbst über den Erfolg nicht wenig stolz war. — Aber o weh! — Plötzlich erschienen drei weiße Schlangen, welche, durch die Salbe nicht gelähmt und durch die Pfeiffe nicht betäubt, sich grimmig auf den Feind losstürzten. Sie würgten ihn am Halse und am Leibe zu Tod, und verschlangen ihn mit Fleisch, Bein, Haut und Haar; — von ihm blieb keine Spur.

Auch die weißen Schlangen verschwanden und wurden nie mehr gesehen. Ob sie sich am Banner den Tod gegessen oder sonst sich verkrochen haben, weiß Niemand zu sagen. — Thatsache ist, daß seither Unterberg von Schlangen frei ist.

Monatsschrift Nr. 16. 1863.

20.

Die drei Drachen in Saas.

er Drache — fliegende Schlange haust nach dem Volksglauben in schroffen und unzugänglichen Gebirgen unsichtbar; — natürlich weiß Keiner zu erzählen, je einen gesehen zu haben. (Vester Jahre will man zwar einen solchen in der Gegend von Würz. gesehen haben.) Dieses Ungeheuer zernagt und zerfrisst die Goldadern der Berge, die dadurch locher werden und zu Thale stürzen. Der Drache ist also ein sehr schädliches Thier. — So glauben die Leute.

Dem Drachen wird auch nachgerühmt, er besitze die Wunderkraft, bei seinen — jedoch seltenen Ausflügen, Menschen und Thiere aus weiter Ferne mit seinem giftigen Anhauchen an sich ziehen zu können. Seine auertornen Opfer fliegen ihm lebendig in den graufig offenen Rachen hinein und in den hungrigen Magen hinab. Auch größere Schlangen sollen kleine Vögel aus der Luft anziehen können. Man will schon armen Vögeln, die von Ast zu Ast, von Hag zu Hag immer dem.

Boden sich klagend näherten, das Leben gerettet haben, indem man so glücklich war, eine mit offenem Munde gähnende Schlange auf dem Boden zu entdecken und dieselbe zu verschrecken.

Im Saasthale zeugen Ruinen und im Thalgrunde aufgehäufte Felsblöcke, das „Wovsguffer“ — gleich wie im Zermatterthale das „Täschguffer“¹⁾ — unzweifelhaft und sicher von einem großen Bergsturze aus alter Zeit. — In Saas, so erzählt man, waren es drei grausige Drachen, welche den Berg zertrafen und zu Thale stürzen machten.²⁾ Leider wurden die garstigen Bergfresser nicht mit in den Schutt hinabgezogen und erdrückt; alle drei retteten sich glücklich. Der erste dieser fliegenden Drachen zog thalhinüber in das nahe Wittaghorn; zwei flogen thalauswärts, wovon der eine im Schilthorn bei Balen einkehrte, der andere aber die Lustreise nach unbekannter Gegend fortsetzte. Und der Drache im Wittaghorn und der Drache im Schilt leben noch und nagen fort und fort in den Adern dieser Berge; — müssen einst auch zu Thale stürzen. So fürchten die Bewohner der Thalebene.


Schreiber dieser Sage hat die Bergschründe gesehen, sowohl auf der „Blattje“ im Wittaghorn als auf dem „Schilt.“ Der letztere Beraspalt scheint wirklich Gefahr zu bieten; nur mit fast unwillkürlichem Grausen setzt der Besucher seinen Fuß auf die tief losgerissenen Felsen. Daß die armen Thalbewohner nur mit Schrecken an diese Bergstürze, wenn sie wirklich statthaben sollten, denken können, ist selbstverständlich.

Bergstürze sind immer schauderhafte Naturereignisse; spielen darum gern in das Gebiet der Weissagungen hinüber. In Saas ist prophezeit, bei der St Antoni-Kapelle werde ein Bergrutsch die Bispe so zurückschwellen, daß der Kirchturm in Saas-Dorf im Wasser stehen werde. Kann durch Ablagerungen des Biderbaches leicht geschehen; ja es kann gesagt werden, diese Prophezeiung sei schon in Erfüllung gegangen, weil der gesagte Bach da schon viel Schaden gebracht und das Wispenbett so erhöhte, daß bei größern Wasserläufen die tiefliegende Kirche und der Glockenthurm schon manchmal im Wasser standen.

¹⁾ Siehe die Sage 93, I. Theil.

²⁾ Es wird erzählt, durch diesen Bergsturz sei das alte Dorf „Almagel“ sammt der Kapelle verschüttet und die Glocke unzerbrochen thalhinüber in's „Kapellengut“ geschleudert worden. — Zur Zeit dieses Sturzes war im Almagel wohl kein Dorf, noch weniger der christliche Kult mit Kapellen und Glocken.

Der Schatz auf dem Siwiboden.

 er „Siwiboden“ liegt im Norden des Saasthales auf dem östlichen Bergabhange. Als sehr vorspringender Bergrücken wird er leicht auch aus beträchtlicher Ferne sicht- und bemerkbar. Er liegt in der Höhe wo die Holzregion aufhört. — Die Gletscher der großen Eisepoche haben diesen Boden auch bestrichen, doch nur mehr in dünnen Schichten; in kleiner Entfernung nach oben hören die Bergfelsen auf, abgeschliffen zu erscheinen, und sie treten wieder mit scharfen Kanten hervor. Nordwärts dieses großen Bergrückens, der das Thal bedeutend verengt, fielen die Gletscher beträchtlich; das Schneidende und das Ungeschliffensein der Felsen geht tiefer in's Thal herab.

Durch den „Mattwaldbach“ wird der Siwiboden von der „Mattwaldalpe“*) getrennt — einer schönen, aber auffallend futterarmen Alpe. Weit ausgedehnte, mit Erde und Rasen wohl belegte Ebenen tragen wie fast kein Gras — mögen zu mager sein. Wenn die neue Wissenschaft solchen magern Weiden etwa auf die Beine helfen könnte, würde sie gewiß große Verdienste haben. — Die Sage will diesen Grasmangel einem Fluche zuschreiben, den eine übermüthige Bauersfrau, die im Uebersusse Gottes Gaben entehrte, dieser einst fetten und fruchtbaren Alpe zugezogen. Auch soll einst immer großer Bank geherrscht haben in der Abzägung dieser Alpweiden.

Vom Siwiboden erzählt die Sage Manches. Unter Anderm soll am Fuße des obern Bergabhanges, wo jetzt ein großer Steinschutt den Boden bedeckt, eine Stadt oder ein Dorf gestanden haben, aus welcher einst ein Trupp Ritter auf einer Spaziersfahrt in einem wenig entfernten Bergweiler das Abendessen genommen. Dieser Weiler heiße darum jetzt „Rittmahl“?

Die Sage erzählt auch, ein Mann habe einst auf dem Siwiboden eine schöne, reichgeschmückte Frau getroffen, (Andere sagen ein Roß) die ihm offenbarte, sie habe im Leben da nahe an der Stadt gewohnt und viel Geld besessen. Sie sei nun aber verurtheilt, diese ihre Schätze so lange mühselig zu hüten, bis sie selbst an Mann bringen und so erlöst werden könne. Wenn er etwa dazu Lust habe, so wolle sie ihm das Mittel angeben; es sei nur nöthig, ihr einen Kuß zu geben;


*) Dekan Anthanmatten schreibt: „Mundtvalb“.

jedoch mußte sie ihre Gestalt verändern. Der Mann versprach das Mögliche zu thun. Froh entfernte sich die Frau, ihn noch versichernd, er hätte gar nichts zu fürchten, es werde ihm kein Leide widerfahren.

Bald kreiselte unter furchtbarem Bergekrachen in großen Krümmungen eine abscheuliche Schlange heran. Dem Manne wurde eiskalt; er bereute sein Versprechen. — Als aber die Schlange zu ihm heran und über ihn hinauf kroch, am Ende noch den garstigen Mund zum versprochenen Kusse darbot, da lag des guten Mannes Muth gebrochen darnieder; er konnte die Schlange nicht küssen, die arme Frau nicht erlösen und die reichen Schätze nicht gewinnen. — Unter herzbrechendem Geheule entfernte sich die verzweifelte Schlange. Sehr verzagt kehrte unser Mann zu den Seinigen nach Haus zurück; er zog folgenden Tages traurig papierne Schuhe an und ging damit nach Rom, von woher er noch nicht zurück ist.

22.

Die Mischabel.

n der Bergkette, so die zwei Bispertthäler von einander scheidet, zwischen dem „Balfrin“ und der „Monte-Rosa“, liegt das gewaltige Dreizaßengebirge (14,040 F. ü. M.), das Hr. Berchtold in seinen trigonometrischen Messungen als höchsten Punkt der innern Schweizerberge — „Dom“ nannte, früher aber und in der Volkssprache noch jetzt „Mischabel“ heißt. Als Berg dominirt dieses Gebirge freilich; ist aber doch schade, daß man seinen altherkömmlichen Namen so verpfuschen mag.

Woher der Name Mischabel komme, ist unbekannt. Einige wollen darin, weil das Gebirge drei regelmäßig auseinander stehende Spitzen hat, das Wort „Mistgabel“ finden, deren dreizaßige Form sehr gut nachgebildet erscheint. Andere behaupten, Mischabel sei ein arabisches Wort, wie es deren in Saas noch andere gebe, und bedeute ganz was anderes als das angegebene Werkzeug des Feldbaues; es deute vielmehr auf die außergewöhnliche Höhe dieses Gebirgsstockes, der selbst von der Stadt Mailand aus deutlich kann gesehen und erkannt werden.

In neuerer Zeit mühte man sich lange vergebens ab, die Spitzen der Mischabel zu ersteigen. Endlich gelang das Wage-


stück doch. Die Nordspitze wurde von Saas aus, die Mittel- und höchste Spitze aber aus Täsch herauf zuerst erstiegen. Es galt als große Ehre, der Erste gewesen zu sein, der seinen Fuß auf das stolze Haupt der Mischabel gesetzt hat.

Die Sage aber läßt diesen Ruhm nicht der neuern Zeit anheimfallen; die Mischabel ist schon längstens erstiegen worden. Es war nämlich ein Mann, — freilich aus alter Zeit, wo die Touristen noch keine Tagebücher führten, — der hatte es sich in den Kopf gesetzt, dieses hohe, unbesteigliche Gebirg zu erklimmen. Trotz gegen alle Abmahnungen verjah er sich mit dem allenfalls Nöthigen und machte sich von Saas-Fee aus auf den gewagten Weg. Unter Anderm nahm er eine Garbe (Schaub) leeren Strohes mit, um damit auf der Spitze der Mischabel ein Freudenfeuer anzünden zu können.

Am dritten Tage sah man deutlich auf der höchsten Spitze den Rauch und das Feuer als Zeichen des erreichten Zieles — aber der muthvolle Bergbesteiger kam nicht wieder zum Vorschein. —

23.

Der Bergsteiger.

 In der Bergkette zwischen Saasthal und Simpelu starren die zwei gewaltigen Fletschhörner (12,390 F. ü. M.) gen Himmel, deren nördliches in Simpelu „Kosbodenhorn“, südliches aber „Laquinhorn“ heist.

Glücklicher als die Mischabel in Saas läßt die Sage in Simpelu das Kosbodenhorn ersteigen. Dem kühnen Besteiger dieser nie betretenen Bergspitze ward die Kosbodenalpe als Lohn versprochen. Die wollte nun Einer sich verdienen und nahm, wie ihm angerathen wurde, einen Hund, eine Kaze und einen Hahn als Begleiter mit. Doch der Hahn erfror, die Kaze fiel in einen Abgrund, der Hund stürzte von einem Felsen todt und der Kopf des Steigers drohte vor Schwindel nach allen vier Winden zu zerspringen. — Er kehrte heim; aber unten lachten und spotteten die Leute alle. Das verdross ihn. Da wollte er noch einen Anlauf wagen; versicherte aber zuvor sein Haupt vor dem Zerspringen durch einen starken Eisenring. Und weil nun sein Kopf sicher und auch das Herz fest wie Eisen war, so gelangte er glücklich zur Spitze und zum Besitze der schönen Alpe.

Die Murrelthiere des Saasthales.



ie Frage war schon lange strittig und ist es noch, ob das in den Bergen so munter pfeifende und auf dem Teller so fett schmeckende Murrelthier den Hausthieren solle beigezählt werden oder zum Wildbret der Hochalpen gehören. Ist das Erstere der Fall, so gehört es dem Eigenthümer des Grundes zu, auf welchem dasselbe nistet und graset: wenn das Zweite, so unterliegt es der hochheitlichen Regiererei des Staates. Für das Erstere spricht, daß das Murrelthier kein herumziehendes Nomadenthier ist wie Gamsen, Füchse, Hasen und Vögel zc., sondern seine einmal gegrabene Höhle in Familie bewohnt, nie wieder aufgibt und alle Sommer auf der gleichen Weide spielt, folglich von einem Eigenthümer auf seinem Grund und Boden wie andere Hausthiere kann eingeführt und gepflegt werden; für das Zweite aber, daß sich das Murrelthier eben nicht hätscheln und streicheln läßt wie Ziegen und Lämmer, und noch mehr, daß die Staatsdiener — (man vergleiche die einschlagende Frage in der Statistik von Zermatt Seite 132) stets willig zugreifen, wo es etwas zu regieren oder zu erhaschen gibt, gegen welche die kleinen Privatleute gewöhnlich den Kürzern ziehen.

Vor alten Zeiten gehörten die Murrelthiere in den Saaseralpen den Grafen Blandrati in Visp, welche dieselbe nicht als Staatsbehörden, wohl aber als Alpeigenthümer besaßen. Die Alpweiden wurden den Leuten von Saas in Pacht gegeben, nicht aber die Murrelthiere, welche sie sich vorbehielten. — Später — 1300 — kaufte die Gemeinde Saas die Alpen mit allem Zubehör und von der Zeit an glaubte diese auch die Murrelthiere als gekauftes Eigenthum zu besitzen und hatte davon den fortwährenden und ungestörten Genuß und Gebrauch. Die Landesregierungen anerkannten den vier Gemeinden von Saas ihre althergebrachten Rechte; selbst die französische Regierung that noch in diesem Jahrhunderte des Gleichen. — Da piffen und grasen die muntern Murrelthiere furchtlos und lustig in den Hochalpen des Saasthales, denn die Gemeinden behandelten sie stets mit zarter Vaterforge. — Nie wendet man Pulver und Blei an, um diese lieben Thiere nicht zu schrecken und von den fetten Weideplätzen zu verschrecken; man sieht sie darum oft mitten unter Schafen

und Ziegen lustig im Grase spielen. Noch weniger duldet man das Aufgraben der Winterlager, weil dadurch ganze Familien vernichtet werden. Nur auf Ständern (Wintersitzen), die man wohl bevölkert merkt, richtet man im Herbst Steinfallen, wo die Jungen durchschlüpfen können, die größern Thiere aber gefangen bleiben. Sobald es aber die Erhaltung der Familie zu erheischen scheint, läßt man alle frei in's Winterquartier einlaufen. Die Gemeinden lösen so jährlich hübsche Summen Geldes und besitzen auf den Murmelthieren ein schönes Kapital.

Vor ungefähr 60 Jahren starben in der „Gletscheralpe“ in Fee alle Murmelthiere aus, entweder durch ungünstige Witterungszufälle oder durch Krankheiten. — Die Leute erzählen freilich, ein Landstreicher aus Italien habe in Geheim mit einer Lockspeise diese Thiere alle, groß und klein, wegzufangen verstanden. — Auf gewöhnlichen Wegen konnte diese, von Gletschern ganz umschlossene Alpe nicht mehr mit Murmelthieren bevölkert werden. Darum grub ein besorgter Murmelthiervater, Johann Baptist Ruppen, der im Frühjahr oft, wenn der Schnee zu langsam schmolz, seine lieben Pflégbefohlenen mit mühsam auf seinem Rücken hingetragensem Futter fütterte, in einem andern Berge ein junges Paar Murmelthiere auf, überwinterte die schlafenden Jungen in einem frischen Keller und brachte sie im Frühjahr in die leere Alpe, wo er sie, mit Futter wohl versehen, in eine ausgestorbene Höhle einführte. Und das Ding gedieh vortrefflich; nach wenig Jahren piffen die Murmelthiere wieder munter und tanzten zahlreich in der Alpe herum.

Als vor dreißig Jahren im Wallis in der Gesetzgebung alles neu wurde, erschienen in Saas rohe Burschen, fast wie Landstreicher, die mit einem Papierfetzen, — Jägerpatent geheissen — groß thaten und mit Pulver und Blei die harmlosen Murmelthierheerden kühn und grausam überfielen. Da knallten die Büchsen, zischten die Ballen, piffen die erschrockenen Thiere grell und jammerten die Leute laut auf. Die hohe Regierung selbst ließ sich zum Mitleiden und Erbarmen für die so grausam verfolgten Murmelthiere stimmen und traute sie wieder der väterlichen Fürsorge der Thalgemeinden an. — Noch in letzter Zeit kamen feindliche Ueberfälle wieder vor und die Gemeinden erneuerten ihre Klagen. Mit welchem Erfolg, weiß Schreiber dieses nicht anzugeben.

Die Heuschrecken auf dem Gletscher.

Was die Plage der Heuschrecken sei, oder vielmehr, was diese winzigen Thiere für Schaden anrichten können, weiß man nun im Oberwallis, besonders in der Gegend von Visp, leider aus Erfahrung. Vor dem Jahre 1838 schüttelte Mancher ungläubig den Kopf, wenn von den Verheerungen der Heuschrecken, in der Volkssprache „Straffeln“, die Rede gewesen.

Die große Rhoneüberschwemmung vom Jahre 1834 scheint den Boden des Vispergrundes zur Niederlage, Erhaltung und Ausbrütung der Heuschrecken-Eier wohl geeignet gemacht und entsprechende Witterung das Ihrige nicht versäumt zu haben, denn nach drei Wintern entstiegen die jungen Heuschrecken dem Boden wie Ameisen ihren gestörten Nestern. Die Leute erschrecken nicht, sondern spotteten gutmüthig des „lebendig gewordenen“ Bodens auf den dürrn Sandufern der Rhone. Als aber diese „hüpfenden Flöhe“ täglich größer wurden, immer weiter und weiter nach Nahrung haschten und in schnell erweiterten Umkreisen alles Grün bis zur schwarzen Erde wegschnappten, da gingen den guten Landanbauern die Augen auf und erkannten mit Schrecken die Gefahr für ihre fruchttragenden Wiesen und Acker. Man befahl nun freilich die Straffel fischelweise im Thau einzufangen und zu vernichten, aber es war zu spät; verloren war alles, was der Schnitter nicht in der Eile ihrem zernagenden Zahne noch entzog. Nach vollendeter Verwüstung erhoben sich diese Thiere massenhaft in die Luft und zogen in dichten Wolken, welche die Sonne verfinsterten, landaufwärts in die Getreidefelder von Gamsen und Glis. Die Leute, die diese hungrigen Einwanderer aus Sagen von Visp bereits kannten, wollten ihre bessern Felder und Acker gegen diese ungeladenen Anstürmer mit Waffen schützen, d. h. hielten die Feinde mit langen Ruthen und Wasserpumpen in geziemender Ferne. Sie kämpften eine Zeit lang nicht ohne Erfolg; doch genügte ein unbewachter Augenblick und der erwachende oder zurückkehrende Bertheidiger fand sein schönes Weizenfeld schwarz mit Heuschrecken besetzt, welche die Halme unter der unreifen Aehre durchbissen und diese schonungslos zu Boden stürzen machten.


Aus dem Saasthale erzählt eine alte Sage, — freilich lange ungläubigen Ohren — es habe da einmal eine fürchter-

liche Menge Straffel gegeben, die alles Grün in Matten, Feldern und Aedern wegfräßen. Hatte Jemand die Unvorsichtigkeit seinen Rüdtschiffer mit Lederriemen (Bretschellen) oder etwa gar seine Lederschuhe auf dem Felde stehen zu lassen, so seien diese Ledergegenstände von den Straffen rein zernagt worden. — Die geplagten Leute nahmen damals, wie das leghin auch nicht unterlassen wurde, ihre Zuflucht zum Gebete. In großer andächtiger Prozession zog alles Volk zur hl. Anna in der Alpenkapelle im „Verch“ beim Allaleingletscher und — die Plage hörte auf; alles Ungeziefer folgte dem frommen Pilgerzuge zum genannten Gletscher, warf sich auf denselben und erfror. Zum Andenken setzte die Pfarrei Saas diese St. Anna-Prozession bis auf die neuesten Zeiten gläubig fort!

Auch die Heuschrecken von 1838 verloren sich nach durchlebter Periodezeit fast plötzlich und Thatsache ist es, daß Leichen verendeter Heuschrecken auf hohen Gebirgsgletschern gefunden wurden.

26.

Die St. Kümmernuß in Maders.

 In Weinhaufe neben der Pfarrkirche in Maders findet man ein sonderbares Schnitwerk, das eine Person in Lebensgröße an ein Kreuz genagelt vorstellt. Die Statue hat in Holz geschnitzte Frauentkleider, die mit drei oder vier verschiedenfarbigen alten Röcken aus Tuch bedeckt sind; am Kopfe fallen große schwarze Augenbraunen und ein kräftiger Schnurr- und Kinnbart auf. Das Gesicht ist mit lebendigen Farben bemalt und so stark lackirt, daß es den Anschein hat, die Haut sei naß von Schweiß und die großen, schwarzen Augen feucht von Thränen. Es ist das die „St. Kümmernuß“, von der in den oberen Bezirken des deutschen Wallis oft erzählt wird und die von den jungen Töchtern, wenn möglich noch vor dem Heirathen, der Neugierde halber will gesehen sein; gleich wie reiche Engländer weder zufrieden leben noch ruhig sterben könnten, ohne den Montblanc oder das Matterhorn wenigstens ein Mal mitangesehen zu haben.

Eine Legende erzählt, die hl. Kümmernuß sei eine schöne Königstochter gewesen, die ihr königlicher Vater an einen

Menschen verloben wollte, der ihr mißfiel. Sie hatte überhaupt keine Neigung zum Ehestand und wollte ihr Leben Gott widmen. Weil sie aber auf die eigene Kraft, allen Versuchungen zu widerstehen, zu wenig Vertrauen hatte, nahm sie ihre Zuflucht zum Himmel. Und sie wurde erhört; ihr Mund, Nase und Augen wurden groß und entformten sich entsetzlich; kohlschwarze Augenbraunen und ein gewaltiger Stutzbart vollendeten die Entstellung ihres einst so schönen Antlitzes. Als der Vater das Spiel merkte, ließ er im Zorn seine Tochter an ein Kreuz nageln. — Wer mag sich da wundern, daß die zahlreichen Besucherinnen dieses Wunderbildes nicht alle den Wuth haben, für das Gleiche zu beten und das Gleiche zu dulden? —

Man erzählt ferner, die St. Kümmernuß habe einst von Naters davonlaufen wollen. Zum Glück begegnete sie auf ihrer Flucht zuoberst im Dorfe einem Manne, dem sie noch länger zu bleiben versprach, wenn ihr alle sieben Jahre ein neues Kleid gegeben würde. — Ein abermaliges Fortlaufen fürchtet Schreiber dieser Sage eben nicht, obschon ihr jetziger Anzug weit über sieben Jahre alt zu sein scheint; doch droht der St. Kümmernuß vom gegenwärtigen Zeitgeiste Gefahr, der kaum noch was Sonderbares zu vertragen im Stande ist und Alles nur verflacht und fein geglättet will erscheinen lassen.

27.

Der große Tod in Naters.

Einst soll der Tod in den Bergen von Naters schrecklich gehauset haben. Man erzählt, ein Schafhirt in Melsch habe eine Nuß aufgehoben und gegessen, die ein großer Vogel im Schnabel über die Berge zu ihm getragen und vor ihm habe fallen lassen. Mit diesem Hirten habe dann der Tod den Anfang gemacht. — Auch in Saas geht die Sage, die Pest sei einst in einer schwarzen Wolke über die Berge aus Italien gekommen und habe zuerst den Schafhirten auf der Alpe angepakt. — Den armen Bergbewohnern erlaubte man nicht mehr, hinab nach Naters zu kommen, um die Seuche nicht weiter zu verbreiten. Darum, so geht die Sage, habe man die Verstorbenen in der „Froh-

matte“ begraben und der Pfarrer habe da auf einem Hügel mit den hl. Sakramenten gewohnt. Zum Vergraben der Todten waren zwei Männer, wovon einer einäugig, bestellt und als Lohn erhielten sie für jede todte Person ein Leintuch. Sie beigeten (häuften) die Leintücher auf einander und jedem der zwei Gräbler fiel ein klastenhoher Haufe zu. — Einem Kinde wusch eine Mutter mit Gottvertrauen in Aletsch das Herz, und sich! das Kind starb nicht und ihm fielen noch in selbiger Nacht zwölf Trinfeltühe als Erbschaft zu. — Die Seuche verschwand, als ein Verstorbener das Heilmittel angab:

„Bibinella und gebaht's Brod
Ist gut gegen den gähen Tod.“

Auch tröstete der Verstorbene, es werde nur noch der einäugige Gräbler und der jüngere Aletschhirt sterben. So geschah es auch. — Die Bibinella wurde tief im Massa-Kinn gefunden.

28.

Die Pest in Stalden.

(Von Defan Anthanmatten.)

In Stalden wird auch von einer großen Pest erzählt, wo es der Todten so viele gab, daß man selbe unbesarget in offene Gruben warf. Der Todtenbegraber, „Gribjer“ wohnte bei der „Törbier-Dschikehri“ in einer Steinscheuer und starb zuletzt selbst an der Pest auf einem klasterhohen Haufen Leintücher, die er durch's Vergraben verdient hatte. — Die Pest verschwand als eine Stimme aus dem „Ebiberge“ gerufen hatte:

Rehrt um den Nothen —
den Todten;

Iß Bibinella — Pumpernella — und gebaht's Brod,
So hört uf der gähe Tod!

29.

Die Pest in Bermatt.

(Von Kaplan Mooser.)

In Bermatt gehen noch viele Sagen von großen pestartigen Krankheiten, welche schrecklich unter der Bevölkerung wütheten. Sie scheinen früher häufiger gewesen zu sein als in neueren Zeiten. Die letzte

außergewöhnliche Sterblichkeit finden wir am Anfange dieses Jahrhunderts. Im Pfinkriege wurde nämlich ein Zermatter gefangen, mißhandelt und nach Waadtland in die Gefangenschaft geführt, wo er viel zu leiden hatte. Hager, zerlumpt und im größten Elende kehrte er in seine Heimat zurück und brachte eine ansteckende Krankheit mit, an der von 440 Personen 40 starben; er selber aber blieb am Leben.

Die Sagen aus früherer Zeit lauten viel trauriger. Einmal soll soviel Volk gestorben sein, daß auf dem Wege zur Kirche Gras zu sprießen anfang. Man fand nicht mehr Leute, die Todten zu begraben. Da ließ sich dafür ein alter Mann anwerben, der ein offenes Bein hatte und darum von der Seuche verschont blieb. Auch dieser soll eine klastenhohe Schichte Leintücher als Begrablohn erhalten haben. — Eine Familie wohnte in einem Hause in einiger Entfernung allein. Diese schloß sich ein und vermied jede Zusammenkunft mit andern Menschen; nur von Zeit zu Zeit kam Einer auf einen Hügel heraus, um zu erfahren, ob der Tod aufgehört habe. Endlich vernahm er die gute Botschaft und freudig kamen die Verschonten hervor, um zahlreiche Erbschaften in Empfang zu nehmen. Man theilte die Geräthschaften frohen Herzens, nur um einen Sack voll Wolle wurde gezankt, die endlich der freigebliebenen Familie zufiel. Und mit dieser Wolle brachten sie die Krankheit in ihr Haus; in kurzer Zeit starben Alle. — Ein lediger Bursche flüchtete sich beim Einbrechen der Krankheit über den Augstalberg aus dem Lande. Als er nach langer Zeit zurückkam hatte der Tod aufgehört, aber er zog einen zurückgelassenen Rock an, der ihm die Krankheit noch mittheilte und den Tod gab.

30.

Der erste Meier in Ripsen.



Unter den zahlreichen Besuchern des Wisperthales gibt es wohl wenige, denen „Ripsen“ (welches man durchschreiten muß nachdem man Kalpetran, innerhalb Stalden, passirt hat und St. Niklaus noch nicht in Sicht bekommen) ganz aus dem Gedächtnisse entfallen sein mag. Wenn es nicht eben „Fluonazens Brünnelein“ ist, das dem Durstigen in den obern Ripsen frisches Wasser bietet, so

mag es die öde, wildbewaldete, zerfahrene, bewegliche und thalabwärtsrutschende Natur dieser Gegend sein, welche die Aufmerksamkeit der Reisenden in Anspruch nehmen muß. — Diese wildschöne, unheimliche Gegend soll einst zum Range eines freien Meierthumes gelangt sein. Die Veranlassung war folgende.

Einst fiel in den Ripsen ein Mann in die Bisse und wurde von den schäumenden Wellen fortgetragen. Das sah ein am Ufer arbeitender Holzhacker, sprang nach, packte und zog ihn mit seinem Eisenhacken wieder ans Land — freilich etwas unvorsichtig, denn der angesehnte Hacken riß dem Geretteten eben das eine Aug aus. Darüber beschwerte sich dieser bei der Obrigkeit und belangte seinen Retter um Schadenersatz für das ausgerissene Auge. Das war nun eine ziemlich verfängliche Rechtsfrage, bei der man einerseits das Recht, anderseits aber die Billigkeit nicht recht vereinbaren konnte. Mit ganz verzogenen Mienen und sehr verstörten Gesichtern nahmen die Rechtsgelehrten Ort und Stelle in Augenschein. Ein zufällig anwesender Ziegenhirt bemerkte die Verlegenheit der wohlweisen Herren und, nachdem er sich über den Handel erkundigt, sprach er lächelnd, da wisse er schon Bescheid: Der Kläger solle sich an der gleichen Stelle wieder in's Wasser werfen und weiter tragen lassen; rette er sich ohne Hülfe des Holzhackers, so müsse dieser ihm das Aug bezahlen; wo nicht, so sei es wohl gleich ob er mit einem oder zwei Augen sterbe. — Welch ein glücklicher Einfall! Die Richter athmeten wieder freier. — Zum Andenken an den merkwürdigen Rechtsfall wurde Ripsen zum Meierthum erhoben und der Hirtenhube seiner Weisheit wegen daselbst als erster Meier eingesetzt.

31.


Der zukünftige See in St. Niklaus.

So wie es der Sagen viele gibt, welche von alten Bergstürzen erzählen, so leben im Munde des Volkes auch Weissagungen, die durch Abfallen und Niederstürzen hoher Berge große Seebildungen über schönen Fluren und auf bewohnten Dörfern in traurige Aussicht stellen. Ich führe hier nur eine Prophezeiung über das Nikolai-Thal an.

Ein frommer Vater soll einst, von Törbel aus das Thal betrachtend, ausgerufen haben: „O armes Thal! ein Bergsturz wird die Vispe so aufstauen, daß der Hahn auf dem Glockenthurm in St. Niklaus Wasser trinken wird!“ — Die Erfüllung dieser Prophezeiung wird kaum möglich geglaubt, auch wenn der schlüpfrige Rißerwald sammt dem schönen Bergfleck Grächen in's Thal hinabrutschen sollte. — Das Erdbeben von 1855 hat zwar gezeigt, welchen Maßstab der Bergrutsch annehmen könnte. Eine Erdsenkung von ungefähr anderthalb Schuh durchzieht den Wald ob Grächen und zeigt ringsum die Grenzen des sinkenden Bodens. — Schreiber dieses überschritt den Erdriß an mehreren Stellen, wünschte darum eben nicht, die großartige Schlittenfahrt in die Rissen hinab mitzumachen! Hoffentlich wird dieser etwas lose Bergfegler vor der neuen projectirten Fahrstraße Respekt haben und der traurigen Prophezeiung des frommen Vaters in Törbel noch lange spotten.

32.

Die Kirche in St. Niklaus.

 er hl. Bischof Nikolaus hat seinen Namen dem Dorfe und der Gegend gegeben, wo er in einem schönen Gotteshause gegenwärtig verehrt wird; — vorher mag der Ort „Gafen“ (Chauson) geheißen haben. Es ist das der sicherste Beleg, daß die frommen Gläubigen aus der Umgegend häufig zu diesem Heiligen wallten, in seinem Gotteshause ihre Andacht machten und Botivtafeln aufhingen, deren noch einige vorhanden sind.

Der jetzigen Weltanschauung mag es seltsam scheinen, dem hl. Nikolaus an einem ziemlich gefährlichen Orte eine Kirche aufzubauen. Diese steht unter einem zerklüfteten und sehr lockern Berghügel, „Dorstossen“ genannt, und im Bereiche eines großen und gefährlichen Lawinensturzes. — Dieser Zug, an gefährlichen und schauerlichen Stellen Bethäuser zu errichten, war bei den Alten vorherrschend; sei es, daß sich da des Menschen Gemüth besser vom Irdischen los trennen und im Gebete leichter himmelwärts richten konnte, oder daß man da vom Himmel die Abwendung schwerer Unglücksfälle ersuchen wollte. — Die Kirche in St. Niklaus wurde von der Lawine oft gefährdet und geschädigt, ja 1749 sogar bis auf den

Thurum und das Chor ganz fortgerissen. Das geschah gerade während der Sigrist am Morgen im Thurm betenlätete. Er glaubte nur einen großen Windstoß gehört zu haben und erstaunte darum nicht wenig, aus dem Glockenthurme statt in die Kirche unter freien Himmel heraus zu kommen.

Einst faßten die Leute den Entschluß, dem hl. Nikolaus die Kirche wieder aufzubauen im schönen und sichern „Felde“ auf dem jenseitigen Wispenuser; aber jeden Morgen fanden sie die Bauinstrumente immer wieder unter dem gefährlichen „Sparrenzuge“. Eines Abends erzählten auch zwei Hirtenknaben, sie hätten im Dorstossen zwei Kobolde — Berggeister — gesehen und gehört, wie sie mit einander den Anschlag machten, den Dorstossen herunterzuwerfen und den Thalgrund zu verschütten. Die Kobolde entwarfen den Plan, der Eine solle unten die Stützen des Berges losgraben und der Andere oben den Berg hinausstößen. Beide machten sich gleich an die Arbeit. Aber es ging nicht und kein Hälmlchen bückte sich. Der untere Kobold schalt erzürnt seinen Gehülfsen oben einen Taugenichts. „O weh!“ heulte dieser herab, „d's Glasi lat nit!“ Weil der hl Nikolaus den Berg nicht herabstürzen läßt, bauten nun die Bewohner diesem Heiligen den Tempel freudig wieder an der alten Stelle.

33.

Die St.-Josephs-Kapelle in Visperterminen.

(Von Herrn Pfarrer Studer daselbst.)




ungefähr eine Stunde ob dem Pfarrdorf in Visperterminen befindet sich mitten in einem romantischen Walde ein Bethaus, die St.-Josephs-Kapelle geheißen. So entlegen in eine Alpenregion hingebaut verdankt es seinen Ursprung folgender Begebenheit.

Ein Mann, sein Name ist noch gekannt, obwohl rechtschaffen und brav, ward in solchem Grade geisteskrank, daß er den traurigen Entschluß faßte, sich selbst zu erhängen. Er nahm darum einen Strick und eilte damit hoch in den Wald hinauf. Angekommen an einer Stelle, die ihm für sein schlimmes Vorhaben passend schien, durchlief es ihn eiskalt durch alle Glieder. Dem ungeachtet wollte er ans Werk, doch vorerst noch ein „Vaterunser“ beten. Er kniete nieder und begann zu beten. Da gewahrte er auf dem untersten Aste

eines nahen Lerchbaumes ein grünes Männlein, das ihm einen langen Strick herabreichte und darbot. Erschrocken erkannte er nun gleich die ganze Bosheit und die schrecklichen Folgen eines argen Vorhabens; bereute darum dasselbe ernstlich und that Gott Abbitte. Auf ein gemachtes Kreuzzeichen entschwand der Böse gleich seinen Augen und er athmete wieder leichter. Bevor er jedoch den Ort verließ, machte er das Gelübde, aus Dankbarkeit für seine wunderbare Rettung zur Ehre des hl. Josephs dort ein Bethaus zu errichten. Genschen an Leib und Seele hielt er Wort.

34.


Die Ernerwaldkapelle.

ie Muttergotteskapelle im Ernerwald, ein viel besuchter Wallfahrtsort, wurde gebaut in den Jahren 1693 bis 1709. Zu diesem Baue soll Anlaß gegeben haben ein Traum. — Ein von Arbeit müder Mann legte sich in diesem Walde unter einem Baume nieder, schlief gleich ein und es träumte ihm, er sehe eine schöne, glänzende Krysthöhle und darin ein wunderliebes Marienbild, das ihn freundlich anblickte. Er sah da alles so lebhaft und deutlich, daß er nicht zögerte den Traum als eine Weisung von Oben zu deuten; machte darum das Gelübde, dort zur Ehre der Muttergottes eine schöne Kapelle zu bauen, wenn er so glücklich wäre, die schöne Krysthöhle zu entdecken. Er begann nachzusehen und fand bald eine reiche Fundgrube kostbarer Steine, die er verwehrtete und den Erlös gewissenhaft für den Kapellenbau verwendete.

(Siehe Wallfahrtsorte der kath. Schweiz.)

35.

Die Kapelle im Turtmanthale.

m Turtmanthale, wo man noch Spuren der alten Straße finden will, die über das Augstbort in's Bisperthal führte und früher oft war benutzt worden, sollen „Meiden“ und „Gruben“ Dörfer gewesen sein.

Man will noch Anzeichen einer alten Hammerschmiede entdeckt haben. Jetzt haben die Gletscher, Lawinen und tobende Bäche dieselbe zu Alpstafeln gemacht. In Gruben steht indeß wieder ein Hotel für die Reisenden.

Zum Baue der Kapelle soll ein seltsamer Vorfall Anlaß gegeben haben. Da fiel einmal im Winter ein großer Kalk- oder Kreidenstein vom Berge ab und blieb mitten im Thalwasser, „Turtmäna“ stehen. Das sahen im Frühjahr die Alpengemeinwerfer und sprachen während dem Abendbrode zu einander: „Schade, daß der Stein im Wasser liegt; wäre er im Trockenen, so könnten wir ihn benutzen um hier eine Kapelle zu bauen“. — Und siehe! in nächstfolgender Nacht nahm der Fluß eine andere Richtung und ließ den Stein auf trockenem Boden. Die Leute glaubten in dem Vorfall eine Weisung von Oben zu erkennen und bauten mit Freude eine schöne Kapelle. Der Altar trägt die Jahreszahl 1708.

(Aus den Wallfahrtsorten der kath. Schweiz.)

36.


Die Wallfahrtskapelle in Theel — bei Lenk.

Teter Widi aus Luzern, wurde durch fluge Sparsamkeit ein wohlhabender Mann und kaufte in der Wildniß „Theel“ ein Gütlein, das er zu seinem Wohnorte einrichtete. In der Nacht schien es ihm oft, als hörte er eine Glocke läuten und viel laut betendes Volk heranziehen; er meinte, das deute auf einen Wallfahrtsort und dachte, man sollte ein Bethäuslein bauen. Eines Abends saß er in seinem Gute neben einer Dornstaude und wurde von einer bösen Gliederkrankheit angefallen, von der ihn weder ärztliche Mittel noch fromme Werke und Wallfahrten befreien wollten. Da machte er das Gelübd, ein Bethäuschen zu bauen zur Ehre der hl. Familie, wenn er wieder gesund werde. Und er genäß gleich, wollte sein Versprechen halten und neben seinem Hause 1773 das Bethaus erstellen. Doch alle Nächte wurden die Instrumente von unsichtbarer Hand zur Dornstaude hingetragen, wo er krank geworden war. Er merkte, daß er da bauen solle, fing darum an das Gesträuch zu verbrennen und zu graben. Da fand er eine Steinplatte und darunter ein Menschengerippe mit einem

Schlüssel und einem Hirschhörnlein, auf dem das Bild, fast wie der hl. Barbara gezeichnet war, Gegenstände, die noch aufbewahrt werden. Durch diese Entdeckung ermuthigt setzte Peter Widi die Arbeit mit Eifer fort und bald war ein Bethaus erstellt, wo hinter einem Eisengitter die hl. Familie verehrt wurde. Von allen Seiten strömten fromme Leute her und durch Opfer und großmüthige Gaben wurde die Wallfahrtskapelle eingerichtet, wie sie heute unsern Blicken begegnet. (Siehe die Wallfahrtsorte der kath. Schweiz.)

37.

Die neue Kapelle im Mayenberg.

ie gemüthlichen Bewohner der Stadt Sitten lieben den schönen Mayenberg sehr und ziehen im Sommer schaarenweise mit Frau und Kindern hinauf, um da der frischeren Fluren- und Wald-Luft zu genießen. Sie glauben selbst, in der Welt könne es kaum was Schöneres geben als ihre Mayen und gelbbefiederte Touristen würden in Menge da hinauf wallen, wenn eine ordentliche Fahrstraße und komfortable Hotels ihnen zur Verfügung ständen. — Mit Geld könnte man allerdings Straßen und Gasthäuser hervorzaubern; weniger servil sind jedoch die freizügigen Gelbvögel, die schon manchen Spekulantem ziemlich arg gefoppt haben.

Bei der zahlreichen Sommerbevölkerung des Mayenberges liegt es auf der Hand, daß, um den Pflichten des Christen nachkommen zu können, ein bequemes zugängliches Bethaus Noth that. Sieben Männer — sie stehen abgebildet im Altarbilde — faßten den frommen Entschluß, eine Kapelle zu bauen. Dazu fehlte aber am ganzen Berge tauglicher Wörtelsand. Als die Stifter auf der Hofstatt beratheten, wie diesem Uebelstande abzuhelfen wäre, gesellte sich zu ihnen ein Unbekannter, den weder vor noch nachher jemand wollte gesehen haben, und wies ihnen ganz in der Nähe einen großen Stein an, unter dem sie Sand genug bekämen. Und wirklich! der tauglichste Bausand kam da zum Vorschein. — Als der Bau vollendet da stand, war auch die Sandgrube erschöpft und keine handvoll mehr zu bekommen. — Die Kapelle erhielt den Titel: „Maria zum guten Rath“ (1776).

Das Pferd als Schiedsrichter.

Als die zwei Gemeinden Erschmatt und Bratsch eine gemeinsame Kirche bauen wollten, war heftiger Streit unter ihnen, wo selbe sollte aufgeführt werden. Natürlich wünschten beide Gemeinden die Kirche in ihrer Mitte. Als alle andern Mittel zu keinem Verständnisse führen wollten, kam man überein, ein Pferd mit Kalk zu laden und da zu bauen, wo dasselbe würde stehen bleiben. Gesagt, gethan; ein der Gegend unkundiges Pferd trug ohne Führer die Ladung auf den Platz hin, wo die Kirche jetzt steht, stellte sich gegen Sonnenaufgang und begann dreimal hell zu wiehern. — Auf dieses Zeichen wurden die Leute einig und bauten eine schöne Kirche.

Der böse Hänzli.

In gewisser Hänzli, dessen Herkommen und Heimat Niemand kannte, war viele Sommer Sennenhirt in der Bachalpe (Erschmatt). Obschon er eben um's Beten nicht viel gab und that, wußte er sich doch unbescholten und selbst beliebt beim Volke zu erhalten. Indessen verlor man jeden Sommer, sowohl in dieser als in der angrenzenden Feldumenalpe (Lötschen), einige Stücke Vieh, ohne auch nur eine Spur davon mehr zu finden.

Es begann eben unter dem Volke der Verdacht, das verlorene Vieh werde gestohlen und über den Gletscher nach Bern getrieben; da starb unser Hänzli, so wie er gelebt, ohne viel Segnens und Kreuzens. Und es begann in der Alpe gewaltig zu spucken; mitten in der Nacht polterte es heftig mit den Alpgeschirren herum, das Vieh wurde aufgetrieben und fortgejagt und selbst am hellen Tage wurden große Felsblöcke in den Alpstafel herabgeworfen u. Bei den Leuten war es ausgemacht, Hänzli müsse der Dieb und Schelm gewesen sein und nun diesen Spuck treiben. Man ließ darum die Bachalpe von frommen Ordensmännern segnen; worauf der ganze Geisterlärm in die Feldumenalpe nach Lötschen hinübersiedelte. Die

guten Lötſcher freuten ſich darüber nicht beſonders und zogen auch ihrerſeits in's Feld; ſie ſtifteten eine Käßſpende, die jähr- am Oſtermontag in Ferden unter die Armen vertheilt wird. — Und damit wurde Hänzli gründlich zur Ruhe gebracht. —

40.

Das Gemeingeld.

Ehemals waren die Gemeinden im Oberwallis viel reicher und beſſer daran als in heutigen Tagen; es war überall üblich, das Gemeingeld an ſichern Orten, gewöhnlich in Kirchen oder Kapellen, aufzubewahren in Schränken, Trögen oder feſten Behältern, die nur mit drei oder mehreren Schlüſſeln konnten geöffnet werden. — Unſere lieben Altvordern übten mit ſolchen Schlüſſeln, in Händen eben ſo vieler Betheiligten, über den Gemeinſchatz eine zuverläßigere Kontrolle, als in heutigen Tagen mit geſcheiden Zahlen auf todtem Papier, wo es der vornehmen Schelmen ſo viele gibt, die hinter Schloß und Riegel gehörten, wenn alle Menſchenkinder laut Gerechtigkeit behandelt würden. — Jetzt ſtehen dieſe alten Geldſchränke ſchon lange leer und nicht nur Dieben, auch den Mäusen offen.


Dieſe Verarmung des Gemeinweſens kommt unſtreitig einerſeits von viel größern Anſprüchen, die der Staat an die Gemeinden macht, und anderſeits von merklicher Abnahme des Gemeinſinnes unter den Bürgern. Früher liebte Jedermann das Gemeinweſen ſehr und brachte für daſſelbe willig die ſchwerſten Opfer; heute kehrt man den Stiel um, die Bürger wollen nichts mehr thun und von der Gemeinde Alles verlangen; dieſe ſollte ihnen nicht nur die Vögel ſchießen, noch über das braten und ſelbſt zu Mund tragen. — Ich mag mich aber deſſen kaum wundern; ehemals entzog die Geſetzgebung das Bürgergut nicht den Bürgern, um ſelbes jedem Hergelaufenen mit in den Sack zu ſchieben.

Die Gemeinde Törbel bewahrte das Gemeingeld in der Kirchensakriſtie auf, wo für daſſelbe ein feſter Schrank in der Mauer gebaut war. Das wußte leider ein frecher Dieb; öffnete darum die Mauer hinter dem Altare, wo jetzt das hl. Grab angebracht iſt, und gelangte ſo von Hinten in den Geldſchrank. Weil keine gewaltſame Erbrechung zu Tage trat, hatte der Schelm Zeit genug, mit dem Gelde zu verduſten.

So sammelte auch die Gemeinde Zeneggen, weil sie mit dem Plane umging, eine Kirche zu bauen und eine Pfarrei zu stiften, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hübsche Summen Geldes und verschloß selbe sorgfältig in einem verborgenen Behälter unter dem Chor der Kapelle. Es hielt sich damals seit vielen Jahren ein fremder Weber in Zeneggen auf, — man nannte ihn „Dechili-Josi“, weil er schöne Bettdecken wub. Mit Hülfe dessen spürte ein Dieb das Geld auf und stahl es sammt einem schönen Silberbecher fort. Dieser Becher verrieth den Räuber, der im Turtig noch erwischt wurde. Das Geld war aber fort und nur der Becher kam nach Zeneggen zurück, wo derselbe in neuester Zeit auch noch verschachert wurde.

11.

Die wunderbare Rettung.

 Von einem Pfarrer in Törbel wird erzählt, er habe den Kirchenschatz beraubt. Als Gefahr oblag, entdeckt zu werden, entfloß er nach Italien, wo er auf freiem Felde von Räubern überfallen wurde und so in Lebensgefahr gerieth, daß er das Gelübde machte, im strengsten Orden seine Vergehen abzubüßen, wenn er am Leben bleibe. — Und sieh! in aller nächsten Nähe entstand helles Geklapper vieler Hufeisen, als wenn ein Trupp berittener Landjäger daher trabe. Entsetzt flohen die Räuber in aller Eile davon und ließen den Angefallenen laufen, der sich nun gerettet mitterseelen allein auf offenem Felde befand, ohne mehr die geringste Spur einer Reiterci oder irgend einer menschlichen Hülfe wahrzunehmen. — Indeß reute es ihn doch bald, ein so schweres Gelübde gemacht zu haben, und zog darum nach Rom, um sich davon erledigen zu lassen. Der Papst wollte aber keine Gnade ertheilen, weil die Rettung von Oben zu offen am Tage lag; er sandte ihn in ein Trappistenkloster, wo er als frommer Büsser im Rufe der Heiligkeit starb.

Der Baron im Eich.

Nitten in steilen Felsen und hangenden Bergwänden liegt unter Zeneggen im Nord-Ost das fast öde und wenig besorgte Fleckchen „im Eich“, welches wohl wenige der Sterblichen gesehen und wegen seiner vollen Abgeschlossenheit noch wenigere betreten haben. Nur im Spätsommer 1868, wo die Wuth der Vispe ihre vielhundertjährigen Dämme durchbrochen, die Burtschaft Visp zum Theil eingerissen und die ganze Grundfläche so unter Wasser gesetzt hatte, daß aller Verkehr zwischen dem rechten und linken Vispenufer auf mehrere Wochen völlig abgeschnitten wurde, erhielt das in Felsen wohl eingemauerte Eich unwillkürliche Besuche von vornehmen Pariser-Herren und eleganten Engländer-Damen, die auf einem mehr als dreistündigen mühevollen Umwege dort in struppigen Gesträuchen ihre weiten Kleiderbürsteten und auf steinichten Ziegenpfaden, mit langen Stöcken in der Hand, sehr bedächtig und behutsam ihre zarten Schuhe auf eine harte Probe stellten.

Das war aber nicht immer so. Die Sage erzählt, daß ehemals viele Barone mit Dienerschaft, weiten Mänteln und Seitendegen aus der Hübschburg ob Visp und andern Gegenden nach Visp zur Pfarrkirche gekommen seien. Einer dieser Baronen hauste im Eich. Diese Herren schienen in Visp viel zu gelten, denn der Sigrüst hatte den gemessenen Befehl, nicht eher zum Gottesdienste zu läuten, als er selbst würde herabsteigen und herankommen sehen. — Möglich daß in Zeiten, wo die vornehme Welt das Flachland floh und gerne auf Hügeln und in unzugänglichen Felsen nistete, auch im Eich und in andern Felsburgen reiche Herren mit ihren Familien vor feindlichen Ueberfällen sich sicher stellen wollten.

Der Thurm 3'Roten in Emd.

Nahe dem sogenannten „Dörfchen“, unter der Pfarrkirche in Emd, stand auf einem Felsenrande ein großes festaufgemauertes, thurmartiges Haus mit mehreren Zimmern, Sälen und geräumigen Wohnungen. Man nannte es „3'Roten Thurmhaus“. Das große Erdbeben

von 1855 lockerte das Felsenfundament so, daß die Hälfte des Hauses abbrach und in den Abgrund stürzte. Seither fiel der Rest auch noch zusammen und auf der obern Fundamentmauer ist jetzt ein neues Wohnhaus, nach Art der übrigen Berghäuser, aufgebaut.

Das alte Thurmhaus war der Sitz einer Familie „*Roten*“, welche in der Umgegend bedeutende Besitzungen an Zehnten, Gülten und Grundstücken hatte, sich aber später nach Raron verzweigte, wo selbe noch rühmlichst fortlebt.

Das alte feste Steingebäude, wie die Sage erzählt, stand ehemals mitten in einem Dorfe, dem ein Bergsturz Grund und Boden wegriß. Am Fuße des einstürzenden Felsens lag die Gemeinde „*Brunneggen*“, von der noch in alten Schriften zu lesen, jetzt aber vergraben liegt unter hohem Schutt, der „*im Bruch*“ heißt.

Auch hier war es ein grauser Drache, der da in den Felsen nistete, selbe unterwühlte, zernagte und zu Thal stürzen machte. Er zog die Leute mit seinem giftigen Hauche an und verödete so die Gegend; selbst die Thalstraße mußte vom westlichen Bispenufer auf das östliche hinüber verlegt werden, weil der Drache seine Anziehungskraft nicht über das laufende Wasser der Bispe auszudehnen vermochte. Glücklicherweise wurde dieses Ungethür hier beim Bergsturze erschlagen; ein herabstürzendes Felsenstück zerquetschte ihm den Kopf. — Schaffirte wollen später die gewaltigen Gebeine und Knochen des verendeten Drachen gefunden haben und behaupten, sieben Schafe hätten Platz genug gefunden, in seinem Hohlgerippe bequem zu „*hizen*“. —

44.

Das fliegende Ungethür.

Sehr schön und naiv erwähnt Hr. R. Ritz im Jahrbuche des schweiz. Alpenklubs 1869 einiger Sagen des Gringerthales. — Die *Vuivra*, so wird erzählt, ist ein fliegendes Ungethür, das eine Krone auf dem Haupte trägt, Feuer zu Flügeln hat und am Körper einem Drachen gleicht. Es nährt sich von Goldsand, den es auf dem Grunde der drei größern Bergseen abwechselnd aufwühlt und aufspeist. Ist die Grundfläche des einen Sees ausgebeutet, so erhebt es sich aus dem Wasser in die Luft


und eilt in schauerlichem Fluge einem andern See zu, um da wieder den Goldsand aufzuweiden, den die Wasser während seiner Abwesenheit neuerdings ansammelten. Der Fall kann nun eintreffen, daß das gefräßige Ungeheuer, unter festem Eise eingeschlossen, den Winter zu lange findet und manchmal nur noch magere Fasnacht hat. Darum führt es dann gegen die harte Eiskruste solche Kraftstöße, daß Berg und Thal davon ringsum mächtig erdröhnen.

Ferners sprengt ein wilder Reiter — Cavalier — im Eringerthal durch die Lüfte; man hört deutlich das Waffengeklirr und der Hufe Gestampf. Zu Land aber stört die Ruhe der Thalbewohner ein rother Stier, dem ein schwarzes Hündchen folgt; er brüllt so furchtbar, daß selbst das Küchengeklirr zu wackeln anfängt. Auch ein großes Mutterschwein, dem zwölf Ferkel nachlaufen, zieht im Thal herum. Im Schnee findet man nicht selten die rothen Spuren. Wer diesen folgt, der ist verloren. —

45.

Das verwunschene Fräulein in Gerunda.

(Von Raphael Nis.)

 In den verschlossenen unterirdischen Gewölben von Gerunda sitzt neben ungeheueren Schätzen eine wunderschöne Jungfrau. Sie wurde vor Zeiten von ihrem Vater verwünscht, diese Schätze zu bewachen. Nur alle Jahrzehnt, am Ostermorgen, kommt sie herauf zu einer Quelle, die nur dann fließt, und wäscht und kämmt sich an derselben. Dann allein kann sie erlöst werden. Bietet sich hierzu Jemand an, so verwandelt sie sich in drei grause Ungethüme; erst in eine Kröte, dann in eine Schlange, zuletzt in einen Löwen. Wer diese Ungethüme in den Schlund küssen darf, erlöst das Fräulein. — Noch aber harret sie der Erlösung; denn Niemand wagte bisher solche Küsse.

Ein Vater mit seinen zwei Söhnen traf einst die Jungfrau am Brunnlein. Die drei Männer versprachen, sie zu erlösen. Das Fräulein erklärte denselben die Bedingungen, versprach ihnen reiche Schätze im Falle der Erlösung, aber auch schrecklichen Fluch, wenn sie zurückweichen sollten. — Die drei versprachen Stand zu halten, komme da was wolle — und die Jungfrau begann ihre Verwandlungen.

Zuerst hüpfte sie als Kröte heran; die war aber so garstig, daß den Männern alsbald der Muth entfiel. Noch mehr grauste ihnen vor der Schlange, welche sie schon von weitem mit ihrem langen stacheligen Schnauzbarte stach. Als aber der Löwe mit weitgeöffnetem blutrothem Rachen in mächtigen Sägen daher sprang, da wandten sich alle Drei und liefen so schnell sie konnten.

Das Fräulein aber schleuderte ihnen schrecklichen Fluch nach; — und dieser lastet noch auf ihrer Nachkommenschaft bis in's neunte Glied.

46.

Die heiligen Drillingsbrüder.

Vor uralter Zeit, so wird in Vesch (Vex) erzählt, kamen in's Land Wallis drei hl. Männer, Germanus, Romanus und Sylvius. Sie nannten sich Drillingsbrüder. Mit kräftigem Arm rissen sie Gesträuche und Bäume aus, bebauten das so gewonnene Feld und erlegten die wilden Thiere, die sich ihren Pflanzungen nahten.

Um sich in der wilden Gegend nicht etwa zu verlieren und einander, wenn Noth, Hülfe zu bringen, wählten sie drei Wohnplätze, die einander im Angesichte und unter Augen lagen. Da bauten sie sich Hütten und Bethäuslein in einem großen Dreiecke zum Andenken an ihre heilige Drillingsbrüderschaft; Sylvius in Vesch, Romanus in Ayent und Germanus in Saviese. — Das ist der Ursprung der drei alten Pfarrdörfer in der Umgegend von Sitten. — Gegenwärtig hat Ayent eine neue, sehr schöne Kirche, Vesch baut eben eine solche — freilich auf neugewählter Stätte*) — und Saviese wird auch noch folgen.

*) Schade daß die Piskeps, ungeachtet der vielen Bitten, sich's nicht über's Herz bringen konnten, die neue Fahrstraße zur altherwürdigen Pfarrkirche, die von hehem Alter so sprechendes Zeugniß gibt, zum Vortheile der Gemeinde selbst, hinzuführen und daß dieselbe, bereits alles gottesdienstlichen Schmuckes beraubt, dem gänzlichen Verfall preisgegeben zu sein scheint.

Die Pfarreistiftung.

„Selber han, ist uber Vater und Mutter“, sagt ein altes Sprichwort. Wer selber hat ist selbst Wicistler; der braucht darum nicht von der Gnade und der Willkühr Anderer abzuhan-gen. — Freigeborne Leute wissen und fühlen das; sie handeln darum auch gewöhnlich darnach. Es mag das eine der Ursachen sein, warum im Wallis fast jede Gemeinde eine eigene Kirche, eigene Pfründen und eigene Priester haben will und dafür die großmüthigsten und schwersten Opfer bringt.

Ehemals war das nicht so; da waren der Pfarrkirchen und der Pfarrer sehr wenige auf dem Lande und wohl keine in Bergen und Thälern. Die guten Leute mußten oft halbe Tagereisen machen, um Kinder taufen und Verstorbene begraben zu lassen, oder sonst eine gottesdienstliche Verrichtung in der Pfarrkirche vorzunehmen. Da gab es des Mühsamen, Unbeliebigen und Traurigen wohl viel. — Aus jener Zeit wird noch erzählt, eine mitleidsvolle Wohlthäterin habe dem Pfarrer in Naters eine futterreiche Wiese vermacht, damit er eine Kuh halte und so den Kindern Milch zu geben habe, die aus weiter Ferne zur hl. Taufe hergebracht werden und Gefahr laufen auf dem langen Wege zu verschmachten. Ebenso heißt es, eine andere Wohlthäterin habe dem Pfarrer in St. Niklaus die Kirchmatte gegeben, um ein Pferd zu nähren und so durch Berg und Thal viel leichter zu Pferd den Sterbenden den Trost der hl. Religion noch zur rechten Zeit bringen zu können.

Die Lostrennung und Errichtung so vieler Pfarreien kostete aber unsere lieben Vorfahren recht viel Geld und noch mehr Muth, Opferwilligkeit und Ausdauer. Der Schwierigkeiten gab es immer zahllose zu überwinden. Nicht nur von Satan, dem Widersacher alles Guten, wird erzählt, wie er durch allerhand Spuck derart Berathungen und Pläne unter Vorstehern zu stören und zu hintertreiben suchte, auch die Menschen legten allüberall solchen Lostrennungsgelüsten in alter, neuer und neuester Zeit, alle möglichen Hindernisse in den Weg. Natürlich verliert eine Mutterkirche durch Absonderung ganzer Gemeinden und Ortschaften an Ausdehnung, Ansehen und Wichtigkeit und die Lasten, auf weniger Schultern vertheilt, drücken schwerer. Darum sträubt man sich überall Andern das zu gönnen, was man selbst gern hat.

Mit großen Schwierigkeiten hatten zu kämpfen die Gemeinden Unterbäch und Bürchen bei der Errichtung ihrer Pfarrei, gegen deren Lostrennung geistliche und weltliche Herren in Naron, die in Sitten viel Einfluß hatten, sich gewaltig stemmten*). Schon lange dachten diese Berggemeinden daran, eine eigene Pfarrkirche zu errichten, wurden aber immer daran gehindert. Da geschah es, daß einmal im Winter eine Leiche nach Naron zur Begräbniß gebracht werden sollte. Die Wege waren so verschneit und voll Eis, daß an einer gefährlichen Stelle die Träger sammt der Leiche ausglischten und statt einer, dann sieben Leichen nach Naron auf den Gottesacker kamen. Da ward das Maß voll und alle Geduld aus; man schwor, nie mehr zu ruhen, bis Unterbäch als Pfarrei anerkannt sein werde.

Die guten Leute wurden aber in Sitten mit ihren Bitten abgewiesen und in Luzern bei der Nuntiaturnur kalt angehört. Da machten sich zwei Männer — Bergbauern — auf und zogen nach Rom, wo sie Guchsenkappen, grobe wollene Handschuh, Schneeüberstrümpfe, Fußseisen, Schneereise und mit Eisen wohl beschlagene und zugespitzte Stöcke zu den Füßen des hl. Vaters legten mit der flehentlichsten Bitte, man wolle doch sich ihrer erbarmen, ihnen eine Pfarrkirche erlauben und sie nicht länger zwingen, in solcher Rüstung und mit solchen Waffen zum Gottesdienste zu gehen. Und ihr Flehen wurde erhört und dem Bischofe in Sitten befohlen, den Bittstellern ihre Kirche zu weihen und den von ihnen vorgeschlagenen Pfarrer anzuerkennen.

Als die Herren in Naron merkten, der Bischof schicke sich an, zur befohlenen Kirchweihe nach Unterbäch zu gehen, stellten sie sich im Turtig an der Landstraße auf, um noch einen Versuch zur Abwehr zumachen. Allein man hatte die Vorsicht, den Bischof schon bei „Thennen“ ab der Landstraße und über „Eischol“ nach Unterbäch zu führen. Nach langem Warten merkten die Herren, sie wären betrogen; stiegen darum schnell zu Pferd nach Unterbäch hinauf. Angekommen auf der Anhöhe, wo die neue Kirche mitten in schönen Wiesen in's Auge fällt, sprachen sie zu einander: „O weh, wir kommen zu spät! — Der Gauch geht schon mit Kappe und Stäcke um die Kirche herum.“ Wißmuthig kehrten sie nun nach Hause zurück. —

*) Was Naron damals etwa verbrochen, hat es leztthin völlig wieder gut gemacht durch die bereitwillige Entlassung der Gemeinde „Außerberg“ aus seinem Kirchenverbande. Gleiches muß auch an Münster, von dem hier auch erzählt wird, gegenüber „Ulrichen“ anerkannt und gelobt werden.

Zum Andenken an diese sonderbare Errichtung läßt man in der Kirche zu Unterbach noch jetzt die Fahnen nicht spalten und das „Vater unser“ nicht theilen; auch steht dort auf dem Kirhdache das päpstliche Doppelkreuz.


Ähnliche Schwierigkeiten hatte auch „Neddingen“ zu überwinden Münster gegenüber, das durch einige Familien im Lande mächtig war. In Sitten ebenfalls abgewiesen trug auch diese Gemeinde seine Bitten der Nuntiatur in Luzern vor. Diese schickte, um den Einwürfen von Seite Münsters Stand zu halten, auf Bitten der Neddinger einen Priester aus Luzern, Joh. Jos. Hürsimann, nach Goms, um da die Schneemassen und Gefahren des Winters unparteiisch in Augenschein zu nehmen. Das Urtheil fiel zu Gunsten der Neddinger aus, welche dann einen Priester, Johannes Blatter, zur Prüfung und kononischen Einsetzung nach Luzern sandten, weil der Bischof von Sitten diesen Pfarrer weder examiniren noch anerkennen wollte. Auch die Kirche wurde durch einen Delegirten aus Luzern gewiehen 1696. — Später baute Neddingen eine schöne — damals weit aus die schönste Kirche in Goms, die in ihrer schönen Form und reichen Ausstattung noch heute von der Wohlhabenheit und Großmuth der Bevölkerung Zeugniß gibt.

III.

Sonderbare Sagen.

48.

Die Folter.

 In Maters liegt an der Furkastraße das Fleckchen „Weingarten“ (in vineis). Dieser Ort ist in der Walliser-Geschichte nicht unbekannt, weil da Landsgemeinden und Rathsversammlungen abgehalten wurden; war auch der Stammsitz einer in der Geschichte gemeldeten Familie de Vineis oder Weingartner. Der Name bürgt dafür, daß dort einst Nebgelände angelegt waren.

Spuren der Kulturabnahme, namentlich beim Weinbau, findet man im Wallis häufig; mag veranlaßt worden sein durch die raue und kalte Witterung, die, laut Chroniken, am Ende des 16. Jahrhunderts vorherrschend geworden. Einige glauben auch, zur Zeit der Reformation sei die Ausfuhr der

Weinprodukte gegen Waadtland abgeschnitten worden, was die armen Walliser zur Verminderung und Vernachlässigung der Weinkultur zwang. — Jetzt hätten sich diese Uebelstände gebessert; guter Wein wäre vielerorts auch im Oberwallis zu erzielen, wenn man den Muth hätte, selben wieder anzupflanzen.

Doch ich will vom Dörfchen Weingarten erzählen. Da lebte einst, der Sage gemäß, ein Mann „Niggi (Niklaus) Eggel“ mit seiner Familie, arm in einem kleinen Häuschen. Diesem träumte drei Nächte nacheinander, in „Uri auf der Brücke“ werde er sein Glück finden. Ob das die „Teufels-Brücke“ ob Göschinen — Eingangsort des künftigen Gott-hards-Tunnel — gewesen, oder eine andere, weiß ich nicht. — Ein Seitenstück zu diesem Traume erzählt auch nächstfolgende Sage.

Unser Niggi Eggel lachte des Traumes; doch erzählte er selben seiner Gattin. Diese hatte mehr Vertrauen zu dem sonderbaren Traume und rieth ihrem Manne, nach „Einsiedeln“ eine Wallfahrt zu machen; er werde da Gelegenheit haben, die Brücke in Uri zu sehen, und so sei seine Reise jedenfalls nicht ganz verloren.

Der Mann folgte und kam nach Einsiedeln ohne bei der bezeichneten Brücke was Außerordentliches zu treffen. Auf der Heimreise fand er die Brücke wieder leer, wie bei der Hinreise; doch hielt er jetzt, etwas mißstimmt, darauf still und begann dieselbe der Länge und Breite nach näher anzuschauen. Da kam ein Mann zu ihm und fragte, ob er was verloren habe und suche. „Nein“, antwortete unser Niggi, „es hat mir was Dummes von dieser Brücke geträumt, dem ich zwar nicht glaube; doch kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen hier nach der Erfüllung des Traumes mich umzusehen.“ Der Unbekannte lachte und sagte, er solle sich doch um Träume nicht abkümmeren; auch ihm hätte geträumt, zu Weingarten in einem alten Häuschen sei im Keller neben der Stutt (Stütze) ein Haufen voll Geld vergraben. Er wisse nun weder Weingarten noch das Häuschen, wo die in der Welt seien; mache aber nichts, er lehre sich an solche Träume nicht.

Unser Niggi Eggel wurde nachdenkend; verabschiedete sich scheinbar gleichgültig vom Fremden und, zu Hause angekommen, fand er schon am ersten Abend im Keller bei der Stutt unter einer Steinplatte den verborgenen Schatz. Er erhob das Geld froh in aller Stille und sprach davon keiner lebenden Seele auch nur ein Sterbenswörtchen.

Der glückliche Finder wandte das Geld gut an. Erst riß

er sein altes, schadhafteſes Häuſchen ein und führte ein neues auf, das noch ſtehen ſoll. Dann erweiterte er ſeine Liegenſchaften durch verſchiedene Ankäufe und Jedermann merkte, daß unſer arme Niggi Eggel ein wohlhabender Mann geworden.

Daß Reichwerden eines armen Mannes ſchien aber der damaligen Obrigkeit verdächtig; ſie vermuthete bei unſerm Niggi Eggel entweder Diebſtahl oder Zauberei. Beide Verbrechen wurden damals mit dem Tode beſtraft, und das um ſo viel leichter, wenn der Angeſchuldigte reich war. Nach damaligem Rechte erbten die Richter zum Theil das Vermögen der Verurtheilten. Reichthum empfahl ſie demnach eben nicht der Gnade der Richter, wie man der traurigen Beispieler noch viele erzählt. — Heute iſt's gerade umgekehrt; die Reichen können mehr nützen im Leben als nach dem Tode. — Unſer Niggi Eggel wurde eingezogen und beim Richter der Herenkünſte oder des Diebſtahls angeſchuldigt. In einer Schrift ſoll noch zu leſen ſein, daß 30 beeidete Zeugen gegen ihn im Gerichte aufgeführt wurden.

Natürlich konnte der Unſchuldige dieſe Verbrechen nicht eingeſtehen. Er erzählte nun freilich, wie er zum Vermögen gekommen; allein die Richter glaubten nicht und wollten ihn durchaus verurtheilen, darum ihn durch Folter und Tortur zum Geſtändniſſe der Verbrechen zwingen. — Das Geſetz ordnete den Gang dieſer peinlichen Verhandlung. Erſt wurden leichtere, dann immer ſchwerere und zuletzt faſt unerträgliche Qualen angewandt. Zwiſchen dieſen Torturen wurde den Angeſchuldigten Zeit gelaffen ſich eines Beſſern zu beſinnen; hatten auch gewöhnlich nöthig, neue Körperkräfte zu ſammeln, um den folgenden ſich unterziehen zu können. — Es iſt klar und geſchichtlich wahr, daß viele Unſchuldige für Verbrechen geſtraft wurden, die ſie nie begangen hatten. Mancher wollte lieber ſich ſchuldig erklären, als den graufamen Folterqualen ſich unterwerfen; oder bekannte auf der Folter, woran er ſonſt nie gedacht. Leider galt nur das als Wahrheit, was ſein Mund, von Schmerzen übermannt, oft ohne alle Geiſtesgegenwart hervorſtöhnte.

Während nun unſer Delinquent in gemessenen Zeiträumen laut Geſetz gefoltert wurde, machte die Geſchichte vom ſonderbaren Traume und dem gefundenen Schaze die Runde weit im Lande herum. Sie wurde auch in Uri bekannt, vielleicht aus Abſicht, und kam glücklicher Weiſe auch zu den Ohren des Unbekannten, der dem Niggi Eggel auf der Brücke bei Uri ſeinen Traum vom Schaze im Keller fundgegeben.

Dieser hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als nach Wallis zu gehen und der Unschuld des Verfolgten Zeugniß zu geben.

Und er hatte hohe Zeit; er traf den armen Mann eben halb verschmachtend auf der Folter an. Gleich wurde dieser nun losgelassen und vom Gerichte jeden Verbrechens freigesprochen. — Leider half das dem Riggi Eggel wenig mehr. — Er wurde verrenkt und zerknickt in einer „Handwanne“ nach Hause getragen, wo er nach drei Tagen — starb.

49.

Der sonderbare Traum.

(Aus der Familien-Statistik von Zermatt, Seite 35.)

Don Johannes Brantschen in Zermatt wird erzählt: Es habe ihm geträumt, er werde in Sitten sein Glück finden. Anfangs achtete er auf diesen Traum nicht. Weil aber derselbe zum zweiten und dritten Male zurückkehrte, so machte er sich endlich auf den Weg, um zu erfahren, ob daran etwas Wahres sei. In Sitten angekommen, begegnete ihm ein unbekannter Mann, der ihn fragte: wohin er wolle, und was der Zweck seiner Reise sei. Er erzählte ihm seinen Traum. „Ei du dummer abergläubischer Tropf“, sprach der Fremde mit spöttischem Lachen zu ihm: „Wie magst du doch solchen närrischen Träumen glauben. Mir hat auch geträumt, ich werde in einer alten Mauer hinter dem Hause, gelegen in Findeln zur obern Thele, einen Schatz finden. Deshalb bewege ich aber keinen Fuß; ich weiß ja nicht einmal, wo der Ort Findeln ist.“ Hierauf trat unser Johann den Rückweg an, zerstörte die ihm bezeichnete alte Mauer hinter seinem Wohnhause und fand da eine bedeutende Summe Geldes. —

50.

Das Halseisen.

Im „Langenthal“, Geschnitt Binn in Goms, steht die Kapelle des hl. Kreuzes, ein von Nah und Fern viel besuchter Wallfahrtsort. Daß da die frommen Gebete der Menschen Erhörung finden, beweist nicht nur dieser, in unserer glaubensarmen Zeit nicht verminderte Zu-

lauf frommer Pilger und Pilgerinnen; auch die zahlreichen Votivtafeln sprechen dafür. Unter diesen befindet sich ein „Halseisen“, von dem folgende Sage erzählt wird.

Ein Mann aus dem obern Bezirke des deutschen Wallis fiel vor vielen und vielen Jahren, bei einer Reise durch die Türkei, in die Hände der Ungläubigen, die ihn als Christ erkannten und mit Ketten harter Sklaverei belegten. Was er nun da mag gelitten haben, läßt sich denken.

In einer schlaflosen Leidensnacht bemächtigte sich unsers armen Sklaven namenloses Heimweh nach den friedlichen Bergen seines lieben Vaterortes. Unter einem Strom der heißesten Thränen bat er Gott um Befreiung aus der harten Gefangenschaft. Er gelobte zum hl. Kreuz in's Langenthal eine Wallfahrt, wenn er so glücklich sei, den lieben heimatlichen Boden je wieder zu betreten.

Und er schlief ein. So sanft und selig begann er zu träumen, er sei wieder daheim und gehe in's liebe Langenthal zur Wallfahrt, die er dem Himmel versprochen. Angekommen am Gnadenorte, sieh! da erwachte er. — Aber welche Freude! es war kein leerer Traum; in Wirklichkeit war er, bei eben grauendem Tage, an der Pforte der hl. Kreuzkapelle im Langenthal, von allen Fesseln frei; nur das Halseisen lag neben ihm auf dem Boden. Unter vielen Thränen küßte er die theuere Erde, auf der er wieder stand, und das harte, seinem Halse so wunderbar entfallene Eisen, das er dankbar zu den zahlreichen Votivtafeln brachte, wo es noch jetzt zu sehen ist.
(Monatschrift Nr. 9. 1864.)

51.

Kraft der Alten.



er Sagen gibt es unzählige, welche außerordentliche Körperskräfte einzelner Menschen aus der Vorzeit erwähnen. — Einige sind schon angeführt worden. In Törbel wird erzählt: Auf der Furren haben die Zimmerleute beim Baue einer hohen Scheuer mit einander berathen, wie sie den Fürstbaum hinaufbringen könnten, der eben sollte aufgeschlagen werden. Weil sie nicht gleich einig wurden, rief man sie zum Abendessen, um da die Sache noch reifer überlegen zu können. Als die Arbeiter, nun im

Plan einig, wieder erschienen, sieh! da ist der Baum oben und auf seinem Plaze. — Ein großgewachsener lediger Bursche, stärker an Körper als an Geist, horchte der Berathung der Zimmerleute zu; darum nahm er während ihrer Abwesenheit den Baum allein auf die Achsel und trug ihn hinauf an Ort und Stelle. — Von einem großen und starken Weibe, Anna Kalbermatter, wird auch in Törbel erzählt, daß es einmal ihrem ziemlich kleingewachsenen Mianne auf der Matte geholfen habe, dürres Heu zusammen zu rechen. Der Mann nahm eine für ihn etwas zu schwere Bürde auf den Kopf und hatte die Kraft nicht, selbe über die Leiter hinauf in die Scheuer zu bringen; er setzte darum ab und rief sein Weib um Hülfe herzu. Dieses kam gleich und schalt ihren Mann einen Nichtsnutz; band ihn dann mit einem Strick auf die Bürde nieder und trug in einem Zuge Heu und Mann die Leiter hinauf in die Scheuer. —

Die Familien-Statistik von Zermatt erzählt Seite 33, daß einmal zwei oder drei Söhne einen Zimmerbaum zogen, den sie nur mit größter Mühe vorwärts brachten. Der alte Vater, der ihnen vom Hause aus zusah, ärgerte sich darüber; ging auf seinem Stock gestützt hin, jagte die Söhne vom Baume, sprechend: „Ihr unnützen Buben habt das Brod umsonst gegessen“, und zog allein den Baum. Ferner ist Seite 39 zu lesen: Von Anton Furrer wird erzählt, er habe die Steinsäulen, auf denen das Portal der Kapelle in Winkelmatten ruht, getragen, eine Last die man jetzt keinem Saumthiere aufladen würde. Diese Säulen sind auf dem Wilschifand, nahe am Gornerbache, ganz aus dem Felsen ausgehauen worden, und der Träger mußte über ziemlich steile Felsen barfuß gehen, um sichern Stand zu haben.

52.

Der handfeste Heinzmann.

(Von Herrn Pfarrer Studer.)

Stephan Heinzmann von Visperterminen, der am Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte, verspätete sich einmal in Brig bei Geschäften so sehr, daß er erst in der Nacht heimkehren konnte. In den „Kohrflienen“ überfiel ihn ein Strolch, der Geld oder Blut abforderte.

Heinzmann stellte sich gleichgültig und selbst bereit, sein Geld in den Taschen zu suchen, bekam aber dabei Gelegenheit den Angreifer an der rechten Hand zu ergreifen und sehr ernsthaft zu packen. „Gut!“ sagte er ihm, „daß ich einen Reisekamera=den bekomme; ich gehe nicht gerne allein.“ Damit zog er ihn mit sich fort, ihm noch verdeutend, wenn er den geringsten Muth mache, werde er ihn augenblicklich maustodtschlagen. Der Schelm fühlte die Ueberlegenheit seines Gegners gar zu gut und folgte ohne Widerstand.

Als sie mit einander Hand in Hand in Bisp anlangten, überlegte Heinzmann, was er nun mit dem Schurken anfangen wolle. Ihn der Obrigkeit ausliefern half nichts, er hatte keine Zeugen und konnte keine Gewaltthat aufweisen. Darum gab er ihm einen angemessenen Fußtritt auf seinen Unaus=sprechlichen und schickte ihn heim, beifügend: „Ich danke für deine Gesellschaft; hier brauche ich dich nicht mehr.“ — „Wir hast du nichts zu danken“, meinte der Heimgeschickte, „aber Alles der Zangenkraft deines Arms.“ Heinzmann fand seine Hand mit Blut überonnen, zum sichern Zeichen, daß der Schelm dasselbe unter den Nägeln hervorgeschwigt habe. Er ließ aus Dankbarkeit für die glückliche Rettung in der Wald=kapelle eine Votivtafel aufhängen.

53.

Der Bweikampf.

Inem bösen Stiere auf freiem Felde begegnen ist kein Spaß; da hilft weder sich postiren noch Ferssegeld zahlen. Ebenso unheimlich ist's auf Hochalpen für Menschen und Vieh, wenn da etwa der Bär auf seiner Rundreise eintrifft. Was jener niederstößt und mit seinen Hörnern anspießt, das zerfleischt und zerreißt dieser mit seinen gewaltig einschlagenden Hacken. Was würde es aber absetzen, wenn zwei solche Gegner einander an die Haut gerathen sollten? — Das erzählt eine Sage:


Auf der Hanigalp ob Grächen, wo ein trotziger Stier mit der Heerde herumgraste, hielt ein Bär seine Umschau. Mit Entsetzen liefen Hirten und Vieh davon; nur der Stier war deß nicht gewohnt. Schnurrend senkte er gleich sein Haupt und schob die siegesgewohnten Hörner voran, gemessen

und kraftvoll auf den Feind zuschreitend. Aber auch der Bär nahm's ernst und der Zusammenstoß ließ nicht auf sich warten. Kämpfend verloren sich die Gegner bald im nahen Walde und die erschrockenen Hirten hatten den Muth nicht, ihnen zu folgen.

Folgenden Tags fand man Beide als Leichen. An einer Felsenwand hatte der Stier den Bären zu Tod erdrückt; weil aber die Leiche desselben, bei jedem Loslassen des Stier's immer in dessen Hörner zurück sich neigte, glaubte dieser den Feind noch immer lebendig; stieß darum mit voller Kraft so lange an, bis auch er vor Muth und Entkräftung den Geist aufgab.

54.

Der Kastlan.

ie Kastläne waren einst die ersten Würdeträger in einer Gemeinde, genossen darum aus alter Gewohnheit beim Volke noch jetzt ziemliches, wenn nicht das größte Ansehen unter den Behörden, obschon sie in neuerer Gesetzgebung vom „Präsidenten“ überflügelt werden und nicht einmal mehr zum Gemeinderath gehören. Dagegen bedeutet die Präsidentenwürde in vielen Gemeinden noch sehr wenig. — Kein Wunder! von der obersten Staatsbehörde an, durch alle Zweige der Amtsführung hindurch bis zur untersten Stufe der Stadt- und Dorfgassefährkommission hinab hat Alles seine Präsidenten. — Es ist des Guten fast zu viel! Die alten Titulaturen, Landshauptmann, Rottenmeister, Bannerherr, Großkastlan, Meier, Ammann, Sedelmeister, Gewaltshaber, Kirchmeier, Armenvater, Alpenvogt, Schottentheiler, Nachtwächter, u. s. f., boten mehr Abwechslung und imponirten mehr. — Doch kommen wir zur Sage.

Ein Bergbäuerlein war's, das einst, in Geschäften nach Sitten gekommen, die nöthigen Sachen für seinen Hausbedarf, als Polente, Berg, Lampenöl und einige Stäbe Eisen u. s. f. einkaufte, alles hübsch auf sein Wägelchen lud und demselben sein Bergmaulthierchen vorspannte. Auf der Heimreise überfiel unsern Geschäftsmann die Nacht viel schneller als er vermuthete; er war darum sehr froh, daß Tag und Nacht aneinanderhiengen.

In einer unwirthlichen Gegend gesellte sich zu unserm nächtlichen Fuhrwerker ein unbekannter Strolch, der, mit der einen Hand die Wagenleiter, mit der andern des Zugthiers Zügel erfassend, einen Theil der bessern Ladung abverlangte. Unser Bauer verstand es aber nicht gut, so wohlfeil seine mit baarem Gelde eingekaufte Waare loszugeben. Er griff nach seinen Eisenstäben und schnell wie der Blitz erhielten Finger und Arme des Angreifers so barsche Komplimente, daß auf Krachen Seufzer folgten. Des Bauern Wagen und Maulthier wurden frei und schneller angetrieben gelangten sie bald an's Ziel der nächtlichen Reise.

Folgenden Tages, Sonntag, besuchte unser Bauer eine Nachbargemeinde, um Geschäfte abzuthun. Nach dem Gottesdienste verkündete der Weibel auf dem Ausrufungsplatze: „Indem der Herr Kastlan, in letzter Nacht spät heimkehrend, die Finger verrenkt und einen Arm unglücklicher Weise gebrochen, wird der angesagte Familienrath heute nicht gehalten.“

55.

Die Godwerdjini im Meters-Berg.

Aon den Godwerdjinen (Zwergen) wird, wie überall, auch in Meters noch viel erzählt. Zur „Geißbalm“ soll eines einst versprochen haben, das Vieh zu füttern, wenn das Wetter nicht schlecht sei. Als trodenes aber windiges Wetter eintraf, glaubte der Vieheigenthümer, das Wetter sei nicht böse, und traute dem Versprechen. Aber das Vieh bekam nichts, nagte heulend am Krippenholze und verhungerte fast. Als das Godwerdji darüber zur Rede gestellt wurde, sagte es bedeutend:

„Alle Wetter wären zähm,
Wenn der Wind nid chäm!“

Traurig ging das Godwerdji, mühsam durch großen Schnee wattend, die Halde hinauf in den Wald und wurde von dem Tage an nie wieder gesehen.

In „Rischinen“ hielten die Godwerdjini ihre Tänze, bei denen sie gestohlene Schweine miteinander verschmauften. Auch Bergbewohner nahmen nach und nach daran Theil und sollen so das sog. „Schafessen“ gelernt haben. Bei einem solchen Godwerdji-Tanz soll man einst eine ungeladene und unbeliebige

Person damit entfernt haben, daß man selbe auf eine leicht verdeckte „Werch-Hechel“ niedersetzen machte:

„Setz di nummu nid so tscheb —

„Bis der d'Hechia am Hindru klebt!“

und dann mit Hohnlachen davonjagte:

„Selb tha, selb hab,

„Blas der selber du Schadu ab!“

Auf der „Egge“ machte einst ein Godwerdji einem Müller lange Zeit die besten Dienste in der Mühle. Dieser wollte sich dankbar zeigen und verabredete mit seiner Gattin, dem so dienstbaren Zwerger auf Neujahr eine schöne, nagelneue Müller-Kleidung zu schenken. Als das Godwerdji die Kleider angezogen, betrachtete es sich selbst sehr verwundert und sprach:

„Setz bin ich e rechte Ma,

Der selber schaffe cha!“

Es ging davon und kam nie mehr zum Vorschein. *)

Einst besuchte ein Godwerdji regelmäßig das Weib eines Bergmannes während derselbe das Vieh fütterte. Das wollte aber der Mann nicht länger dulden und glaubte wenig, als das Weib entschuldigend sagte, das Godwerdji verhindere ihr Spinnen gar nicht; es setzte sich nur neben auf den Stuhl und frage ihr freundlich den Rücken. Da schickte der Mann seine Gattin zum Viehfüttern aus, zog deren Kleider an und setzte sich emsig an's Spinnrad. Das Godwerdji kam; blickte aber schon unter der Stubenthüre die Spinnerin ernstlich an. Es entfernte sich gleich wieder und kam nie mehr, indem es sprach:

„Deine Finger sind krumm,

Deine Augen ganz stumm!

Du bist der Mann,

Mit Dir mag ich nir han! Ade!“


Mit dem ersten Jesuiten in Brig verschwindet das letzte Godwerdji im Naters-Berge. So versicherte mich die Sagen-Erzählerin Anna Maria Bamatter im Hegdorn — beim hl. Wendelinus. — Nicht nur aufgeklärte Geister, auch alte Weiber wissen den Jesuiten noch was nachzurühmen.

*) Die gleiche Geschichte wird auch in Zermatt aus Flnnelt erzählt, wo die Verse lauten:

„Ich hibscha Ma — Jez nimma milli mali ga.“ Statistik S. 41.

Auch in Feschel, Bezirk Leuc, wird fast die gleiche Müllergeschichte erzählt. Hier theilte das Godwerdji am Ende des Jahres das Mehl aus und davon gehend bedeutete es: für einen braven Mann taue das Müllerhandwerk nicht.

Hebammen-Lohn von einer Bigeunerin.

 ie Familien-Statistik von Zermatt erzählt Seite 141: Einmal sei zu einer Bigeunerin, die in Kindsnöthen lag, eine Zermatter-Hebamme berufen worden. Nach vollendetem Geschäfte gab man ihr als Bezahlung Kohlen in ihr Vorscheß, die sie auf dem Heimwege meistens wegwarf. Ein Bigeuner, der ihr nachfolgte, sammelte die weggeworfenen Kohlen fleißig auf, öfters die Worte wiederholend:

„Neh zat — minder hat.“


Zu Hause angekommen, sah die Hebamme zu ihrem großen Erstaunen und Leidwesen, daß die noch übrigen Kohlen Gold geworden waren.

Die gleiche Geschichte wird auch im Saasthale erzählt, wo die Godwerdjimutter auf Fée an der „Honneggen“ soll gewohnt haben. Hirtenknaben wollen einmal in einem Felsen-spalte die „goldene Wiege“ dieser steinreichen Kindebetterin gesehen haben, waren aber zu dumm selbe gleich zur Hand zu nehmen. Als man sie nachher wieder suchen wollte, war sie nicht mehr zu finden.

Auch in der französischen Gemeinde Saviese geht ganz die gleiche Sage von einer Fée — Zäuberin, die dieses Spiel mit einer Hebamme trieb.

Im Torrent de Martemoz, Gringerthal, so erzählen da die Leute, wohnt eine Fée, die in einer Pyramide unermessliche Schätze aufbewahrt. Einem Weibe versprach sie einst, daß Einer aus der Familie Quarroz in Evolena den Schlüssel zu diesen Kostbarkeiten unter einer dünnen Wachtholderstaude finden werde. — Die Familie starb aber aus, ohne den Schlüssel und den Schatz bekommen zu haben.

Das leere Weihwassergeschirr.

 s gibt wohl selten eine Hochalpe, die von „Bozen“ oder spuckhaften Geistern frei geglaubt wird. Die albernsten Spuckgeschichten und Geistererscheinungen werden aus denselben erzählt, z. B. wie mitten in der Nacht das Alpvieh aus der Ruhe ausgetrieben, fortgeführt

und erst bei Bettenläuten am Morgen wieder zurückgebracht worden sei, wo die Röhre an den Hörnern und Trinketriemen Kornähren und Reblaub trugen zum sichern Zeichen, daß selbe in der Nacht Kornfelder und Rebgelände passirten. — Oder, wie in einer Alpe, die nach St Bartholomä von zankenden Brüdern im Zorn dem Satan übergeben wurde, einmal eine Kuh, die über diesen Zeitpunkt hinaus auf der Alpweide blieb, am Morgen todt und ihre Haut auf dem Hüttendache ausgespannt gefunden worden sei, u. dgl. M.

In der That, ein von Menschen und Vieh leerer Alpenstafel sieht sehr unheimlich aus; man glaubt überall etwas zu sehen oder zu hören. An ein lebendiges Herumtreiben von Menschen und Vieh ist man da so gewöhnt, daß es fast unmöglich scheint, Alles leer und todt zu finden. Einem Wanderer, der von Ungefähr in einen leeren Alpenstafel kömmt, geht's kaum besser als einem Träumer, dem die todtgeträumten Menschen selbst noch immer etwas Leben zeigen, weil die Phantasie der Seele sich menschliche Glieder ohne Bewegung nicht vorstellen kann. So können Dörfer und Städte nicht ohne Bewohner, Alpen und Alphütten kaum ohne Leben gedacht werden. — Wer will sich nun wundern, daß die Alpen überhaupt so unheimlich sind, weil da die Phantasie selbst zum Geister-Sehen- und Hören so mächtig mithilft.

Auch die schöne Belalpe bei Naters, den Reisenden nun leichter zugänglich wegen dem neuen Hôtel im Aletschbort, wird stets lebendig und belebt geträumt, d. h. wird von unheimlichen Geistern voll geglaubt. Gewiß nicht alle würden sich getrauen, da allein über Nacht zu bleiben.

Doch that das einst ein beherzter junger Mann, so geht die Sage, der in dieser Alpe länger als Andere sein Vieh feldern (weiden) wollte und in seiner Hütte allein wohnte. Am ersten Abend, als er sich ganz allein wußte, legte er sich langweilend, ohne langen Abendßiß, zu Bette und schlummerte so im halben Mondlichte ein. Bald hörte er aber ein leises Geräusch; — ein weißgekleidetes Kind öffnete sanft die Thüre und schlich sich behutsam auf die Fensterbank hinter den Tisch, dem gegenüber unser Mann im Bette lag. Das Kind stützte seine kleinen Ellbogen auf den Tisch, sah, das Köpfchen zwischen die Hände nehmend, zum Schläfer hinüber und fing an herzlich zu lachen. Es lachte so eine Zeit lang fort. — Endlich faßte unser junge Mann Muth zu fragen: „Kind, warum lachest du so?“ „Da muß ich wohl lachen“, antwortete dieses; „wie? du so mutterseelen allein in dieser so großen Alpe,

mehr als eine Stunde weit von jedem menschlichen Wesen getrennt und dabei das Weihwassergeschirr leer! Ist das nicht zum Lachen?“ — Das Kind war seinen Augen gleich entrückt, und was der Alpeneinsiedler am folgenden Tage nicht vergaß, war, in's nächste Dorf hinabzugehen und sich Weihwasser zu holen. — Mögen es noch Viele so machen!

58.

Der Traubendieb.

In ungeredhter Heller frißt zehn gerechte fort; so lautet ein altes Sprichwort. Daß dem so sei, kann man in der Welt oft genug wahrnehmen. Wenn alles Stand hätte, was so Mancher Tag und Nacht mit allen Vieren zusammenscharrt, so würde es ihm nicht nur zu allen Fenstern heraus, selbst zum Dachgibel hinausschauen. — Dem ist aber in der Welt eben selten so; das ungeredht Gesammelte bringt gewöhnlich nur Mangel und Noth in's Haus.

Ein Mann in Saviese, so wird erzählt, fand es leider, wie noch Viele, ordentlich kommod, auch da zu ernten, wo er nicht gepflanzt hatte. Als er eines Tages seinen Weinberg unter Chandolin abwundete, stahl er in jeder Reihe seinem Nachbarn eine Traube und warf selbe zu den Seinigen in die Brente. Zwei Kinder, die dabei waren, — das eine starb als braver Mann vor wenig Jahren — sahen aber, sobald der Uebergreifer vom Weingeschirre sich abwandte, einen Unbekannten kommen und für jede gestohlene Traube, zwei schöne Trauben wieder aus der Brente nehmen und dem Nachbarn zurückstellen. — Da hatte freilich der gierige Traubendieb spottwenig gewonnen! —

59.

Das offene Bekenntniß.

In einem Bergdorfe des deutschen Wallis, so wird erzählt, wurde die Ziegenheerde für den Sommer einem jungen, aber ziemlich geweckten Hirtenbuben anvertraut. — Es ist vielerorts Mode, alle Ziegen eines Dorfes in eine Heerde (Hut) zu sammeln und gemein-

schaftlich auf die Weide zu treiben. Nachts werden diese Hausthiere entweder von jedem Eigenthümer selbst eingeheimst, oder, was nicht selten, in einer gemeinschaftlichen Herberge — Gemeingeiststall — übernachtet. Ist das letztere der Fall, so wird über das Geschäft ein eigener Amtsmann gestellt — so lange wenigstens der Staat dem Bürger freie Hand läßt und sich nicht auch da einmischet. — Dieser Amtsmann hat die Polizei über den Geiststall und der Geisthirt steht unter seiner Ordre.

Im Laufe des Sommers begann es, erst bei den Weibern, dann bei den Männern und zuletzt im ganzen Dorfe herum zu murmeln, der Geißbub sauge die Geiß! — Die Hausmütter wollten nämlich am Abend zu wenig Milch von den Ziegen bekommen, und Alle glaubten am Hirten die Wangen röther zu finden als sonst bei diesem Amte der Fall. — Kurz, der Lärm wurde bald so arg, daß sich der Gewaltshaber gezwungen fand, den Gemeinderath einzuberufen, um Ordnung zu machen.

Die Wichtigkeit des Geschäftes fühlend eröffnete derselbe die Verhandlung mit hohem Ernst. „Meine Herren! sprach er, ihr kennt die inhaltschwere Frage, die uns heute beschäftigt. Man sagt, unser Geißbub sauge die Geiß. Ich beantrage euere Weisheit und eueren Rath, wie da zu helfen sei.“ — Nach einiger Ueberlegung meinte der Erste, „der Delinquent solle gemahnt werden.“ „Wird wenig nützen“, glaubte der Zweite, „er muß beaufsichtigt werden.“ „Wird schwer halten“, stimmte der Dritte, „er soll seines Amtes entsetzt werden.“ „Das ist nicht genug“, fügte der Vierte zu, „er muß als Dieb bestraft werden.“ — Und es folgte eine schwüle Pause. — Kleinlaut nahm der Gewaltshaber nochmals das Wort: „Ihr wißt wohl, meine Herren! die Gesetze erlauben nicht, Jemanden zu belästigen oder gar zu strafen für Missethaten, die nicht vom Uebelthäter selbst anerkannt sind. Glaubt ihr nun, unser muthmaßliche Delinquent werde bekennen? Wir dürfen ihm vorderhand kein Haar krümmen. Seine Mutter ist ein Weib, welches das halbe Dorf regiert und die andere Hälfte noch froh ist, von ihm ein „gnädiges Urtheil“ zu erlangen. Wir alle riskiren ernstlich für unsere Ehre und unser Amt.“ — Man wußte keinen Rath. — Endlich wurde mit Stimmenmehrheit beschlossen, weil man eben nichts Besseres ersann, den verworrenen Handel dem Geiststallvogt zu überantworten.


Dieser, ein junger rüstiger Gemeinder, fand sich durch den klugen Rathschluß sehr beehrt; er ließ gleich den Hirtenbuben vor sein Angesicht treten. „Sieh, mein Junge“, be-

gann er mit vornehmer Amtsmiene, „du hast Anlagen, der wichtigste Mann unseres Dorfes zu werden; die Hoffnungen der ganzen Gemeinde ruhen auf dir. Sollte Garibaldi nochmals Lust haben, in Brig Papstbirnen zu kosten, so will ich dich an seinen Kutschenschlag hinführen, damit er dir die Hände auflege und dich segne. Kein anderes Amt kommt gegenwärtig an Wichtigkeit dem deinigen gleich; die armen Mütter blicken auf dich, um ihre Kinder zu stillen; das Wohl und das Weh der Gemeinde hängt von der treuen Erfüllung deiner Amtspflicht ab. Verstehe das wohl! Du weißt es, wenn den Kühen die Milch nicht fleißig gezogen wird, so leiden sie Schaden und verlieren die Milch. So ist's auch mit den Ziegen, diesen kleinen Kühen der armen Leute. Es ist Pflicht eines guten Geißhirten, fleißig nachzusehen, ob es Ziegen gäbe, die gar zu volle Euter haben, um stets bei Zeiten nachzuhelfen und den guten Thieren Erleichterung zu bringen.“

Und der milchrothe Bube wurde noch röther im Gesicht und sagte: Sei ohne Sorge, ich bin kein Kind mehr. Ich thue das!

60.

Die belehrende Feuersbrunst.

 n frühern Zeiten, so wird erzählt, standen in „Kalpe-
tran“, einem Weiler im Thalesgrunde zwischen Stal-
den und St. Niklaus, wie noch jetzt, zwei Häuser in
einer Entfernung von einander. Das eine Haus
stand allein, das andere aber mit einigen Gebäulichkeiten in
einem kleinen Dörfchen. Die Bewohner dieser Häuser hatten
oft miteinander unerquidlichen Nachbarstreit. Eines Abends
entbrannte der Zank wieder; man stritt lange heftig und
machte einander die kränkendsten Vorwürfe. Die Hausbe-
wohner im Dörflein hielten den andern mit Nachdruck vor,
sie wären eben keine Bettler und hätten nicht nöthig vor An-
derer Thüren zu klopfen; — das werden sie nie thun u. s. f.

Nachdem die Zänker ausgetobt und einander hinreichend
berichtet glaubten, kehrten sie heim und suchten im Schlafe
die überbleibende Gluth des Großen noch besser verdampfen
zu lassen. — Und siehe! — Um die Mitternachtstunde brach
im Hause, das im Dörflein stand, Feuer aus und griff so

schnell um sich, daß der Hausvater und seine Gattin in der Eile nur noch in der Nachtkleidung sich durch's Fenster retten konnten. Diese vor wenig Stunden noch so wohl geborgt sich rühmenden Leute standen nun hilflos, nur mit dem nackten Leben auf der Gasse. Sie waren gezwungen zu dem wenig entfernten Hause zu gehen, die Leute vom Schlafe aufzuwecken und um Aufnahme zu bitten. — Zwei Kinder, welche die fliehenden Eltern zu retten nicht mehr Zeit fanden, starben in den Flammen. Unter vielen Thränen und mit gebrochenem Herzen suchten die unglücklichen Eltern deren Gebeine in der Asche auf, um selbe nach Stalden auf den Gottesacker zu tragen. —

Die dreifache Noth.

In einem Thaldorfe des Oberwallis waren die Leute böß und streitsüchtig. In den Familien zankten sich nicht nur die Geschwister beständig untereinander; sie stritten selbst mit ihren alten Eltern fort und fort und von Geschlecht zu Geschlecht, weil der alte Vater immer abzubüßen hatte, was er selbst in der Jugend an dem seinigen verbrochen.

Einst hielten da die jungen Leute im Gemeinhaus Faßnachtstanz, mochte auch draußen der Schnee stürmen, der Pfarrer mahnen, der Vater zürnen, die Mutter jammern. Bei schällender Musik kreisten die lustigen Paare in der großen Stube und in der Küche wurde ein munteres Feuer angeschürt zum Kochen und Braten. — Aber sieh! Auf einmal lösten sich große Schneemassen oben vom Berge und stürzten in's Dorf, viele Gebäude fortreißend. Dem Thalbache verrammelte die Lawine das Bett und trieb das Wasser in's Dorf — und das Feuer der Tanzgesellschaft, in der Verwirrung nicht beaufsichtigt, griff um sich und loderte bald hoch zum Dach hinaus. — So hatte das arme Dorf Feuer-, Wasser- und Schneelawinnennoth auf einmal. — Aber die jungen Leute tanzten fort. —

Die theure Hotzdecke

Es gibt Leute in der Welt, die unter den Mitmenschen nicht ohne Streit und Hader sein können und mit dem Einen oder dem Andern immerdar zanken müssen. Ebenso werden auch Prozeßliebhaber gefunden, die ohne Rechtshandel ihre Tage nicht verleben wollen. Daß die Einen so ihre Ruhe, Zufriedenheit und Gesundheit opfern, die Andern aber ihr Hauswesen völlig zu Grunde richten, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Das Traurigste dabei ist noch, daß solche Zänkereien und Streithandel sehr oft in einer und derselben Familie, unter Anverwandten und Brüdern vorkommen und sich da auf Generationen vererben.

Unter den vielen Beispielen, die Jeder mit eigenen Augen mag gesehen haben und noch sehen, erzählt eines eine Sage aus St. Niklaus. — Im vorigen Jahrhunderte war unter zwei Brüdern einer sehr streitsüchtig, liebte und übte Kaufhandel und Prozeße. So erhob er einen sehr langen und kostspieligen Prozeß mit seinem Bruder über eine „Hotzdecke“ — (aus Bergabfällen zusammengestülpt und gewoben). Zweitausend Pfund waren schon für das elende Zeug an Gerichtskosten verschlagen und der Handel blieb so verwickelt und verworren, daß die Richter in Verlegenheit waren, das Recht zu sprechen. Diese luden darum die streitenden Brüder nochmals zur Versöhnung vor und baten, den Handel doch gütlich beizulegen. Der eine Bruder zeigte sich bereit, zum Frieden sein Möglichstes beizutragen; aber der andere erklärte fest und entschlossen, er werde zu prozediren fortfahren auch wenn er darüber seinen Bruder würde am Galgen sterben sehen. — Diese lieblose Aeußerung ergrimmte die Richter derart, daß sie gleich das Urtheil fällten, dem die Erwägung vorangeseht wurde: „Keine Gnade verdient Derjenige, der selber keine gewähren will.“

Die Thurm-Glocke.

In einer christlichen Gemeinde gibt es kaum ein angenehmeres und unentbehrlicheres Möbel, als schöne und harmonische Thurm-Glocken. Diese sind es, die mit uns Freud und Leid, Hoffnung und Angst, Lob-

gesang und Trauerklage, Bonne und Schrecken in vollem Maße theilen; sie sind es, die den Schöpfer loben, uns zum Gebete rufen, die Stunden zählen, uns vor Gefahren warnen, mit uns frohlocken und beim Tode lieber Verstorbenen herzlich mit uns weinen. Mit einer und derselben Stimme spricht die Glocke eben das in unser Herz hinein, was schon da ist, und trifft und reißt unsere Gefühle so unwiderstehlich dahin. Mit vollem Rechte finden wir darum auf mancher Glocke die Verse eingegossen:

Convoco, Laudo, Voco, Depello, Nuntio, Ploro,
Arma, Deum, Vivos, Nubila, Læta, Rogos.


Wer mag sich darum wundern, daß jeder gefühlvolle Mensch die Thurm-Glocken so sehr liebt? daß Arm und Reich zum Glocken-Guß bereitwillig beisteuern und die ganze Gemeinde tief trauert, wenn eine Glocke zerspringt?

In St. Niklaus wird erzählt: Joseph Riedi lebte alt und blind in Zerschwidern, St. Niklaus, und versprach tausend Pfund, wenn man eine Glocke gießen lasse, die er noch hören könne. — Eines Tages lud man ihn ein, ein wenig im Freien die liebe Sonne zu genießen. Er folgte. Und siehe da! Auf einmal tönte von St. Niklaus her lieblicher Glockentlang an sein Ohr. Des Alten Augen füllten sich mit Freudenthränen; er erhob sich und sprach: „Ihr habt Wort gehalten, ich will zahlen!“ — „Das wußten wir schon“, war die Antwort, „darum steht auch dein Name auf der Glocke schon eingegossen“.

Wie ist es nun möglich, daß die altherwürdige Kirche auf Valerians Hügel so lange der schönen Glocken entbehren kann, die Jahrhunderte lang Ohren und Herzen des christlichen Volkes erfreuten? —

64.

Der seltsame Kuhmelker.

 er von Stalden aus durch einen übelbesorgten Fußweg nach „Esch“ in Zeneggen geht, findet ob dem Dörflein „der neuen Brücke“ mitten in nachlässig ausgereutetem Gebüsch, am Saume eines lichten Wäldchens, an der Straße eine nicht gar wohlgehaltene Scheuer und Stall, in welchem, so wird erzählt, einmal eine gute Milchkuh eingeheimst und gefüttert wurde. Lange ging das Ding gut und seinen gewöhnlichen Gang. Bald fing man aber an mit Verdruß zu gewahren, daß die Kuh jeden


Morgen weniger Milch habe, als billig zu erwarten war. Erst meinte man, die Kuh wolle krank werden und verliere darum die Milch. Diese zeigte sich aber stets munter und wohl auf. Dann glaubte man, während der Nacht müßten Diebe kommen und die Kuh melken; darum begann man den Stall sorgfältiger zu verschließen. Umsonst, kein Halmchen wurde an der Stallthüre verrückt, und die Kuh verlor doch immer ihre Milch.

Endlich wollte der Hausvater in eigener Person dem Milchdieb aufpassen und entschloß sich darum im Stalle verborgen zu übernachten. — Die Nacht verstrich ruhig. Vor Tagesanbruch jedoch, ungefähr eine Stunde vor der gewöhnlichen Fütterungszeit, stand die Kuh auf und begann zu „triefchen“ oder „trintschen“ — (Stimme der Kuh, die ihrem Kalbe ruft). Und sich! in einem Loche der alten Stallmauer wurde es lebendig; eine große Schlange kroch hervor, über die Mauer herab und zur rufenden Kuh heran, unter der sie auf dem Boden einen Ring bildete und den Kopf so weit in die Höhe richtete, um bequem zum vollen Euter langen zu können. Aus allen vier Dillen oder Milchstrichen sog sie die Milch gemüthlich und sichtlich vergnügt heraus.

Der entsetzte Lauscher getraute sich nicht den grausen Milchdieb anzugreifen, ließ ihn ruhig gewähren und in's verborgene Quartier zurückschleichen. — Folgenden Morgens aber, mit nöthiger Hülfe verstärkt, erlegte er die zur Gegenwehr sich hochaufthürmende Schlange noch ehe sie ihren gewohnten Schelmenstreich wieder beginnen konnte. — Die Kuh aber fing an sichtbar zu trauern und zu darben, und es währte lang, bis sie ihren nächtlichen Vetter wieder vergessen zu haben schien. —

65.

Der Schatz im Theelwäldchen.

 icht gar weit unter der Wallfahrtskapelle im Theel soll, im sogenannten Pfarrherrnwäldchen, in einer kleinen Vertiefung ein Schatz verborgen sein. Das Geld, in Gold, Silber und Münzen gesondert, lag in einem offenen Koffer; aber allemal sah man eine abscheuliche Schlange in grausen Ringen darauf liegen und den

Schatz verwachen. Wollte sich Jemand dem Gelde nähern oder gar Wiene machen, davon zu nehmen, so blähte sich die Bestie gewaltig auf und warf drohend ihr giftiges Gebiß in die Höhe. Einmal gelang es, mittelst eines geworfenen Steines drei Thalerstücke aus dem Koffer zu bengeln; worauf die Schlange sich in's Geld verkroch, der Koffer knallend schloß und Alles für immer verschwand.

66.

Das unerwartet abgebrochene Schauspiel.

Dolkschauspiele wurden ehemals sehr häufig veranstaltet und die Bauern liebten selbe sehr. Es gibt in Oberwallis der Orte wohl wenige, wo man von abgehaltenen Schauspielen nicht noch etwas zu erzählen weiß. — Jetzt sind diese Volksunterhaltungen viel seltener geworden. Zu leugnen ist es nicht, — die Vorbereitung eines Spieles und die Einübung der Rollen raubt dem Landarbeiter viel kostbare Zeit und nimmt selbst blankes Geld in Anspruch; auch kommt viel Volk von Nah' und Fern zu solchen Spielen zusammen, was Unannehmlichkeiten abseht und Viele zu unnöthigen Geldauslagen verleitet. Darum wird den Volkschauspielen nicht allgemein mehr das Wort gesprochen, obschon deren gute Seite nicht ganz kann in Abrede gestellt werden.

Zwei Rollen durften bei den Volksspielen nie fehlen: ein gewaltig gehörnter, langbeschweifeter Satan mit seinen Gehülfen und ein scheckig gekleideter Possenreißer, — sogenannter Gaukler oder Narr. — Das schwarze Gefolge des ver mummteten Teufels hielt beim Auf- und Umzug und während des Spieles die Polizei und die zu Neugierigen in ziemender Ferne. Jeder Unfug wurde schnell beseitigt; saßen z. B. zwei Verliebte neben einander, gar freundliche Blicke wechselnd, wurden sie zuverlässig von hingefandten Satansgehülfen unter Hohnlachen der Zuschauer auseinandergejagt. — Einem Schuldentreiber, der so manchem dummen Bauern die Bagen- und Pfundrechnung näher zu verstehen gab, bot Luzifer unter allen Augen den Bruderhandschlag, u. s. w.

Sehr schneidend und ohne allen Respekt geißelte aber der Gaukler der Menschen Thun und Lassen, hatte darum auf

die öffentliche Moral großen Einfluß. Die heißen Sprüche des „Narren am Spiele“ erhalten sich lange im Munde des Volkes; Jeder — Privatleute — Vorsteher — Gemeinden — müssen denselben Rechnung tragen. — Derbe Verweise wurden manchmal den Zuschauern gerade in's Gesicht geworfen; z. B.:

I gse da Eini (deutend) midenem langu Hals

Wenn ihr's de nit wißt — di weiß all's.

In einer etwas störischen Gemeinde wurden die Pfarrer oft gewechselt. Weil eben der Fall wieder eintraf, sprach der Gaultler einer Nachbargemeinde:

In N. wellund d'Heru nimme blibu,

Und di wa nid gehnd, tiensch no tribu.

Da gensch de in's Gmeihus ga tobu,

Wellum Herr schnu welle robu, u. s. f.

In einer andern Gemeinde begannen die Töchter eine neue Mode mit engzusammengefalteten Vorschosen (Vorschürzen) einzuführen. Da lachte ein Narr am Spiel:

In N. hat d'Hoffart d'Weidjini zwungu,

Schmali Vorschosjini z'trägu wie e Schuozungu! 2c.

und die Vorschos wurden wieder breiter wie jene anderer Christentöchter, was gewiß der Pfarrer auch in zwanzig der feurigsten Predigten nicht zuwege gebracht hätte.

In St. Niklaus wurden die Volksschauspiele ob dem Dorfe am Saume eines großen Tannenwaldes aufgeführt, der von steilen und ziemlich lockern Gebirgsselsen überragt wird. Der Platz eignet sich für Schaubühne und Zuschauer sehr gut.

Im vorigen Jahrhundert war's, als da in einem großen Spiele das „jüngste Gericht“ vorgestellt wurde. — Das ganze Stück war, wie damals unerlässliche Mode, in lauter altmodischen Reimen, sogenannten „Knüttelversen“ abgefaßt; denn ohne Verse durfte auf der Bühne nichts gesagt werden. — Als eben der erzürnte Richter, nachdem er in langen Reihen die Schuldigen und Unschuldigen angehört und ihre nichtigen Ausreden und Entschuldigungen widerlegt hatte, das große Urtheil gesprochen und die zahlreichen Dämonen furchtbar heulten und wütheten, sieh! da entstand hoch im Gebirge dumpfes Getöse und die erschrockenen Spieler und Zuschauer gewahrten mit Entsetzen, daß eben ob ihren Häuptern furchtbare Steinblöcke sich ablösten und krachend in mächtigen Staubwolken den Berg herabrollten. Dieser nicht ungewöhnliche Steinbruch gefährdete zwar weder den Schaubühnenplatz noch das Dorf St. Niklaus, weil die herabfallenden Blöcke

durch einen im Thale unsichtbaren Graben abgeleitet werden; aber der Schein trügte der Art, daß ein allgemeiner Schrecken Alles außer Fassung brachte. Unter verzweifelndem Jammergeschrei sprangen Alle, Spieler und Zuschauer, in wilder Hast, die Stärkern über die Schwächern hinaus und voran, nach allen Gegenden auseinander. Weder Zäune, Gärten und Wiesen noch Mitmenschen wurden geschont: die Einen verloren ihre Kleider, die Andern verrenkten und brachen ihre Glieder; Alle waren blaß vor Todesschrecken. — So endete das große Trauerspiel. — Schiller mag die Scene mitangesehen haben, da er niederschrieb: „Der schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn.“

67.

Die sonderbare Warnung.

Es gibt der Sagen viele, welche erzählen, wie Menschen durch sonderbare Zeichen und Warnungen vom Tode seien gerettet worden. So wurden z. B. zwei Kinder von unbekannter Stimme aus dem Schlafe geweckt und aus dem Zimmer gelockt, das zusammenbrach so bald sie dasselbe verlassen hatten. — Ein in der Nacht Heimkehrender sah sich auf einmal von seinem Doppelgänger begleitet. Erschrocken verzögerte er seine Schritte und sah aus kleiner Entfernung wie jener in sein Haus trat und selbst auf sein Zimmer stieg. Eben wollte er nachsehen, wer dann doch vor ihm seine Wohnung bezogen habe, als das Gemach einstürzte. Wäre er durch die Erscheinung nicht aufgehalten worden, so hätte er im Hause den Tod gefunden.

So erzählt auch Herr Kaplan Mooser in Zermatt, daß ein gewisser Anton Biner einst bei Sturm und Regen auf dem Gornergletscher unter einem, auf der Oberfläche des Gletschers liegenden Steine Schutz gesucht habe. Er kauerte noch nicht lange darunter als er deutlich rufen hörte; „Hans Anton! flieh!“ Weil er sich auf dem wilden Gletscher stundenweit ganz allein wußte, glaubte er sicher sich geirrt zu haben; folgte darum der Warnung nicht. Aber es währte nicht lange und die Stimme rief stärker und ernstlicher: „Hans Anton! aber jetzt fliehe!“ Erschrocken sprang er nun hervor; — doch kaum war er fort, als der große Stein wälzte und über den Gletscher dem Abgrunde zurutschte.

Werth der Unschuld.



Das frommgläubige Volk legt der Unschuld getaufter Kinder hohen Werth bei und traut derselben wohl überirdische Kraft zu. — Der Satan und böse Geister vermögen nichts gegen dieselbe; Bozen und Spudgeister sind kaum zu fürchten, wo ein Kind in der Unschuld Gesellschaft thut. — Betrüger, die diesen Volksglauben kennen, verlangen oft unschuldiger Kinder Hände, um einen versprochenen Schatz zu entdecken oder anderes Blendwerk zu verüben. — Die Mutter glaubt viel kräftiger und wolken- durchdringender beten zu können, wenn sie ein unschuldiges Kind auf den Armen hält, das sich ihr anschmiegt und ihren Hals umklammert. Auch gibt es Orte, wo den Sterbenden ein unschuldiges Kind möglichst nahe gebracht wird, das den bösen Feind verscheuchen und die ausgehauchte Seele in der Unschuld in Empfang nehmen soll. — Unschuldige Kinder werden darum beim Volke überall gerne gesehen und wohl gebudet.

Diese Schätzung und Achtung vor der Unschuld getaufter Kinder erreicht aber beim gläubigen Volke den Höhepunkt, wenn eines derselben das Glück hat, in derselben zu sterben. In mancher Sage beurfundet sich der Volksglaube, die unschuldigen Kinder gehen nicht allein in den Himmel, sondern würden von einer andern, aus den Reinigungsqualen dafür erlösten, armen Seele dahin begleitet. Der Tod eines unschuldigen Kindes, so wird geglaubt, befreit also allemal, wenn möglich unter den Anverwandten, eine leidende Seele aus den Peinen des Fegfeuers; gilt darum als ein glückliches Ereigniß für die ganze Familie, das oft in heißen Gebeten vom Himmel verlangt wird. Der gute Vater und die zärtliche Mutter weinen freilich dem lieben Kinde ein Paar stille Thränen nach; aber das freudige Bewußtsein, einen schönen Engel im Himmel zu haben, der für sie am Throne des Allmächtigen betet, trocknet diese Thränen gleich und stimmt alle Traurigkeit in Freude um. Der Begrabtag des Kindes wird ein Freudenfest für die ganze Familie; Eltern und Anverwandte ziehen ihre Hochzeitskleider an, begleiten so die Leiche zu Grabe und feiern im trauten Kreise den glücklichen Tag. — Auch die Kirche kennt keine Trauer und begleitet unter Lobgesängen die Leichen unschuldiger Kinder zur geweihten Erde.

O! wie sehr sticht da die glaubensarme Mode der Städte und Grunddörfer ab, wo der feine Ton fordert, auch die Leichen unschuldiger Kinder in Trauer und unter Wehklagen zur letzten Ruhestätte zu bringen!

IV.

Traurige Sagen.

69.

Das unausweichbare Verhängniß.

Sunter dem Land- und Bergvolke ist der Glaube allgemein, Niemand könne seinem bevorstehenden Schicksale, seinem verordneten Verhängnisse ausweichen. — Freilich was Gott für den Menschen bestimmt und angeordnet hat, wird nicht ausbleiben. Gott hat aber des Menschen Schicksale bestimmt, weil Er in seiner Allwissenheit weiß, was der Mensch thun und wie es ihm gehen werde. Im Vertrauen auf Gottes weise Vorsicht haben wir also nichts anderes zu thun, als was recht und was vernünftig ist. — Leider gibt es der Zukunftschauer und der Wahrsagerinnen, die in einem Glase Wasser, in einem Kartenspiele oder aus den Falten der Hand des Menschen Schicksale erkennen wollen und so manchen Unfug anrichten. Gott sah den dummen Glauben so mancher um die Zukunft bekümmelter Menschen voraus, die, eben weil sie dem Verhängniß vorbeugen wollten, von demselben erreicht wurden; was nicht geschehen wäre, wenn sie den Wahrsagereien nicht geglaubt hätten. — Jeder geht mit seinem Willen dem Schicksale in die Arme.

Der Beispiele werden unter dem Volke unzählige erzählt. — Einem jungen kräftigen Burschen wurde angekündet, er werde noch heute ein Bein brechen. Dem vorzubeugen legte er sich gesund in's Bett. Gegen Abend stieg ein Mäuslein zu ihm über den Bettladen herauf; er sah es und wollte mit dem Fuße wehren aber so eifrig, daß sein Bein brach. Hätte er nicht geglaubt, so wäre die Maus an seinem Beinbruche nicht Schuld. — Einem Landmanne wurde gewahrsagt, heute Nachts werde sein Haus in Feuer aufgehen. Dieß glaubend ließ er den ganzen Tag über und in kommender Nacht im

ganzen Hause kein Licht machen. Bei angebrochener Nacht wollte ein Nachbar bei ihm Geschäfte ab'hun, fand aber in der Finsterniß weder Stiegen noch Thüren. Er machte darum unvorsichtig Licht und steckte das Haus in Brand, was er nicht gethan hätte wenn das gewöhnliche Licht angezündet gewesen wäre. — Einem Andern träumte, er sehe eine Leiche aus dem Wasser hervorheben und erkannte mit Schrecken in derselben seine eigene Person. Er fürchtete darum im Wasser zu sterben und wagte sich nie mehr auf dasselbe. Eines Tages wurde er zu einer Spazierfahrt auf's jenseitige Ufer geladen. Weil er nicht auf's Wasser wollte, ging er um und stellte sich am Ufer, um der Ankommenden zu harren, auf einen Felsen, der unterhöhlt war, mit ihm einstürzte und ihm den Tod gab. Wäre er mit den Kameraden geblieben, so wäre er nicht mit dem Felsen in's Wasser gefallen. — Von Aeschyles wird erzählt, daß ihm geweissagt wurde, er werde von einem Körper erschlagen werden, der von oben auf ihn herabfallen werde. Um diesem Schicksale zu entgehen, wohnte er beständig unter freiem Himmel und getraute sich nie mehr unter ein Dach. Eines Tages lag er im Felde an der Sonne; da flog ein Vogel mit einer geraubten Schildkröte daher, der, den Kahlkopf des Schlafenden für einen harten Stein haltend, dieselbe, um sie aufzuschellen, auf sein Haupt fallen ließ und ihm den Tod gab. Wäre er zu Hause geblieben, so hätte die Kröte ihn nicht erschlagen. —

Ich könnte mehrere Personen nennen, die vor Angst krank geworden, und bei denen der Schrecken alle Heilmittel unnüß machte, weil ihnen der Tod von geistersehenden Weiblein geschwägig war angekündet worden. — Vergleiche hier auch die Sage 56. im I. Theile.

Hier kann angereicht werden die Sage vom verunglückten Christian Blatter, Pfarrer in Redingen. Dieser, 1705 in Redingen geboren, wurde als Jüngling einmal von einer Lawine überfallen im Thale „Bächen“. Den sichern Tod vor Augen machte er das Gelübde, Priester zu werden, wenn er noch entkomme. Und er wurde wunderbar gerettet und Priester. 1731 wurde er Pfarrer in Täsch und 1740 Pfarrer in Leuternbad. An beiden Orten fürchtete er allzusehr die Lawinen und bat darum seine Obern dringendst, versetzt zu werden. Im Jahre 1743 kam er als Pfarrer nach Redingen, wo er nun die Lawinen nicht mehr fürchtete. Doch er irrte grob; um 2 Uhr in der Nacht vor dem 6 Hornung 1749 wurde er sammt dem Pfarrhause verschüttet und getödtet von der Lawine.

die eben aus dem Thale Bächen kam, wo früher sein Leben gefährdet wurde. Wäre er nicht nach Neckingen gekommen, so hätte er dort im Pfarrhause seinen Tod wohl nicht gefunden.

70.

Der strenge Richter.

In St. Niklaus auf dem „Bort“, am südlichen Ufer des Niedbaches, so wird erzählt, wohnte einst ein Richter allein mit seinen zwei Töchtern, die er wohl versorgt und gut verheirathet wünschte. Er sah es darum gerne, wenn selbe von reichen Junggesellen recht viele Besuche erhielten. Sehr gut gelaunt wurde er daher jedesmal, so oft er in späten Abendstunden, von St. Niklausdorf aus, in seinem Hause auf dem Bort helles Licht bemerkte, weil er dann bei seinen Töchtern gewünschte Gesellschaft vermuthete. War aber auf dem Bort alles finster, so kehrte auch der Richter, gewöhnlich in später Stunde, sehr mürrisch und verzagt heim.

Um seine Töchter reicher und darum auch gesuchter zu machen, lebte er sehr knauserisch und behandelte die Angeklagten sehr strenge, um was Ordentliches zu erwerben. — Eine sonst unbescholtene Weibsperson hatte einmal bei böser Bitterung für ihre kleine Viehheerde große Futternoth. Ihre Bitten um Aushülfe wurden überall abgewiesen. In der Verzweiflung nahm sie darum einem Nachbarn eine „Vorschos voll“ Heu, um ihr hungerndes Vieh vom Tode zu retten. Angeklagt vor unserm strengen Richter, wurde sie gleich zum Tode verurtheilt, der dann als Blutlohn eine schöne Wiese an seinem Hause auf dem Bort erbt, was schon lange sein heißer Wunsch gewesen.

Doch das strenge Urtheil schien dem Richter im Jenseits schwer gelegen zu haben; — auf dem Bort ist's seither unheimlich geworden. Mitten in finsterner Nacht werden da noch Lichter gesehen, obschon kein Gebäude mehr da steht. Ein schwarzer Widder kommt aus dem „Thenierwald“ hervor und pflegt die Leute bis zum „Wichelsteg“ zu begleiten. —

Das vollzogene Todesurtheil.

Bu ehemaligen Zeiten waren der Richter über Leben und Tod sehr viele. Jeder Oberherr hatte das Recht, über Vergehen, die im Bezirke seiner Jurisdiktion begangen wurden, die Todesstrafe auszusprechen. Solche Kreise oder Jurisdiktionsbezirke hießen „Freigerichte“. Der Richter erbte damals von den zum Tode Verurtheilten den dritten Theil ihres Vermögens. — Ein anderer Drittel fiel der Gemeinde zu und nur ein Drittel kam auf die gewöhnlichen Erben. — Darum gab es wohl der unzuverlässigen Urtheile viele, von denen noch einige im Munde des Volkes fortleben.

Ein Mann in Täsch, zer Metjen, Peter Joseph Schallbetter mit Namen, der 1752 heirathete und 1754 eine Tochter zeugte, wurde angeklagt, er habe über das Wetter und die Obrigkeit geseuchet. Ein erschwerender Umstand war allerdings, daß er reich war und viele Kühe im Stalle hatte. Er wurde des Schwörens wegen zum Tode verurtheilt. Es mußte ihm jedoch eine Gnadenfrist eingeräumt werden, weil er sich an den Bischof von Sitten, Präfecten über Wallis, wandte. Der edle Oberhirt begnadigte ihn. Das konnten die Richter vor-
 aussehen, war ihnen aber wegen der reichen Erbschaft nicht gelegen; darum bestellten sie im Verborgenen Leute, die den Boten im Risperwalde, wenn nöthig, bis auf anberaumte Zeit aufhalten sollten, und ordneten die Hinrichtung des Verurtheilten genau auf die Minuten, die laut Gesetz mußte eingehalten werden. Als der Bote in möglichster Eile ankam, sah er schon von Ferne den Richtplatz voll Menschen. Er fürchtete zu spät zu kommen, schwang darum ein weißes Sacktuch hoch in der Luft und schrie so laut er vermochte: „Gnade! Gnade!“ Aber es war zu spät; Schallbeters Haupt lag eben in den letzten Zuckungen auf dem Boden als die Gnadenbotschaft zur Richtstätte gelangte.

Die Richtstätte war, auf Nordseite des Dorfes St. Niklaus, zwischen Gerstern und dem Esch an der Thalstraße gelegen. Es blieb unter dem Volke die Sage, das abgeschnittene Haupt des Hingerichteten habe sich auf dem Richtplatze nicht begraben lassen, sondern sei stets auf dem Gottesacker in St. Niklaus gefunden worden. Auch soll derselbe einem Freunde erschienen sein und tröstend gesagt haben: „der dritte Richter sei der gnädigste gewesen!“ —

Die sorglose Mutter.

Su „Brunnen“, einem Bergweilerlein am südlichen Ufer des Triftbaches im Thale Saas, wohnte, laut der Sage, in einem Hause eine Mutter allein mit ihr'm kleinen Töchterlein. Die Mutter pflegte fast jeden Abend auszugehen, um sich bei Nachbarn lang in die Nacht hinaus in muntern Abendstügen zu belustigen. Das Kind nahm sie nie mit; legte selbes zu Bett und schloß es im Hause ein. Die so verlassene Kleine klagte der Mutter oft, wie sie doch immer fortgehen, so lange ausbleiben und sie so mutterseelen all'in lass'n möge? es sei im Hause so unheimlich und es fürchte sich immer so sehr! — Das half nichts; die Abendstüge wurden nur desto länger. — Bald fing das Kind an, mit weinender Stimme zu bitten: „Mutter bleibe doch bei mir und laß mich nicht allein! es kommt ein böser Mann in's Haus, der will mich fortragen!“ Die Mutter hörte nicht. Folgenden Abends, als das arme Kind merkte, die Mutter wolle wieder fort, fing es bitterlich zu weinen an: „Mutter“, jammerte es, „wenn du doch nicht bleiben und mich so allein lassen willst, so gib mir doch Weihwasser und segne mich, damit wenigstens Gott und mein Schutzengel mich bewahre!“ Aber laut lachte die lieblose Mutter und, sich entfernend, schlug sie die Thüre hinter sich zu. — Leider! blieb die Strafe diesmal nicht aus; die unbarmherzige Mutter fand ihr Kind nicht mehr; das Haus war leer. — Nach langem Suchen fand sie endlich im nahen Rinn, das der Triftbach sich gegraben, nur noch das leere Schühlein, so das Kind am linken Fuße getragen. —

Die unvorsichtige Mutter.

(Von Florentin Heinzmann.)

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts führte Katharina Briggeler, Gattin des Johann Tamatter von Visperterminen, ihre Kinder sammt einer kleinen Viehherde aus der Boralpe Gothen nach Oberstalden herab. Ein kleines Töchterlein, Maria Katharina, konnte oder


wollte im Theelwalde dem Zuge nicht schnell genug folgen. Darüber ungeduldig wollte die Mutter die Kleine schrecken und sagte ihr: „Wenn du nicht schnell kommst, so wird dich der schwarze Mann packen und fortführen.“ Das kleine Mädchen lief aber immer noch nicht nach, wie es die Mutter wünschte; diese schrie darum in den Wald hinein: „Komm, schwarzer Mann, und hole das faule Kind!“

Als die Mutter bald darauf wieder umschaute, was das Kind nun anfangte, sah sie dasselbe nirgends mehr. Glaubend, es sei in die Boralpe zurückgelaufen, brachte sie schnell die übrigen Kinder und das Vieh nach Hause und ging wieder hinauf, um selbes abzuholen. Aber das Töchterlein war nirgends zu finden. Jammernd trieb nun die trostlose Mutter Leute zusammen, um das Kind aufzusuchen — aber umsonst. Am zweiten Tage fand man im Walde ein Schühlein, so das Mädchen getragen. Erst am dritten Tage Abends fand es seine Bathin, Katharina Heinzmann, tief im Walde zwischen zwei Felsen eingeklemmt. Das Kind erzählte nun, der schwarze Mann sei gekommen, dem die Mutter gerufen, und habe es an der Hand dahin geführt. Er habe kein Wort mit ihm gesprochen; aber ihm auch nichts zu Leide gethan. Es hätte die Leute schon gestern und vorgestern gehört und gesehen, aber der schwarze Mann habe Wache bei ihm gehalten und es weder gehen noch schreien lassen. Erst als die Gotta gerufen, sei der Schwarze verschwanden, und es habe Antwort geben können.

Von der Zeit an fing das Mädchen an zu kränkeln und endete bald sein junges Leben.

74.


Die sorgende Mutter.

as eine Mutter für ihr Kind wagen kann und oft großmüthig einsetzt, erzählt folgende traurige Sage: Die Wiesen des Bergweilers „Hölllen“ in St. Niklaus grenzen gegen Nordost an tiefe und gefährliche Schluchten, die der „Niedbach“ ausgegraben. In einer dieser Wiesen wollte eine Mutter Futter sammeln und nahm ihr Kind mit, weil sie selbes nicht allein zu Hause lassen durfte. Während nun die Mutter ihrer Arbeit oblag,

spielte das Kind im Grase. Aber sieh'! in einem unbewachten Augenblicke glitschte das sorglose Kind aus und rutschte eine steile Halde hinab dem Abgrunde zu. Gar zu hastig eilte die sorgende Mutter nach, verlor das Gleichgewicht und stürzte selbst am 31 August 1771 in den Riedbach hinab. Der Knabe rettete sich an einem Baumstamme. — Der unglückliche Vater, der seine liebe Gattin so traurig verloren und mit dem armen Kinde trostlos zurückblieb, starb vor Gram noch im gleichen Jahre.

75.

Der traurig erfüllte Wunsch.

ft gibt es Eltern, die mit ihren Kindern, wenn diese heirathen wollen, nicht einig gehen. Der Vater und die Mutter haben freilich mehr Erfahrung und blicken die Dinge kaltblütiger an; ihre Rätthe sollten darum von den Kindern nicht zu leichtfertig übersehen werden. Doch kann es auch Fälle geben, wo die Eltern zu partheiisch sind und die Sache zu weit treiben.

Aus dem vorigen Jahrhunderte wird erzählt, daß ein Vater um das Heirathen seines Sohnes, der mit seinen Wünschen nicht übereinstimmte, sich gar sehr bekümmerte. In blindem Eifer sprach er oft, er wolle lieber seinen Sohn unter seinen Augen todtfallen, als mit einer ihm nicht beliebigen Person heirathen sehen.


Eines Tages sollte dieser Sohn seinem Vater in Felsklippen gefangene Ziegen befreien helfen. — In felsigen Weidgängen gibt es oft Stellen, wo Schafe oder Ziegen sich so versteigen, daß sie sich selbst zu retten nicht mehr im Stande sind. Am gefährlichsten sind begraste Felsenvorsprünge, in die das grassuchende Vieh hinabsteigt, aber wieder hinaufzuspringen die Kraft nicht hat. Um selbes aus solch selbstverschuldeter Gefangenschaft zu befreien, wagt sich der Mensch nicht selten in große Gefahr. An einem langen Seile wird gewöhnlich ein Hirtenknabe über hohe Felsen hinabgelassen, welcher dann zuerst das verstellte Vieh und zuletzt sich selbst an den Strick hestet, um so der Reihe nach wieder hinaufgezogen zu werden.

Und der heirathszugrante Vater sah, wie er es oft gewünscht, unter seinen Augen den unglücklichen Sohn in schauer-

liche Abgründe todtfallen! — Das geschah am „Gallenberge“ in Herbriggen den 13. Heumonath 1714.

76.

Der Mordstein.

 n der Stafelalpe des Saasthales, in der Höhe, wo der Holzwuchs aufhört, liegt in einem mit fetter Weide begrasteten Boden ein Stein. Er heißt der „Mordstein“. Diesen sonderbaren, scheinbar nicht gerechtfertigten Namen erklärt eine Sage.

Drei Hirtenkinder weideten in dieser futterreichen Gegend ihre nicht zahlreichen Heerden. Zur Mittagsstunde, als diese, des beständigen Grasens müde, entweder im Schatten stehend mit neckenden Fliegen herumscharmützten, oder auf weicher Erde liegend gemüthlich das eifrig gesammelte Futter wiederkauten, saßen auch die Kinder sorgensfrei nebeneinander im Grase. Jedes der Kinder hing seinen eigenen Gedanken nach und vertrieb die Zeit für sich allein. Zur Höhe eines gemeinschaftlichen Spiels brachten sie es eben nicht; sie schienen etwas verstimmt, daher ihr diplomatischer Verkehr kalt. — Auch Hirtenkinder haben ihre bismarckischen Staatsstreichs, die leicht durchkreuzt werden können.

Der erste Knabe lag auf dem Boden und grub mit dem Saadmesser kleine Löcher in die Erde zum „Seelenwägen“. — Ein Loch in der Mitte bedeutet die Welt; hinauf führen Staffeln erst in's Paradies, dann zum Himmel; hinunter aber zum Fegfeuer und zur Hölle. Das Messer wird in die Luft geworfen, vertritt die Stelle des Würfels und zeigt, nach der Art wie es niederfällt, ob der Spieler eine Stufe aufwärts oder abwärts steigen müsse. Dieses Spiel heißt Seelenwägen und wird von Kindern gern gespielt; doch nicht unter Augen der Mutter, die darüber loschimpft, weil ein alter Pfarrer in der Christenlehre gesagt habe: mit der Seele solle man nicht spielen.

Der zweite Knabe flicke was an seinem Schuhe herum, der schadhaft zu werden drohte, während das dritte, — ein Mädchen — sich mit einer kleinen Strickerei beschäftigte.


Zuerst brach das Stillschweigen der Schubflicker. Müßig den Bergesabhang hinaufgaffend sagte er: Aber, wenn da oben

der große Stein auf uns herabrollen würde, was wollten wir wohl anfangen? — Der Seelenwäger sprach gleich: ich springe in die Welt zurück; ich bin noch nicht im Fegfeuer. Der Fragende selbst lachte: dann schneide ich wieder in meinen Schuh; aber das Mädchen meinte, es empfehle sich dem Schutzengel. — Und der Stein fiel im gleichen Augenblicke, die Hirtenknaben für immer begrabend! — Nur das Mädchen entkam. —

Diese Geschichte erzählen fromme Mütter oft ihren Kindern, die dann einander weiter erzählend zufügen, man sehe noch jetzt unter dem Steine einen zerbrochenen Geißelstock und höre da weinen. Als man das mir zum ersten Male neben dem warmen Stubenofen daheim erzählte, sah ich den Fegens Stock auch deutlich und hörte das Seufzen der erschlagenen Kinder, aber nicht da ich später als Hirtenbube Gelegenheit hatte, in eigener Person genaue und unparteiische Nachschau zu halten.

77.

Das Schaflaufen.

as sogenannte „Schaflaufen“ ist ein im deutschen Wallis allbekanntes Erholungsspiel für die kleinere und größere Jugend. — Sobald der Frühling angebrochen, d. h. der Winterschnee geschmolzen und die Wiesen zum „Laufen“ trocken, ehe das Gras sprießt, sammeln sich die jungen Leute an Sonn- und Festtagen auf größeren Ebenen zum „Schaflaufen“. Dieses erste gemeinschaftliche Zusammenspielen der jungen Leute im Frühlinge hat einen besondern Reiz für dieselben, findet aber kaum ein- oder zweimal im Jahre statt, weil das Gras schnell empor- schießt, Sommer und Herbst nicht mehr dazu taugen und das Spiel, das eine bedeutende Kraftanstrengung erheischt, bald befriedigt. Es paßt also nur so zum ersten Ausfluge nach dem langen Winterschlafe.

Das Spiel besteht darin, daß die jungen Leute einander im Laufen auffangen und gefangenhalten, bis selbe nach der Regel wieder ausgelöst werden. Wird das verhindert und sind alle gefangen, so ist das Spiel für die Fänger gewonnen und ein neues fängt an. Diejenigen, welche fangen sollen,


werden zum Voraus bezeichnet. Kinder loosen die Fänger aus mit dem alten weitbekannten Spruche: „Nenni — Pänni — Toppi — Teji — Tiffi — Taffi — Nomi — Naji — Had uns — Brod — Zimmer — Noth — Tsching — Fang — Tuf!“ Wen „Tuf“ trifft, der muß fangen. — Es gibt aber Orte, wo regelmäßig die ledigen Töchter zusammen verurtheilt sind, die herumlaufenden Buben aufzufangen. Man kann sich vorstellen, daß da mancher Läufer mit einer hübschen Fängerin leicht kapitulirt, d. h. nach nicht gar zu langem Laufen sich gerne fangen läßt.

Das Erholungsspiel des Schaflaufens ist sehr alt und wird in einer traurigen Sage erwähnt:

Im Flecken „Feld“, nahe bei der Schutzengel-Kapelle in Törbel, breitet sich eine schöne Wiesenebene aus, zum Schaflaufen gut geeignet. Leider stößt dieselbe, nach schmalem Abhange, an einen hohen Felsen-Abgrund. Einst ergötzten sich eben auf dieser Ebene die jungen Leute mit Schaflaufen. Zwei derselben boten einander ihre besondere Kunst und Kraft; weder Läufer noch Fänger wollte sich überwinden lassen. Zum Unglück führte sie ihr fliegender Lauf von Ungefähr zur gefährlichen Stelle heran. Beide schossen den schmalen Abhang hinab; fanden die Kraft nicht in ihr, ihren Lauf zu hemmen und stürzten beide in den Abgrund, wo man sie nur noch als verstümmelte Leichen aufhob. — Wer an Ort und Stelle gewesen, wird sich kaum wundern, die „Todeskreuze“ dieser jungen, unvorsichtigen Spieler an der Straße zum „traurigen Andenten“ aufgepflanzt zu finden.

78.

Die Schlittensfahrt.

 edermann kennt die Freude und die Lust der Knaben, im Winter auf hartem Schnee mit kleinen Schlittchen durch hängende Galden hinab oder steilere Straßen herunter lustige Fahrten zu machen. Alle Mühe, Arbeit und Schweiß, selbst halbverschlagnene Köpfe halten sie nicht ab, die Anhöhen auf's Neue zu gewinnen, um der kurzen Freude des Hinunterfahrens nochmals zu genießen. Nicht selten gesellen sich sogar Mädchen zu ihnen, welche schnelles Fahren eben auch nicht verschmähen.

Solche Kinderspiele sind oft nicht ohne Gefahr für die jungen Glieder der unbehutsamen Schlittensfahrer. Die hl. Schutzengel mögen manchmal vollauf zu thun haben, um ihre Schutzbefohlenen durch Unbesonnenheit nicht Schaden leiden zu lassen.

Eine traurige Ausnahme erzählt auch hier eine Sage. — In der Gemeinde Eiten, Pfarr i Stalden, liegt der Bergweiler „Schweiben“ hoch in schroffen Bergabhängen auf einem vorspringenden Felsengebirge, das fast ringsum schreckliche Abgründe abschließen. Die guten Leute haben einen drei Stunden langen Weg zur Pfarrkirche nach Stalden, der, besonders im Winter, sehr mühsam und gefährlich ist. Dennoch unterlassen sie den Kirchgang nur zur größten Noth.

Als an einem schönen Wintertage bei solcher Gelegenheit nur halberwachsene Kinder zu Hause blieben, wollten sich einige derselben auch mit Schlittensfahren ergötzen. Die Eltern würden das an diesem so gefährlichen Orte nie zugegeben haben. Auch fanden die Kinder keine Schlitten, nahmen aber eine große Wuolte (Holzbeden), setzten sich darin und vollzogen ihre beabsichtigten Fahrten. Das Ding ging anfangs sehr gut; aber bald ebnete die Wuolte ihre Wege immer besser, fuhr immer schneller und gewann bald solche Kraft, daß sie, über das Ziel hinausgetrieben, ihre unbesonnene, um Hülfe laut aufschreiende Ladung rettungslos in den schrecklichen Abgrund führte. Es starben da sieben Kinder, deren Leichname, in Stücke zerrissen, mühsam gesammelt und in einem Sarge zu Grabe getragen wurden. — Wer den Ort sieht, kann's glauben.

79.

Untergang von Groß-Ernen.

Vor vielen und vielen Jahren, so wird aus Goms erzählt, war „Groß-Ernen“ ein stattliches Dorf in der Gegend bei Fiesch. Die Bewohner waren lieblos, hartherzig und böse; darum wollte sie der liebe Herrgott strafen zum warnenden Beispiel für andere Menschen. — Bevor jedoch der Himmel seine Strafgerichte losließ, wollte er die Bewohner des bösen Dorfes noch einmal auf die Probe stellen. Er sandte darum zwölf Engel in Gestalt armer Leute in's Dorf, die an allen Thüren vergebens um


Einlaß baten. Ja man beschimpfte sie sogar von den Fenstern herab und jagte sie mit Steinen aus dem Dorfe. Bei einer armen Wittve aber außerhalb des Dorfes fanden die Fremden bereitwillig Einlaß und Nachtherberge.

Da ward nun freilich das Maß über das böse Dorf voll. Ein furchtbarer Sturm mit Blitz und Donner entlud sich in das Gebirge, welches gelockert unter schrecklichem Krachen zu Thal stürzte und Groß-Ernen mit Mann und Maus verschüttete. Das Dorf lag im sogenannten „Lauwili“. Nur das Haus und die Wiese der barmherzigen Wittve blieben verschont, wie sie noch können gesehen werden.

(Monatsschrift Nr. 17, 1863.)

80.

Die verlorne Voralpe.

n den Voralpen des Sanetschthales zeigt, zwischen Glarey und Malonnaz, loses Steingeröll die Spuren eines alten Bergsturzes. Die Sage erzählt, es habe da einst ein reicher Bauer in einem stattlichen Hause gewohnt. Seine Keller seien so voll Käß gewesen, daß er damit ganze Strecken Straße hätte pflastern können. Dabei war er aber so geizig, daß er den Hausleuten kaum das Essen gönnte und sehr hartherzig that gegen Arme.

Eines Tages zog ein altes Mütterlein des Weges und bat beim Hause des Reichen um etwas Brod und Milch, weil es erschöpft die mühsame Reise nicht fortsetzen könne. Der Reiche wies selbes trozig ab und schlug vor dem Bettelgesind krachend die Thüre zu. Erschrocken fiel das Mütterlein kraftlos zu Boden. Da kam des gleichen Weges ein armer Mann und sah das Weiblein am Boden liegen; er erbarnte sich seiner und theilte mit ihm ein Stücklein hartes Brod, das er in der Tasche trug. Sie aßen und tranken mit einander am Brunnlein, das neben dem Hause des Reichen quoll, und zogen dann langsam weiter. Beim Weggehen warf das Mütterchen noch einen wehmüthigen Blick auf die Wohnung des hartherzigen Reichen.

Kurze Zeit darauf erhoben sich fürchterliche Stürme, mit Donner, Blitz und Erdbeben begleitet. Zitternd verkroch sich Jeder in seiner Wohnung; nur der Reiche sah höhnisch dem Saus und Braus der Elemente zu. Aber nicht lange. Vom

Bergesgipfel lösten sich große Stein- und Geröll-Massen ab und stürzten zu Thal. Die schöne Boralpe war verloren und von des Reichen Wohnung keine Spur mehr zu finden.
(Monatsschrift Nr. 16, 1863.)

81.

Untergang der Blümlisalpe.

(Von R. Riß.)

Wo jetzt der Turtmann-gletscher den Thalhintergrund mit seinen Eismassen ausfüllt, da war einst die blüthenreiche „Blümlisalpe“, die schönste des ganzen Thales. Dort führte ein Senn mit einem Mädchen, Namens Kathrin, ein sündhaftes Leben. Der alte blinde Vater wurde abscheulich behandelt; man strich ihm sogar Kuhmist statt Butter auf's Brod.

In einer fürchterlichen Gewitternacht befahl der Senn dem armen Vater, das entfernte Vieh einzutreiben. Der Vater gehorchte; aber ohne es zu wollen, kam er immer weiter von der Alpe weg und die ganze Heerde folgte ihm nach. — Dann stürzten ungeheure Eismassen über die Alpe herab und begruben selbe mitammt dem bösen Sennen, der Kathrin und dem kleinen schwarzen Hunde, den jener besaß.

Noch jetzt sieht man, wenn der Turtmannbach groß wird, den kleinen schwarzen Hund hin und herlaufen längs des Wassers und aus den Gletscherschründen hört man rufen:

„Ich und min Kathrin

Wüssen immer und ewig auf der Blümlisalpe syn!“

82.

Der betrogene Spukmacher.

In Westen des Saletschthales liegt hoch auf einer futterreichen Bergebene die schöne Gundiſer Alpe „Pointet“. Die zahlreiche Viehheerde, die da im Sommer munter gras't, wird gemeinschaftlich auf die Weide getrieben und deren Milch in einer großen Sennerei, wie gewöhnlich auf Hochalpen, verhandet. Das ganze Alp-

geschäfft wird einem Meister-Sennen anvertraut, dem die übrigen Alpgehülfsen untergeordnet sind."

Von einem solchen Ober-Sennen wird erzählt, daß er seine Freude darin fand, die jüngern Alpleute mit sonderbaren Alpbozengeschichten zu unterhalten und mit grausenhaften Geistererscheinungen zu schrecken, — vermuthlich weil er eben nichts Besseres vorzunehmen wußte. In seiner Großsprecheri versprach er eines Abends einem jungen Alphirten, er wolle ihm seine schönste Kuh sammt der klangvollen Trinkel (Schälle) verschenken, wenn er den Wuth hätte, sich allein um Mitternacht in's Gebirge hinauf zu wagen und zum finstern Felsengebirge am Sanetschgletscher „Chai-Rozo" mit lauter Stimme zu rufen: „tête sèche, répondez à la tête verte!" d. h. durrer Kopf antworte dem grünen, oder: Ihr Todten antwortet den Lebendigen.

Weil der junge Hirt dem Versprechen glaubte, dachte er der Sache nach, und je länger er daran dachte, desto mehr wässerte ihm der Mund nach der schönen Trinkelkuh. Er faßte Herz; doch bewaffnete er sich mit einem scharfgeschliffenen Säbel, denn er noch zur Vorsicht erst bei den Kapuzinern in Sitten segnen ließ. — (Seltsam, daß die Jesuiten diesmal frei bleiben!) — Er kündete darum auch seinen Entschluß dem Meister an, ihn an sein Versprechen erinnernd. Diesem wurde aber übel zu Muth bei der drohenden Gefahr, seine beste Kuh zu verlieren. Er wollte jedoch sein Wort nicht zurücknehmen, sondern sann auf Mittel, den jungen Hirten an der Ausführung seines Vorhabens zu hindern. Und er ersann ein trauriges. Einem so eben verunglückten Ochsen zog er eilig die Haut ab, ließ dessen Hörner oben auf dem Fell stehen und stellte sich damit angezogen im Gebirge, wo der Hirt vorüber mußte, an einer passenden Stelle auf.


Dieser kam und sah das grause Gespenst am Wege liegen. Wuthig und barsch fragte er an: „Wer da?" Gleich erhob sich dieses gewaltig vom Boden und schrie mit lauter und furchtbarer Stimme: „Ich bin der Teufel! fort mit dir!" Der Hirt hatte volles Vertrauen auf seinen gesegneten Säbel, stürzte auf das Ungeheuer los und in ein paar mächtigen Hieben lag der gehörnte Kopf vom Rumpfe getrennt auf dem Boden. Er ging dann seines Weges ruhig weiter, um die Wette zu gewinnen.

Als er in der Morgendämmerung, froh des geglückten Weges und der gewonnenen Kuh, die Alphütte wieder erreichte, war der Meister-Senne nirgends zu finden. Niemand wollte

von ihm was wissen. Nach langem und langem Suchen fand man ihn endlich im Gebirge enthauptet in der Ochsenhaut. — Umsonst bot man alle Kräfte auf, den so unglücklich Enthaupteten von der Stelle zu bringen; man mußte unter der Reiche die Erde zu einer Grube öffnen und so dieselbe einscharren. — Und auf dem Grabe dieses Unglücklichen spricht bis auf den heutigen Tag weder Kraut noch Gras. —

83.

Der unglückliche Alphesseldieb.

 u den Zauber- und Herenkünsten gehört auch, wie das Volk allgemein glaubt, die Kunst und die Gewalt die „Diebe zu g'stellen“, d. h. selbe so lange mit der gestohlenen Waare festzuhalten, bis sie entweder vom Eigenthümer oder dem G'steller selbst wieder freigemacht werden. Dieses Gewaltmittel gegen diebische Menschen anzuwenden, glaubt aber das Volk unerlaubt, weil es eine Zauberei und für das Leben und die Seligkeit des Diebes, wenn er nicht rechtzeitig wieder erlöst würde, so gefährlich sei, wofür der Diebsg'steller verantwortlich bleibe. Hier eine traurige Sage.

In der Hochalpe „Pointet“, der höchsten im Sanetschthale, von der die vorige Sage soeben erzählt hat, wurde jeden Winter der große Alpkessel regelmäßig weggestohlen. Das war für die Senntumsgethenen zu schwerer Verlust, die darum dem neugewählten Alpenvogte befahlen, weil alle andern Vorkehrungen nichts halfen, den neu wieder angeschafften Alpkessel aus der Hütte fortzutragen und sonst irgendwo in Sicherheit zu bringen.

Dem Angestellten fiel dieser Auftrag schwer; er war darum sehr zufrieden als ein alter Soldat, der weit durch die Welt gekommen, versprach, ihm ein Mittel anzugeben, das nicht nur den Alpkessel sichere, aber noch dazu ihm unfehlbar den Dieb in die Hände spielen werde. Nur müsse er fleißig nachschauen, damit der Schelm nicht gar zu lange auf ihn warten müsse. Unser Alpenvogt wandte das vorgeschriebene Mittel an und sah fleißig nach, ob's vom Diebe nicht's zu merken gebe. Lange hatten seine Nachforschungen keinen Erfolg. Da fiel auf einmal schlechtes Wetter ein und klastenhoher Schnee schnitt jeden Zutritt zur Alpe für Monate ab.

Als der Schnee so weit sich zurückgezogen, daß die Er-
steigung der Alpe wieder möglich wurde, eilte unser Alpenvogt
auch gleich hinauf, um zu erfahren, ob der Alpkessel wieder
gestohlen sei. — Und sieh! schon aus der Ferne bemerkte er
die Alpküttenthüre offen und mit Erstaunen gewahrte er auch
bald einen Mann in derselben stehen. Er fand den Dieb
wirklich mit dem Alpkessel auf dem Rücken eben im Begriffe,
über die Thürschwelle hinauszutreten, aber todt und halb ver-
modert, der gleich zu Boden sank, sobald er mit der Hand
den Alpkessel anrührte. Der Unglückliche hatte in der Stellung
sterben müssen, weil er gebannt zu lange nicht erlöst werden
konnte.

Die gleiche Sage wird in deutschen Bezirken des Wallis
erzählt, nur läßt man da nicht den Alpkessel, wohl aber den
Alpkäse stehlen und den Todten eine schwere Bürde Käse auf
dem Rücken in der Thürschwelle halten.

84.

Die erfüllte Weissagung.


In junger Mann in Saviese, so wird erzählt, liebte
das Jagen sehr und verlebte manch schönen Tag in
den Hochgebirgen. Bald ließ er sich aber als Sol-
dat nach Neapel anwerben und bekam da auch Ge-
legenheit, von den lieben Flinten Gebrauch zu machen, zwar
nicht gegen Genssen, aber gegen Menschen. Er mußte nämlich
einmal einen Feldzug mitmachen, wo eines Tages Freunde
und Feinde massenhaft niedergeschossen wurden und auch er,
zwar unverletzt, den Boden suchte, um sich hinter den Leichen
zu verbergen und vor feindlichen Kugeln zu schützen. Da
hörte er einen Todten, neben dem er lag, deutlich zu ihm
sagen, er habe gar nicht nöthig sich zu verstecken, weil er nicht
hier, sondern in den Felsklüften hinter dem Parbé-Berge in
Saviese sterben werde. — Wirklich entkam unser furchtsame
Soldat mit heiler Haut und kehrte nach erfüllter Dienstzeit
in sein Vaterort zurück.

Hier vergaß er nun allerdings die Weissagung nicht, die
er so sonderbarer Weise auf dem Schlachtfelde in Neapel ver-
nommen hatte; nahm sich darum vor, obschon er die Jagd
noch immer sehr liebte, ferners nie mehr in die bezeichneten
Felsklüfte sich hin zu wagen. Unser Jäger blieb lange beim

guten Vorsage und er wurde ziemlich alt. Eines Tages jedoch, weil ihm die Witterung so günstig und einladend vorkam, ergriff ihn eine große Jagdlust; er warf seine Büchse über den Rücken und zog, fast willenslos, den Berg hinauf. Bald ist die Kante des Berges Prabé — und weiter wollte er nicht — erreicht. Doch ein schöner Gamsbock fällt ihm im jenseitigen Gebirge in die Augen, dem er fast auf Schußweite nahe ist. Ohne zu überlegen ging er freudig auf das schöne Thier los, das eben nur in dem Maße voran eilte, als er nachzufolgen im Stande war. Es lockte ihn so unvermerkt in die Felsklippen hinein, wo er leider den Tod fand, der ihm war vorgesagt worden. —


85.

Die neckenden Kinder.

 n einem Dorfe des Oberwallis wollte ein Bruder den andern nicht heirathen lassen, weil dieser eine ihm mißbeliebige Person zur Braut gewählt hatte, und gab ihm, als sonst kein Abmahnen half, sogar Gift. Das mußte aber der Mörder büßen; er fand keine Ruhe mehr. Zwei Kinder folgten ihm Tag und Nacht nach; neckten und quälten ihn auf alle mögliche Weise, bis er durch Exorzismen sich derer wieder losmachen konnte. — Die Leute meinten (und meinen noch), das wären die Geister der Kinder gewesen, denen der Brudermörder das Dasein vorenthalten.

86.

Mord und Bergsturz in Madsand — St. Niklaus.

 nlängbare Spuren großer Erdrutsche und gewaltiger Bergstürze finden wir im gebirgigen Wallis viele. Die Sage schreibt deren mehrere entweder bergzer-nagenden Drachen oder schlimmen und schadebringenden Geistern zu und läßt manche fruchtbare Gegend, selbst blühende Dörfer mit Mann und Maus untergehen und verschwinden. — So wird erzählt, der große Bergschutt zwischen St. Niklaus und Herbriggen, auf dem nun der „Madwald“ und das „Madsand“ steht, habe ein Dorf, mit Namen „Mad“,

zerstört und begraben. Schon dieser Name scheint anzugeben, dieses Dorf habe in Wiesen gestanden, die gemähet wurden. Auch gewinnt das Vorhandengewesensein eines solchen Dorfes an Wahrscheinlichkeit, weil es einer ziemlich ausgedehnten Gemeinde bis auf unsere Zeiten den Namen gegeben hat.

Ueber diesen Bergsturz erzählen sich die Leute folgende traurige Sage. — In „Blattbach“, auf dem westlichen Wispenufer dem obgesagten Madswald gegenüber, lebten zwei Geschwister mit einander in unerlaubten Verhältnissen. Als die Sache ruckbar werden mußte, weil die Schwester in gesegneten Umständen sich zeigte, fürchtete sich der Bruder sehr vor den übeln Folgen seines Verbrechens; er trachtete darum seiner verführten Schwester nach dem Leben. Um aber sowohl dieser als der Welt sein ruchloses Vorhaben zu verbergen, streute er runde Erbsen auf die schmale Brücke, über welche sie täglich zum Viehfüttern nach den „Madmatten“ gehen mußte. Diese setzte ihren Fuß, keine Gefahr ahnend, sorglos auf die gestreuten Erbsen, glitt aus und fand im Wasser den Tod.

Gleich ließen sich im Gebirge ob dem Dorfe Mad unruhige Geister hören, welche Erdmassen und Felsen herunterwälzten. — Der schuldbewusste Bruder, vom doppelten Verbrechen im Gewissen gequält, ward wahnsinnig und entleibte sich selbst. — Und der Geisterpud wurde noch ärger im Gebirge. Bald war das Dorf Mad und die Umgegend überschüttet und eingesandet. — Die Leute, noch mehr Unheil fürchtend, nahmen ihre Zuflucht zu frommen Ordensmännern, welche mit geweihten Wachlichtern und unter beständigem Gebete den Berg hinaanstiegen und den Geistern auch bald auf die Spur kamen. Sie fanden drei Gespenster, unter denen aber das kleinste, das wüthendste und unbändigste war. „Nie habe ich einem Menschen was Leides gethan“, kreischte es, „unschuldig bin ich zu Grunde gerichtet worden! Ich habe darum Vollmacht zur Rache und grausen Zerstörung. Ich werde zu wühlen nicht aufhören, bis der Riebbach hier zu Thale fließen und die Wispe bis zur Lerchfurren wird aufgestaut sein.“ Indessen mußten die Geister doch vor den Gebeten der frommen Vater weichen.

Bei anhaltendem Regenwetter, besonders im Frühjahr bei der Schneeschmelze, wird noch immer bedeutendes Erd- und Steingeröll zu Thal getrieben. Darum wird noch alle Jahre am 20. Juli zur Kapelle der hl. Margaretha eine Prozession gehalten, um größere Zerstörungen abzuwenden. Früher war dieser Tag für die Leute im Madsand ein gebotener Fest-

tag und alles Schwören, Fluchen, Spielen, Saufen und Tanzen sollte in der Umgegend strenge und für immer verboten sein. / Natürlich achtet man jetzt auf so altes Zeug nicht mehr.

87.

Brudermord am Mörjerberg.

(Von R. Nitz.)

Im Mörjerberg (Pfarrei Mörel), abwärts Ried, hat einmal ein Bruder den andern erschlagen und dann im Stadel verscharrt. Seither hat's da „g'schaffet und g'wüthet“, bis man den Mörder erwischt und hingerichtet hat.

Aber auch seither ist's bei diesem Stadel noch „ung'hür“ und wer Nacht's da vorbei muß, der wird verheert, daß er sich verliert und die ganze Nacht irren muß, bis er etwa in ein „Killer“ hinabstürzt und Hals und Bein bricht; oder, wenn's gut geht, in einem „G'fäll“ erwacht, wo weder Vorwärts- noch Rückwärtsgehen mehr möglich ist.

88.

Brudermord in der Belalpe.

Vor alter Zeit, so geht die Sage, soll die schöne, große und futterreiche Belalpe, im Natersberge, zwei glücklichen Brüdern angehört haben. Weil sie in der gemeinschaftlichen Abäzung oft miteinander zankten, kamen sie überein die Alpe zu theilen; und zwar verabredeten sie, beide Brüder sollen zu gleicher Zeit von Naters abgehen, der eine rechts, der andere links hinauf und oben wieder zusammen kommen. Der Ort, wo die Brüder einander begegnen würden, solle die Mittelgrenze zwischen den zu theilenden Alpen werden.

Beide machten sich so, laut Verabredung, auf die Straße. Der Bruder, der links hinauf über „Birgisch“ ging, handelte redlich und hielt sich am vorgezeichneten Wege fest. Nicht so der andere Bruder. Anstatt gegen Mletsch hinan zu steigen

ging er geraden Wegs hinauf in die Belalpe und verkürzte so seinen Bruder grob, dem er nun in der „tiefen Schlucht“, ungefähr in der Mitte zwischen „Belalp“ und „Nessel“, begegnete. So soll diese Alpgrenze gesetzt worden sein. Doch das soartige Theilen befriedigte den betrogenen Bruder nicht. Die Brüder geriethen miteinander in heftigen Streit. Angekommen beim großen Stein in „Kapbag“ — zu unterst in den Belalpmatten — prügelten sie einander so gewaltig, daß beide Brüder sterben mußten. Auf den Stein wurde die Jahreszahl 121 gesetzt, die noch zu lesen ist, und an diesen Brudermord erinnern soll.

Schon die arabischen Zahlen sagen, daß 121 nicht die vollständige und richtige Jahreszahl angeben kann. — Eine andere Sage erklärt, bei diesem Steine sei ein Kaspar Eier, Bitscher, gestorben, dem ein Kreuz und die Jahreszahl in den Stein sei eingegraben worden, welche freilich nur verstümmelt noch zu Tage kommt. — Was die Alptheilung selbst betrifft, ist diese allerdings sehr unbrüderlich zu nennen. Wird aber Rücksicht genommen auf die Wintergüter, die ihr Alprecht im Nessel und in Bel, Lüzgen und Mettsch haben, so schwindet das Unbillige der Theilung auch völlig dahin.

89.

Der Mord in der Markuskirche bei Gondo.

Auf der königlichen Heerstraße, die zum Pässe des Simplonberges führt, sieht der Wanderer in „Paino“, unweit der Wallisergränze, in geringer Entfernung ob der Straße eine eingefallene Kirche, welche einst die Pfarrkirche der Umgegend war sowohl für die Italiener als für die deutschen Walliser. Beide Theile hatten zwar eigene Priester, aber nur eine gemeinsame Pfarrkirche. Der Pfarrer der Italiener wohnte in Trasquiera, der Pfarrer der Walliser aber in „Ruden“, dem heutigen „Gondo“. Diese Pfarrer hatten, um Mißverständnissen vorzubeugen, das ausschließliche Recht und die Verpflichtung, jeder eine Woche lang abwechselnd in der gemeinsamen Pfarrkirche die Pfarrechte auszuüben, die Sakramente zu spenden und den Gottesdienst zu besorgen.


Da geschah es, daß an einem Sonntage der italienische Pfarrer, an dem die Reihe war, zum vormittägigen Gottes-

dienste nicht eintraf. Voll Ungeduld wartete das Volk bis Mittag und, als der Pfarrer noch immer nicht ankommen wollte, gingen Männer nach Gondo hin, um den deutschen Pfarrer zum Gottesdienste herbei zu rufen. Ungern und nur gezwungen folgte dieser, weil er den heftigen und stürmenden Charakter seines Mitbruders kannte. Er zog in die Kirche, kleidete sich an und stieg zum Altare, um das hl. Opfer zu entrichten. — Da erscheint der italienische Pfarrer, der sich auf dem Herwege auf die Jagd begeben und so verspätet hatte, an der Kirchporte und sieht mit Aerger den Gottesdienst angefangen. Voll Zorn nimmt er sein Jagd-Gewehr ab der Achsel, schlägt an und schießt seinen Nebenbuhler am Altare todt nieder. — Man kann sich den Schrecken und die Bestürzung des Volkes denken!

In Folge dieses Muehelnordes wurde die Pfarrei getrennt; die Deutschen blieben in Nuden, die Italiener in Trasquiera und die gemeinsame Pfarrkirche kam in Verfall, wie sie noch zu sehen ist. — Der römische Stuhl verleibte die deutsche Pfarrei der Diözese Sitten ein.

90.

Der verunglückte Kreuzaufstecker in Visp.

ie Burgschaft „Visp“ — Vispach — Fischbach, wird in der alten und neuern Geschichte des Wallis oft erwähnt und behauptet darin eine nicht unbedeutende Stelle, bald durch männliche Freiheitskämpfe, abgehaltene Landrätthe und getroffene Uebereinkommen, bald aber durch Rang und Adel einflußreicher Familien und Herrschaften, die daselbst, besonders in der Hübschburg ob Visp, ihren Sitz hatten. Die mächtigen Anschwellungen der Vispe haben den Boden, auf dem die untere Burgschaft gebaut ist, sehr bedeutend gehoben. Das Wirthshaus „Ueberbühl“, jetzt im Wasser, stand einst auf einer Anhöhe, wie schon der Name sagt, und die Vispe, die jetzt durch eine hohe Sandebene dahinfließt, hatte ihr tiefes Bett in fetten Wiesen, wo die Rußbäume der beidseitigen Ufer ihre Nester so nahe brachten, daß die muntern Eichhörnchen bei der Nachlese selbe als bequeme Brücken benutzten, den Fluß spielend zu übersetzen. Die tiefen Keller der untern Burgschaft zeigen darum noch jetzt das Holzgetäfel der alten Wohnzimmer.

Als der „ewige Jude“, so wird erzählt, einmal in Visp bei einer armen Wittwe einkehrte und, nach genommenem Nachtmahle, den Tisch auf die Mitte des Zimmers schob, um, weil er nicht ruhig bleiben darf, die ganze Nacht um denselben herumzulaufen, sagte er am Morgen beim Weitergehen seiner Wirthin: als er das erste Mal da vorübergekommen sei, habe der Ort „Schönbach“ geheißen, jetzt sage man „Fischbach“, und wenn er nochmals komme, so werde man ihn „Leidbach“ nennen. — Beim schauerlichen Erdbeben 1855, wo die Bewohner drei Wochen lang unter freiem Himmel wohnten, und noch mehr beim gewaltigen Dammbruche der Vispe 1868, hätte dieser Name mit Fug und Recht können gebraucht werden.


Noch in letzter Zeit wollte man in Vispach drei kleine „Weltwunder“ finden; ein Zimmer mit Fenstern in die vier Weltgegenden, ein Haus mit der Thüre am Giebel und einen Thurm ohne Dach. — Jetzt hat das Erdbeben dem Thurm provisorische Bretter aufgesetzt; der Dachgiebel, durch den man so gemüthlich zum „guten Rothen“ herabstieg, ist zugemauert, und wie es mit dem Zimmer stehe, in dem die am Himmel stehende Sonne immer Fenster zum Eingucken hatte, weiß ich eben nicht anzugeben. Diesen drei Weltwundern hat allerdings den schlimmsten Streich das Erdbeben gespielt; die schöne Steinbogenkrone des hohen, auf einem Felsenvorsprunge gebauteu Thurms fiel ein und das so kühn in schwindelnder Höhe getragene Eisenkreuz stürzte einschlagend in das Dach des alten zusammenfallenden Pfarrhofes. — So wie die Jungfrauen am Frohnleichnamstage das Tragen bunter Glasperlenkränzlein nicht mehr in Mode finden, ebenso wenig ist zu erwarten, daß der einst so schöne Martinsthurm die kühnen Säulen, Bögen und Kronen als Dach wieder erhalten werde.

Aus der Zeit, wo dieser Thurm gebaut wurde, wird noch erzählt, daß der Baumeister nicht den Muth hatte, das schwere Eisenkreuz über die hohen Gerüste und Leitern hinauf zu tragen und in das wohl bereitete Loch zu setzen. Da unternahm einer der Knechte das Wagestück. Als dieser mühsam die Spitze erreichte, schrie er herab! „Aber Meister! in welches der drei Löcher soll ich das Kreuz stecken?“ — Der Schwindel machte ihn dreifach sehen. — Unwillig antwortete der Meister: „Dummkopf! in's mittelfte!“ Er that's und das Kreuz hielt fest. Aber der Unglückliche flog im gleichen Augenblicke in schauerlichem Falle hinab und hinaus todt auf's Vispenseand. —

Bauber- und Herengeschichten.

91.

Baumbergeschichten in der Augstbortalpe.

 m Bergthale, das die Gemeinde Emd von St. Niklaus trennt, liegt die Hochalpe „Augstbort“ mit dem Hochpasse gleichen Namens, der in's Turtmannthal hinüberführt. — Der Name mag herkommen, weil diese Bergweide erst im Augustmonat kann abgeäzt werden; sowie eine Spätweide in der Belalpe auch wohl darum die „Augstkumme“ heist. — In neuester Zeit ist dieser Bergpaß so ausgebessert worden, daß die Touristen selbst nun zu Pferde überschreiten können. Von der Paßhöhe führt noch ein neu angelegter Fußweg auf's „Schwarzhorn“ hinauf, das die herrlichste Rundschau in die erhabene Gebirgswelt bietet.

In der Bergschlucht Augstbort sprudelt, ungefähr in der Höhe, wo die Holzregion aufhört, aus einem Felsen hervor die vielbelobte Quelle, „Goldbrunnen“ genannt, von der schon alte und neuere Schriftsteller reden und die mag bekannt geworden sein in alten Zeiten, wo dieser Bergpaß oft ist benützt worden. Es scheint die Grafen oder Oberherren in Visp hätten das Visperthal an seiner Mündung so abgeschossen, daß die Leute von „Gasethal“ (St. Niklaus — Zermatt) sich mit ihren Herrschaften in Naron und Leuf nur mittelst dieses Passes in Verbindung setzen konnten. — Darum mag auch der Weg nach „Törbel“, der zu diesem alten Bergpasse, oder durch die Moosalpe nach dem Bezirke Naron führt, sein sprichwörtliches Alter haben; — man sagt von einer alten Person oder Sache, sie sei „so alt als der Weg an Törbel.“

Aus der Hochalpe Augstbort wird manche Zauberei erzählt. — Einst saßen die Alpleute ruhig in ihrer Hütte beisammen; da brachen auf einmal alle hölzernen Milchgeschirre, die zum Tröcknen auf dem Hüttendache aufgestellt waren, auf und rollten polternd und klirrend über das Dach herunter und den Stafel herab. Als die Leute aufsprangen und die Geschirre wieder sammeln und heimbringen wollten, waren alle in bester Ordnung auf dem Dache und keines fehlte. — Eines andern Spätabends wurde das Alpbiech vom Nachtlager auf-

getrieben und davon gejagt; die Kühe schnurrten heftig, stampften mit den Füßen den Boden und alle Viehschällen klangen hell. Als aber die Alpleute herbeieilten, um das aufgeschreckte Vieh zu beruhigen, sieh! da pflegten alle Thiere der stillsten Nachtruhe und nicht ein einziger Kalle schlug an die Schälle. — Einem Alpweibe begegnete einst am hellen Tage auf der Wasserleitung, die das Wässerwasser nach Törbel und Zeneggen führt, ihr eigenes Alpschwein übel zugerichtet und vor Schmerzen grinzend; ein Auge war ausgerissen und hing nur noch an einem Blutfaden die Wange herab. Mitleidig führte die bestürzte Hausfrau das leidende Schwein wieder heim. Als sie aber die Schweinstallthüre öffnete, sieh! da war ihr Schwein gesund im Krommen und das verschlagene ihren Augen entschwunden.

Einst besorgten zwei junge Mädchen ihr Vieh in der Augstbortalpe. Sie erhielten in den Abendstunden nach gethaner Arbeit oft Besuche von einem unbekannten Weibe, das sie angenehm zu unterhalten wußte. Eines Abends lud dieses Weib die Mädchen ein, mit ihm nach „Jungen“ (St. Niklaus) zu einem lustigen Abendsiße zu kommen. Sie folgten. Der Weg führte sie durch eine mit Gesträuch dicht überwachsene Halde hinauf und hinüber. Die unbekannte Begleiterin wollte die Mädchen vorangehen lassen; diese aber, weil sie den Weg nicht kannten, weigerten sich dessen hartnäckig. Das Weib mußte nachgeben und voran. Da merkten die erschrockenen Mädchen, daß ihre Führerin am linken Fuße nicht Menschen-gestalt, aber einen Hahnenfuß habe. In der Angst begannen sie gleich ein „Ave Maria“ zu beten, und sieh! ihre Begleiterin war entschwunden; der Tag begann zu grauen und mit Erstaunen sahen sie sich so hoch in's Gebirge entführt, daß sie erst am Abend müde und entkräftet ihre heimatliche Alpe wieder erreichten. — Und wer das zuletzt erzählte, dem ist der Mund noch warm.

Die Hexe im Hegdorn.

 m „Hegdorn“, Natersberge, lebte einst, so wird erzählt, eine Hexe, die mit einem braven Manne verheirathet war. Ihr Haus stand gerade in der Grenzlinie zwischen der Rompart (Gemeinde) „Naters“

und „Rischinon.“ Vor alter Zeit war der Berg Naters in Verwaltungssachen und in Benützung der Wälder und Weidgänge in zwei Komparten getheilt. Die Hexe konnte sich darum in der gleichen Stube auf beliebiges Territorium hinstellen, was den Behörden Unbeliebigkeiten verursachte.

Zu Zeiten wohnte die Hexe auch in „Mletsch.“ Sie pflegte vertrautere Bekanntschaft mit einem Stridel, der in „Brigisch“ zu Hause war. Wenn sich nun diese Verliebten Besuche machen wollten, so nahmen sie die Gestalt von schwarzen Raben an und flogen so zusammen. Diese Raben sah man darum oft auf- und abfliegen, wie noch in heutigen Tagen, nur mit dem Unterschiede, daß damals solche Raben Hexen und Stridel waren, jetzt aber nur noch gewöhnliche Vögel.

Unsere Hexe haßte unter solchen Umständen ihren frommen Mann sehr; konnte ihm aber nie was Leides zufügen. Da geschah es, daß die Hexe in Mletsch sich Suppe kochen wollte. Sie setzte Pfanne und Butter auf's Feuer und erinnerte sich eben, daß sie noch keinen Knoblauch zur Hand hatte. Schnell eilte sie nach Naters hinab, und holte sich das nöthige Kraut in einem Garten. Als sie auf der Rückreise nach „Blatten“ kam, sah sie ihren verhassten Mann eben auf einem Baume schwarze Kirschen lesen. Als Rabe flog sie gleich auf die Spitze des Kirschbaumes und sandte ihrem aufblickenden Manne — er hatte zum Unglück eben unterlassen zu Mittag den englischen Gruß zu beten — Roth in die Augen herab, daß er blind vom Baume stürzte und starb. Die Hexe aber ging nach Mletsch zurück und kochte ihre Suppe ruhig fort.

Da ging dann doch der wohlweisen Obrigkeit die Geduld aus. Die Hexe wurde eingefangen und angeklagt wegen des häufigen Rabenfluges und des Mordes an ihrem Manne in Blatten, während sie in Mletsch Suppe kochte. Vermuthlich hat sie auf der Folter alle diese Verbrechen eingestanden, denn der Richter verurtheilte sie nach damaligem Strafrechte zum Scheiterhaufen. Die Sünderin wurde im Hegdorn verbrannt, wo man die Richtstätte noch jetzt „Hagsch-Schädji“ heißt.

Arme Hexe; wenn du wirklich eine warest und das leisten konntest, wesswegen man dich verbrannte, warum stiegst du nicht wieder als Rabe auf und spottetest der Weisheit damaliger Gerechtigkeitspflege?

Der schwarze Vogel.

Aus den Zeiten der Hexenprozesse wird noch mancher Zug erzählt und zwar in verschiedenen Orten so übereinstimmend, daß wirklich etwas mehr als bloß willkürliche Erfindung geschwägiger Märchenerzählerinnen im Spiele zu sein scheint. So wird z. B. viel erzählt, ein Richter habe einmal eine Reise zu Pferde gemacht. An einer sehr gefährlichen Stelle flog ein schwarzer Vogel aus dem Gebüsch und machte das Pferd so scheu, daß es unglücklicher Weise sammt dem Reiter in den Abgrund stürzte. Die Trauer über diesen Unfall war allgemein. Aber wie groß wurde der Aerger und das Entsetzen unter dem Volke, als bald darauf herausgefunden wurde, der schwarze Unglücksvogel sei Niemand anders gewesen, als eben die Gattin des verunglückten Richters selbst, die, ihrem braven Manne schon lange grollend, sich so vernummend desselben sich entledigte. Zweifelsohne wird die Hexe auf der Folter das Verbrechen eingestanden haben. Daß sie aber auch dafür auf dem Scheiterhaufen endete, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Der betrogene Fuchs.

Die Schlaueit des Fuchses ist sprichwörtlich. Daß der Fuchs wirklich verschmisgt und tückisch sei hat schon mancher Jäger erfahren. Bei Tag wird er nur geschossen, wenn er unerwartet überfallen wird. Läßt sich der Jäger daran, in frischem Schnee seine Spuren zu verfolgen, so treibt der Fuchs seine lustigen Streiche. Er eilt gemessen voran, um gerade außer Schußweite zu sein. Hat er zu viel Vorsprung, so hockt er gemüthlich ab, stützt sich auf die Vorderfüße und schaut spöttisch zum langsamen Jäger zurück, ob dieser nicht bald folge. So geht's lange hin und her und auf und ab und am Ende wird's nicht fehlen, der Jäger ist auf die gleiche Stelle zurückgeführt, die er am Anfange verlassen, um den Rundgang noch ein Mal anzufangen, wenn er Lust hat.

Mancherorts ist's aber Mode, den Füchsen bei Nacht auf-

zulauern. Man lockt sie mit dargebotener Speise (Fuchsbeize) auf schickliche Stellen heran, um aus verborgenen Guglöchern heraus auf sie zu schießen. Auch richtet man ihnen Fallen, bei denen aber kein Eisen sein darf. Eben bei der Nacht ist es aber, wo der Fuchs seine große Verschmitztheit beurkundet; er scheint ohnehin zu Nachtbubenstücken geschaffen und abgerichtet. Sehr schlau weiß er jede Gefahr zu wittern. Zu seinen Nachtwanderungen benützt er gerne die Wege und Stege der Menschen; begegnet ihm ein Unbewaffneter — er weiß es zuverlässig — so lenkt er kaum mehr ab, als etwa ein grobbeschuhter Stallknecht einer vornehmen Dame, die mit mächtiger Krinoline die Gassen wischt, auf dem Trottoir auszuweichen pflegt. Das gebotene Futter (Fleischabfälle) schnappt er regelmäßig weg — (man hat's gerne, wenn sich der Fuchs daran gewöhnt) — so oft der Jäger nicht auf der Warte ist; paßt er aber am Gugloch so kommt er nicht. — Man täuscht den Fuchs damit, daß sich der Jäger auf einem Schlitten zur Warte hinführen läßt; wenn er nämlich merkt, daß alle Personen, die zugegangen, auch wieder fortgegangen, so glaubt er sich sicher.

Bei solcher Nachtjagd unterliegt der gute Jäger — das kann man sich leicht vorstellen — manchen Täuschungen, die seinem Glauben an Hexen und Zaubereien neue Nahrung geben — So wird z. B. erzählt, einem Mann, der dem Fuchs in der Nacht auflauerte, erschien dieser regelmäßig, machte aber demselben so sonderbare Spiele und Gauckeleien, daß er nie zum Schuß kommen konnte. Darüber ungeduldig, begann er Hexerei zu vermuthen; er ließ darum sein Pulver bei den Jesuiten in Brig segnen und war entschlossen, fürderhin ohne Weiters loszufeuern. Er that's; der neckische Fuchs verschwand auch gleich aus seinen Augen. Als der Tag angebrochen, zeigten Blutspuren, daß sein Schuß getroffen habe. Er verfolgte diese Spuren, die ihn durch die gewöhnlichen Straßen berg hinab zu Thal, über die Rhone hinüber und wieder berg auf zu einem Hause führten, wo ein der Hexerei verdächtiges Weib wohnte. Vor dem Hause traf er zufällig ein Kind an, welches auf die Frage, ob die Mutter zu Hause sei, antwortete, sie sei so eben krank nach Hause gekommen; sie habe an der Seite Stiche bekommen und blute stark an einem Fuße. — Erstaunt und doch zufrieden, den neckenden Fuchs einmal betrogen und erwischt zu haben, kehrt unser Jäger nach Hause zurück. — Er starb 1811.

Die fleißige Gesellschafterin.

Eine schöne, goldgelbgefärbte Kaze, mit zierlich zurückgestrichenen Schnauzen und sauber geglätteten Haaren, pflegte in einer Küche, wenn die Hausleute in trauetem Kreise beisammen waren, oft auf Besuch zu kommen. In gemessenen Schritten kam sie zur Thür herein, ging bedächtig auf die Treche (Herd) los und machte sich's bequem in der warmen Asche, von wo aus sie dann die Leute freundlich und theilnehmend anzublicken geruhte. Das ging so eine Zeit lang fort und der gelbe Pelz ward bald als einheimisch im Hause gerne gesehen und wohl geduldet. Eines Abends erzählten die Hausleute einander, wie wohl gewöhnlich, die Dorfneuigkeiten des Tages. Es wurde berichtet, der Johannes N. sei gestorben. Schnell sprang die Kaze aus der Asche hervor, ganz deutlich schreiend: „Was? der Johannes!“, rannte in mächtigen Sätzen davon und kam nie wieder. — Da merkten die verblüfften Leute ziemlich klar, wer ihnen seit einiger Zeit die Familiengeheimnisse verrathen und so fleißig auf die Gasse gebracht habe.

Der gefräßige Wolf.

Wie weit der Herenglaube zur Zeit, als derselbe seine besten Blüthen trieb, sich in Albernheit und Unsinn versteigen konnte, zeigt unter vielen auch folgende Sage:

Die Leute von Gundis hatten einmal ihre große Noth; in den Bergweiden überfiel ein gefräßiger Wolf die Schafe und verschmauste deren, besonders an Sonn- und Festtagen, viele. Alles Wachen, Jagen und Treiben des Wolfes half nichts; immer gingen neue Schafe verloren, die das Raubthier sollte gefressen haben. Man wußte keinen Rath mehr. Da brachte man auf einmal, nach viel erlittenem Schaden, sehr klug heraus, daß der Richter des Orts, vermuthlich ein nicht allgemein beliebter Mann, der Schaffresser sei. Dieser besuchte erst noch den vormittägigen Pfarrgottesdienst, bei dem er nicht wohl fehlen durfte, zog dann aus der Kirche

kommend, während seine Gattin das Mittagessen bereitete, als Wolf gestaltet in den Schafberg und verschmauste da Eines der besten. Er war aber schon wieder zu Hause als sein Weib das Essen auf den Tisch stellte, welches er sich, um keinen Verdacht zu erregen, so wohl schmecken ließ, als wenn er noch nichts gegessen hätte.

Bermuthlich hat auch dieser angeklagte Richter auf der Folter die Unthat eingestanden und darum den Feuertod nicht so unbillig erlitten.

97.

Das herzhafte Weib.

Es war einmal eine brave Frau an einen Stridel verheirathet. Sie wußte es nicht und handelte darum stets in guten Treuen. Eines Tages mähete ihr Mann in einer etwas entlegenen Wiese. Das Weib trug ihm das Essen nach und nahm die Heimziege mit. Während dem Essen betrachtete der Mann mit gierigen Augen die munter grazende Ziege; besonders schien ihm das hangende, schöne, volle Euter sehr zu gefallen. Er sprach darum zum Weibe: „Aber wenn ein Wolf käme, und uns die Ziege fräße, was würdest du wohl sagen?“ Das Weib lachte: „Ein Wolf kann jetzt mitten im Sommer hier in diese Wiesen, wo ringsum so viele Leute sind, nicht kommen und unsere Ziege nicht anpacken.“ — „Ja! aber wenn es doch so wäre?“ fuhr der Mann fort. „Schweig mir von einem Wolf“, sprach das Weib unwillig: „davon mag ich eben nichts hören.“ — Und der Mann schwieg; ging aber in ein naheß Gebüsch, setzte sich das Sacktuch als Schwanz an und kam als Wolf zurück, gierig auf die schöne Ziege losspringend. Das gute Weib erschrak heftig; besann sich aber gleich wieder. Im Flug ergriff es die Sense und damit auf den Wolf los, der bald am Fuß schwer verletzt, heulend und blutend sich zurückzog und sich nicht wieder sehen ließ.

Lange wartete die Hausfrau mit Ungeduld auf die Rückkehr ihres Mannes, weil so nur der Tag, nicht aber die Arbeit vorwärts kam. Endlich mußte sie doch allein mit der Ziege heim. Mit Staunen fand sie schon auf der Haustreppe Blut, und Blutspuren bis zum Bette, wo sie ihren Mann schwer verwundet antraf. Dieser offenbarte ihr nun das Ge-

heimniß und sein selbst verschuldetes Leiden. — Das Weib wollte sich aber mit solchen Herereien nicht befreunden und verklagte ihren Mann bei der Obrigkeit als einen Stridcl. Als solcher mußte dieser auch bald sein Herenhandwerk auf dem Scheiterhaufen enden.

Das Unthier auf dem Arbberg im Bmutthal (Bermatt).

Etwa eine halbe Stunde nördlich von „Schönbiel“, im Bmutt-Thal, liegt der Berg „Arbe“, welcher einer Menge Schafe hinreichende Weide zu geben im Stande ist. Vor vielen Jahren, so wird erzählt, ertönte auf einmal der Ruf, der Bär sei eingebrochen und haue unter den Schafen gar arg. In aller Eile liefen die Leute hin. Die Schafe thaten ganz wild, obschon noch keines gemordet angetroffen wurde. Doch hatte die Sache vollen Ernst; ein grimmiger Bär, vor Hunger gähmend und brüllend, kam heran und warf seine zerfleischenden Taten bald rechts bald links, um etwa eine Beute zu erhaschen. Die mit Knütteln, Stöcken und allerhand Waffen ausgerüsteten Leute hatten so was noch nie gesehen. Da ergriff ein Bauer ein kränkendes Schäfchen und warf es dem Bären mit den Worten dar: „Friß das, ich schenke es dir, aber laß uns die Uebrigen in Ruhe.“ Und der Bär faßte das dargeworfene Schäfchen mit dem Rachen auf, trug es eiligst davon und kam nicht mehr zum Vorschein.


Einige Jahre später ging der Bauer, welcher den Bären beschenkt hatte, nach Sitten auf einen Jahresmarkt. Da bewillkommte ihn ein unbekannter, gutgekleideter Mann sehr freundlich und lud ihn zum Mittagessen ein. Der Bermatter entschuldigte sich, er müsse sich in seiner Person irren; er habe ihn nie gesehen, nicht gekannt und könne mit ihm nicht Geschäfte haben. Weil aber der Fremde darauf bestand, so ließ sich auch unser Thalbauer die köstlichen Weine und die duftenden Braten wohl schmecken; griff wacker zu und wollte sich dann bedankend verabscheiden. Der Gastgeber aber erhob sich und sprach: „Warten Sie, mein Freund! ich habe Ihnen noch meinen großen Dank abzustatten. Vor Jahren war ich so boshaft, daß ich die Gestalt eines Unthieres annahm, um die Menschen zu stören und zu beschädigen. Auf einem solchen

Zuge haben Sie mir ein Schäfchen geschenkt; das that mir so wohl und ging mir so zu Herzen, daß ich mich bekehrte, Niemanden mehr belästigte und nun ein wohlhabender, glücklicher Mann geworden bin. — Das habe ich Ihrer Großmuth zu verdanken!“ —

99.

Der nothleidende Wolf.

(Von Ed. Reichtri, Student.)

 en Grächten im Leutergrunde guckte eines Abends bei stürmischem Wetter ein Wolf recht armselig und hungrig zu einer offenen Stallthüre hinein, wo ein junger Bursche das Vieh versplegte. Dieser erschrak zuerst; bekam aber bald Mitleiden mit dem armen, ihn so zutraulich anblickenden Thiere. Er warf ihm sogar ein kleines Lamm vor, welches der Wolf mit Hunger verzehrte und sich dann entfernte.

Nach vielen Jahren, als der barmherzige Rühurbursche ein Mann geworden, wurde dieser auf einer Wallfahrt nach Einsiedeln von einem fremden Herrn bewillkommt und freundlich aufgenommen. „Sieh“, sprach dieser, „du hast an mir Barmherzigkeit gethan; die will ich dir nun vergelten. Ich bin der arme hungrige Wolf, dem du einst im Leutergrund ein Lamm vorgeworfen und so mir das Leben gerettet hast.“ Er erzählte ihm dann ferner, wie er als naschhafter Junge der Gefräßigkeit halber von seiner Mutter in einen hungrigen Wolf verwünscht worden und wie Gott diese traurige Verwünschung in Erfüllung habe gehen lassen für 7 Jahre. Er habe viel Hunger gelitten, weil er nichts stehlen und nur von wilden Thieren sich habe nähren dürfen. Gewiß wäre er damals seinem Elende erlegen, wenn er nicht von ihm noch zur rechten Zeit wäre gespeist worden. Am gleichen Tage, als 7 Jahre voll und er aus der Wolfshaut geschlossen, sei seine Mutter gestorben; seither hätte ihn Gott gesegnet. — Er entließ den erstaunten Wallfahrer wohl bewirtheet und wohl beschenkt. —

Der Wolf in der Grieskummen, — Bermatt.

Die Grieskumme ist eine Hochalpe, welche im Sommer die galten Kinder und im Herbst eine Menge Schafe ernähren kann. Vor Jahrhunderten, wo die reißenden Thiere keine Seltenheit und die Herenprozesse an der Tagesordnung waren, hieß es auf einmal, der Wolf sei in der Grieskumme unter den Schafen aufgetreten und haufe erbärmlich. Sogleich veranstaltete man eine große Treibjagd. Wirklich fanden die Jäger mitten unter den Schafen den Wolf, dem sie den Tod schwuren und sich auf seinen Pelz schon innig freuten.

Vorsichtig umschlossen die zahlreichen Jäger in weiten Kreisen das Raubthier und stürmten ringsherum auf dasselbe los. Doch der Wolf war verschwunden und keine Spur von ihm zu entdecken. Unwillig und achselnziehend kehrten die Jäger mit ihren Sensen, Gabeln, Arzten und allerhand Mordinstrumenten heim. Nur Einer blieb zurück, der sich auf einen Baumstoc setzte und aus seinem Zehrsack das Abendbrod hervorsuchte. Während dem Essen spielte er mit seinem Sackmesser am Stocde herum und hämmerte mit dessen Spitze zum Zeitvertreib auf denselben. Endlich packte er auch zusammen und ging nach Hause.

Nach wenig Jahren wurde einer Hexe der Prozeß gemacht. Als man sie eben auf den Scheiterhaufen werfen wollte, erzählte sie lachend, wie sie einst die Bermatter in der Grieskummen zum Besten gehabt habe. Als Wolf habe sie wirklich die Schafe gestört, aber sich dann bei der Treibjagd in den Stoc verwandelt, auf dem der Letzte das Abendbrod genommen und sie mit dem Sackmesser so übel traktirt habe.

Der Feldhüter.

Es ist traurig und für den Landanbauer sehr entmuthigend, wenn die Früchte im Felde nicht sicher stehen. Der gute Pflanze könnte nämlich den Boden mit schwerem Gelde ankaufen oder verzinzen, dem Staate und der Gemeinde bedeutende Abgaben zahlen, die

manigfachen Auslagen, Mühe, Arbeit, Schweiß und Geld anwenden und am Ende vom theuern Viede sollte ihm die heißerwartete Frucht in einer Nacht sauber weggestohlen werden? Wer ernten will ohne gepflanzt zu haben, mag sich elegant und hoch glauben so viel er will, — er ist und bleibt unter den Menschen ein Scheusal! Das war in der Welt schon lange so und wird noch länger so bleiben. — Um dem Uebel so viel möglich vorzubeugen, werden „Feldhüter“ bestellt, die, wenn sie den Zweck erreichen wollen, ein saures Stück Arbeit haben und, besonders zur Nachtzeit, mancher Täuschung und Gefahr unterliegen.

In Saviese wird von einem Feldhüter erzählt, daß er einmal in der Nacht ein entlaufenes Pferd mitten in einem schönen Kornfelde habe grasen gesehen. Gleich ging er darauf los, um selbes wieder einzufangen; doch er konnte es nicht einholen. In kleiner Entfernung vor ihm eilte das Pferd immer voran, rechts und links mit vollem Maule die Kornähren wegschnappend. Das ging so lange hin und her und auf und ab. Auf einmal schnaubte ihn das Pferd ergrimmt an und fuhr auf, in immer mächtigeren Sprüngen, die zuletzt ganze Kornfelder übersetzten, wild davon galoppirend.

Und siehe! es begann der Tag zu grauen und unser pflichtgetreue Flurhüter erwachte, wie aus einem Traume, tief im Walde des Berges Parhé. Er untersuchte das beschädigte Kornfeld, fand aber nur seine eigenen Fußtritte und von einem Pferde weder Spuren noch irgend welche Beschädigung. Nach Hause zurückgekehrt ward er vor Schrecken — die Leute meinen, weil ihn die Here wild angeschnaubt — für einige Tage krank.

102.

Der übelzugerichtete Liebhaber.

Aus Saviese wird erzählt, einst habe ein junger Bursche seiner Liebhaberin zu Nachts einen Besuch abstaten wollen. Er fand die Thüre geschlossen, aber in ihrer Kammer Licht. Er schlich darum zum Fenster hinauf, um abzulauschen, was es da wohl gebe. Da sah er durch die Fensterscheiben seine Geliebte allein, angethan mit schönen Tanzkleidern sich zur Abreise rüsten. Als sie alle Vorsehrungen getroffen, nahm sie aus einem verborgenen Schranke eine Salbe hervor und bestrich sich damit leicht den

Halb und die Spitzen der Finger und Füße, sprechend: „Trage mich über Holz und Laub“, und fort war sie.

Unserm Liebhaber vor dem Fenster war's nicht wohl im Herzen; unwirsch stieg er in die Kammer hinein, suchte und fand die Wundersalbe und that damit ebenso wie er es seine Liebste hatte vormachen gesehen. Leider hatte er die Worte unrecht verstanden oder schlecht ausgesprochen; er sagte: „Trag mich durch Holz und Laub.“ Er wurde darum statt über Holz und Laub jämmerlich durch Bäume und Gesträuche fortgeschleppt, daß seine Kleider zerrissen und er am ganzen Leibe elend zerkratzt und verwundet wurde. Doch gelang es ihm richtig, seine Geliebte beim lustigen Tanze einer Herzensynagoge in munterer Gesellschaft wieder zu finden. Er mußte aber beim Eintritt in die Gesellschaft, wie alle Uebrigen, dem Tanzvorsieher den vorgeschriebenen Huldigungskuß auf den Unausprechlichen geben, was er sehr unwillig, aber doch that.

Nach nicht gar zu langem Tanzen kam es zum Abendessen. Ein Tisch voll der schmachhaftesten Speisen, mit Honig und Zucker verschwenderisch gewürzt, lud die hungrigen Gäste zum Schmause ein. Doch bevor Jemand zugreifen durfte, verlangte der Vorgesetzte die Namensunterschrift mit eigenem Blute. Jeder schrieb der Reihe nach, sich den kleinen Finger rühend, seinen Namen in ein großes Buch und begann dann munter zu essen. Auch unserm Neulinge wurde das Buch vorgehalten und auch er sollte schreiben. Nach einigem Bedenken schrieb er, aber nicht seinen Namen, sondern „Jesus, Maria, Joseph.“ — Ein entsetzliches Geheul erscholl ringsherum und Alles entschwand in einem Augenblicke in Rauch, Flammen und Feuer.

Der Arme, den es fast reute, das herrliche Essen so verschüttet zu haben, fand sich allein auf der höchsten Bergspitze grittend, wie ein Reiter im Sattel, und die köstlichen Speisen entlarvten sich vor seinen Augen als eine stinkende Masse abgestandener Pferde-Knochen.

103.

Eine Jagd-Bauberei.

Such die muthigen Jäger, die in Hochgebirgen dem Tode manchmal in's Antlitz schauen, sind nicht allemal frei von Aberglauben und Zauberei. Die Sagen erzählen noch manchen Zug. Hier nur ein Beispiel:

Aus Saviese wird erzählt, daß ein Jäger sich einem alten Soldaten klagte, er bringe so selten etwas von der Jagd heim. Dieser belehrte ihn, wenn er glückliche Jagd machen wolle, so solle er einem Anverwandten, der nächsthin aus seinem Hause sterben würde, zwei Roßnägel in die Ferse schlagen, davon einen wieder ausziehen und aufbewahren, mit dem andern aber den Todten zu Grabe tragen lassen. Treffe er nun auf der Jagd Fußtritte von Gewild an, so solle er nur den aufgehobenen Nagel in dieselbe stecken und augenblicklich werde das gejagte Thier still stehen und sich sofort todt schießen lassen.


Bald darauf starb des Jägers Vater, dem der Sohn that, wie er war belehrt worden. Und wirklich brachte ihm der Zaubernagel viel Glück; stets kehrte er mit Wildbret wohl beladen heim. — Eines Tages, als unser Jäger im Hochgebirge auf der Lauer war, sprang unvermuthet gerade vor seinen Augen ein schöner Gemsbock auf. Gleich pflanzte er den Nagel in dessen Fährte und in kleiner Entfernung stand das Thier still, sich wild und hoch aufbäumend; es schien am Hinterfuße wie an den Boden genagelt. Verwundert sah der Jäger dem Spiele lange zu. Da hörte er die weinerliche Stimme seines verstorbenen Vaters deutlich rufen: „Schieß! Schieß doch schnell und zwinge mich nicht so lange das Thier mühsam zu halten. — Oder gönnst du deinem Vater auch im Grabe die Ruhe nicht?“ Erschrocken erlegte nun der Jäger das Thier und trug es heim. — Bei nächster Gelegenheit suchte er aber auf dem Kirchhofe die vermoderte Leiche seines Vaters auf, zog den Zaubernagel wieder aus und ging nie mehr auf die Jagd.

VI.

Todtenerscheinungen.

104.

Der Gratzug.

 von „Gratzug“ und „Synagog“ hört man die Leute wohl in allen Gemeinden des deutschen Wallis erzählen. — Unter Gratzug versteht man Gänge, Wege, Straßen oder besser Züge, durch welche die Abge-

storbenen in den Gebirgen oder auf dem Lande herum wandern; sie bilden gewöhnlich große Karavannen und lange Züge. Synagog aber nennt man die Züge, Fahrten und Versammlungen des Hexenvolkes, in denen der Satan den Vorsitz führt; sie verrathen sich nicht selten, so meint man, durch ein dumpfes Summen, Trommeln, Pfeifen und allerhand hohltönendes Musikgetöse. Wer von ungefähr in solche Geister-Züge geräth oder sich irgendwie von selbst überraschen läßt, der kommt oder fällt in den „Gratzug“ und wird krank, sei es am ganzen Leibe oder nur an einzelnen Gliedern, und zwar oft sehr böseartig, daß er lange zu leiden hat und manchmal gar verkrüppelt. Ist die Krankheit nicht so böse und in etwa zweimal vierundzwanzig Stunden völlig vorüber, so sagt man von dem Leidenden, er sei nur „in Winne“ (Winna) gekommen.

So lautet im Allgemeinen der Volksglaube, der durch stets erneuerte Vorfälle immer neue Nahrung erhält. Wenn Menschen fürchten, erschrecken oder sich unvorsichtig erkälten, so werden sie oft krank, weil sich dabei das Blut mehr oder weniger zersetzt und durch kleine Hautausschläge oder gar durch Lähmung einzelner Glieder wieder reinigt. Solche Ausschläge erscheinen gewöhnlich am Munde; darum nennt man sie auch Merkmale des „Todtentusses“, als wenn die Geister ihn geküßt hätten. — So lange also die Leute nicht frei sind vor Erkältung, Furcht und Schrecken, wird es immerdar solche geben, die in „Winna“ oder in den „Gratzug“ kommen.

Die gewöhnlichen Gänge und Wege, welche die unsichtbaren Todten durchwandern, werden mancherorts genau bezeichnet. Der Glaube setzt sie meistens in die Hochalpen, wo diese Beglein von Berg zu Berg und von Alpe zu Alpe gehen. Sie heißen „der Tschingelweg“, von dem man glaubt, er führe durch neunundneunzig Alpstafel. — Wenn sich die Geisterwege kreuzen, so nennt man dieses eine „Kreuzstraße“, und Diejenigen, die in eine solche gelangen, erhalten aus dem Todten- und Geisterreiche außerordentliche Kenntnisse und wissen; nach dem Volksglauben, dann etwas mehr als nur Brod zu essen.

Von den Zügen der Abgestorbenen, die eilenden Schrittes dahin eilen, wird unter dem Volke oft und viel erzählt. — „Die Todten reiten schnell“ ist ein weit verbreitetes Sprichwort. Es gibt Leute, die mehr als gewöhnliche Menschen sehen wollen, darum behaupten, sie hätten die wandernden Todten manchmal wahrgenommen. Diese treten da auf in den Kleidern, wie sie zu Grabe getragen wurden, oder, was

noch häufiger der Fall sein soll, im Gewande, welches zu ihrem Troste den Wächtern oder den Armen ausgetheilt worden war. Ein frommer Gebrauch fordert darum eine vollständige Kleidung vom Verstorbenen den Armen zu schenken; diese Kleidung wird „Godwad“ oder „Gottwand“ geheissen. Man will Verstorbene gesehen haben, denen bald dieses bald jenes Kleidungsstück fehlte. So mußte Einer baarfuß laufen, hatte aber dafür mühsam zwei Röcke fortzuschleppen, weil statt der Schuhe ein Tschope gegeben wurde — und eine Weibsperson trug als Kopfbedeckung eine „Balle Anfen“, weil statt des Hutes, Butter verschenkt wurde. In Visperterminen wurde ein Verstorbener gesehen, dem am weißen Kleide der Gürtel fehlte und so den Vorauseilenden nur mühsam und schweigtreifend folgen konnte, weil er das lose Kleid immer mit den Händen empor halten mußte. Mitleidig reichte der Lebende dem Todten seine Halsbinde dar und half ihm selbe um den Leib schlagen. Dankend entfernte sich der Todte eiligsten Schrittes mit der Bemerkung, er werde erst auf dem neunundneunzigsten Friedhofe die Vorausgegangenen wieder einholen können.

Im Metersberge soll ein Alphäuschen gerade am Rande einer Todtenstraße stehen. Eines Abends ließ der Hausvater ein großes Stück Brennholz in der Straße liegen, weil er sich zum Aufspalten verspätet hatte. Um Mitternacht klopfte es kräftig an die Hausthüre und ihm ward ernstlich geboten, wenn er sein Häuschen noch retten wolle, doch gleich die Straße zu öffnen, denn der Todtenzug rücke heran. In aller Eile folgte der Erschrockene, und — als der erste Todte anlangte, hatte er zwar den Toß fortgeschafft, sein Fuß aber verspätete sich und wurde vom Zuge noch an der Ferse erreicht, die bedenklich krank wurde. — Auch der Mann in Visperterminen, welcher den Todten ohne den Weißkleidgürtel gesehen, wurde aus dem Schläfe geweckt um das „Lauberwegli“ für den Todtenzug frei zu machen, in welchem er einen Baumstamm hatte liegen lassen. — Auf dem Metchbort in der Luzeralpe stand eine Hütte mitten in einer Geisterstraße; Fenster und Hinterthüre wurden immer offen gefunden so oft man sie auch wieder schließen mochte, weil die Todten durchzogen. Deswegen hob man die Hütte ab und stellte sie am „Rostwang“ in der Belalpe auf, wo sie noch steht.

Auf der „Egge“ an Jungen, in St. Niklaus, hört man in der Herbstquateremberwoche den Todtenzug oder die Synagog mit deutlichen Musiktionen und starkem Trommeln vorbeiziehen, so daß selbst die nahen Felsen wiederhallen. —

Wer's nicht glauben will, solle hingehen und es selbst hören, heißt es da.

Auch im Eringerthal wird viel von Gratzug, Synagog und Todtenprozeßionen erzählt. Wer diesen etwa begegnet, muß sich schnell in den Schatten eines Baumes stellen, sonst würde er von den Todten in Stücke zersägt werden. — In einer Alpe von Hérémence ist ein Brünnlein mit gutem Trinkwasser und heißt: „Todtenbrunnen — fontaine des morts.“ Bei diesem Brunnen führt ein schlechtes Weglein vorüber, welches „Todtenstraße — chemin des morts“ heißt, von den Gebirgen des Nenda-Berges herkömmt und durch das Hérémence-Thal nach Augstthal führt, wo es jetzt freilich von mächtigen Gletschern abgebrochen ist. — Jeder, der an diesem Todtenbrunnen Wasser trinkt, soll, so glauben's die Leute, ein hölzernes Kreuzlein neben dem Brunnen in's Land stecken; darum findet man solche, besonders im Herbst, ehe der schwere Winter Schnee sie wieder zu Grunde richtet, stets viele aufgesteckt am Todtenbrunnen bei der Todtenstraße im Hérémence-Thal.

105.

Die Todten an den Seelentagen.

Es gibt Tage im Jahre, an denen die Kirche und fromme Gläubige den Abgestorbenen zum Troste besondere Gebete, Andachten und gute Werke zu verrichten pflegen. Diese Gebetstage heißen „Seelentage.“ Es sind das aber auch die Zeiten, so glauben die Leute, an welchen man am leichtesten die Todten zu sehen bekommt.

In solch' frommen Zeiten sollen manchmal die Geister derjenigen „zur Kirche gehen“ gesehen werden, die im Laufe des Jahres sterben werden. Gehen sie aber „von der Kirche ab“, so deutet das auf langes Leben. Solche Geister werden gewöhnlich alle gut erkannt, bis auf etwa eine Person, welche dann den Seher selbst oder die Seherin vorstellt und im gleichen Jahre auch sterben muß.


In Saas wird erzählt, daß einmal an einer ansteckenden Krankheit viele Personen starben. Alle Mittel und Vorkehrungen wollten nichts helfen. Der Sigrift wollte alle diese Sterbenden an einem Seelentage in die Kirche gehen gesehen

haben und habe alle gekannt außer den Lebten. Auch habe er dann in der Kirche, als der Ungekante eingetreten war, deutlich sagen hören: „Jetzt müssen wir noch den Loser (Zuhörer) auch einschreiben.“ Er behauptete darum fest, so lange er zu Grabe läute, werde der Tod nicht aufhören. — Und wirklich war der Sigrift die letzte Leiche, die der Seuche erlag.

Am Allerheiligentag Abends wollte ein Mann aus Saviese, so wird ferner erzählt, bei bereits angebrochener Nacht durch das Sanetschthal in die Voralpen hinaufsteigen. Da begegneten ihm auf einmal viele Leute, die er gar nicht kannte. Er wich aus der Straße, um selbe vorüber gehen zu lassen. Aber der Leute kamen immer mehr und mehr und er mußte lange zuwarten. Endlich kam Einer, den er zu kennen schien und der ihn freundlich fragte, was er da mache. Er antwortete: „Ich will die vielen Leute vorübergehen lassen und ihnen den Weg nicht sperren.“ — „Da kannst du noch lange warten,“ entgegnete Jener. „Das sind alles arme Seelen, die zum Seelentage kommen, und die Lebten sind noch beim „gesegneten Stein“ (Pierre bénit) an der Bernergrenze; darum gehe du nur deine Wege vorwärts.“ — Und er ging, die Todten wichen ihm aus und Keiner that ihm was zu Leide. — In Saviese glauben die Leute, die armen Seelen kommen an Allerseelentag aus den Gletschern in die bewohnten Dörfer herab und bleiben da bis zum Hilari-Seelentag im Jänner, wo sie wieder zu den Firnen in die kalte Gebirgswelt hinaufsteigen.

106.

Zwei Kühe an einer Kette.

 In den Viehställen gibt es mancherlei Vorfälle, die der Leichtgläubige Landmann übernatürlichen Ursachen zuschreibt und als ein besonderes Zeichen oder als eine Mahnung annimmt; wenn z. B. sich eine Kuh unter den Augen des Kühers oder der Küherin auf einmal von der Krippe losmacht, und ihr die Kette entweder am Halse bleibt oder offen und wohl auch gut geschlossen auf den Boden fällt; oder wenn ein Stück Vieh mit „aufgeschlagener“ Kette so hart an's Krippenholz gebunden wird, daß volle Mannskraft erfordert wird, um selbes wieder loszubinden, u. s. f. Am Auffallendsten ist's aber, wenn zwei Kühe,

oder auch Ziegen, in einer und derselben Kette gefunden werden. Natürliche Zufälle können das kaum zuwegbringen, weil es die Kraft eines Mannes übersteigt, die Hälse zweier Kühe in den gemessenen Umfang einer Halskette so aneinander zu schnüren, daß das geängstigte Vieh mit den Füßen stampft und mit offenem Munde brüllt.

Daß solche, natürlicher Weise unerklärbare Zufälle in den Viehställen hie und da wirklich vorkommen, beweisen der allgemeine Glaube und viele Sagen unter der viehhaltenden Bevölkerung. Es gibt wohl kaum eine Gemeinde, wo von solchen Vorfällen und Erlebnissen Niemand was zu erzählen wüßte. Ich selbst könnte glaubwürdige, gutbekannte Personen nennen und die Viehställe näher bezeichnen, die solchem Spuße unterlagen.

Bemerkenswerth ist dabei, daß die allgemeine Volksmeinung solche Zufälle in Viehställen selten böshaftern Menschen oder bösen Geistern zuschreibt, sondern allüberall dafür hält, es seien leidende Abgestorbene, die durch solche Zeichen, zur Erleichterung ihrer Qualen, von den Lebenden Gebete und gute Werke verlangen.

Und dieser überall lebende Volksglaube ist eben nicht neu. — Aus dem vorigen Jahrhunderte wird in St. Niklaus erzählt, in „Stellimatten“, im Jungthal, habe einer jungen Küherin drei Nächte nacheinander geträumt, zwei Schwestern „Zerdile“ bedürfen noch des Gebetes, um erlöst zu werden; sie solle ihren Vater, als Besitzer ihrer einstigen Güter, bitten, für sie noch Gebete verrichten zu lassen. Jeden Morgen nach solchem Traume fand das Mädchen im Stalle zwei Kühe an einer und derselben Kette. Am dritten Tage hielt es die Erschrockene nicht mehr aus und lief zum Vater nach St. Niklaus herab, der erstaunt wahrnahm, eben den gleichen Traum gehabt zu haben. Er ließ darum die verlangten Gebete verrichten, obgleich weder er noch seine Tochter sich erinnern konnten, von den Schwestern Zerdile je was gehört zu haben. — Erst später erfuhr er aus alten Schriften, daß es wirklich eine Familie „Zerdile“ in St. Niklaus gegeben habe, die mit zwei Schwestern längstens ausgestorben sei.

Die Todtenprozession.

(Von Dekan Anthanmatten.)

Auf dem Wege von Bisp durch Staldenried bis auf den Siwiboden sollen, laut alter Sage, die Todten ihre Prozessionen halten. Ein Mann aus Staldenried, der noch mit Namen genannt wird, habe da mit den Todten geredet. Ein ununterbrochener Zug, von welchem die Ersten auf dem Siwiboden und die Letzten zu Bisp im Rehr waren, habe mit einem widerartigen Geräusche, in mindestens einer Minute Zeit, die ganze Strecke Weges von wenigstens 6 bis 7 Stunden durchpassirt. Einst habe vor einem Hause ein Baum quer über die Straße gelegen; da habe der heraneilende Zug den Eigenthümer aufgeweckt und ihn den Weg räumen machen. Dieser Weg wird noch jetzt von den Bergbewohnern der alte Volksweg genannt und man hütet sich wohl, denselben während der Nachtzeit mit Holz oder andern Gegenständen abzusperren.

Ein ähnlicher Todtenzug, der aber bösen Geistern zugeschrieben wird, soll von „Hochbiel“ — Visperterminen — auf „Riedji“ — Stalden — und von da auf den höchsten Gipfel des Ranzertthales, Feuer und Flammen sprühend, in gräßlicher Geschwindigkeit hingefahren. Eine Person, die sich nicht schnell genug aus dem Wege flüchten konnte, wurde lahm und blieb es ihre Lebtag.

Der zu frühe Tod.

Es ist ein allgemeiner Volksglaube, daß jeder Mensch seine „verordnete Sterbstunde“ habe. Ueber diese hinaus bringt wohl kein Mensch sein Leben; strenge aber muß er es aber im Jenseits büßen, wenn ihn der Tod aus seiner Schuld früher erreicht.

Zur Bekräftigung dieses Glaubens wird Manches erzählt. Einmal zogen 3 B. mehrere Menschen gemüthlich miteinander durch eine Thalstraße. Auf einmal wurde ein Mann unter ihnen unruhig und so beängstigt, daß er anfang den Uebrigen voranzugehen. Auf die Frage, was er wolle und was ihm

fehle, antwortete er vorausseilend, seine Stunde sei so eben gekommen. Und sieh; ein Stein fiel vom Berge ab und schlug ihn todt.

Im Jahre 1785, den 10. August, wurde ein Mädchen aus Emd, Maria Lorenz, im „Theelzug“ in St. Niklaus todt aufgefunden. Sie wurde von ihren Eltern, um das Brod zu verdienen, angehalten, die Ziegen zu hüten und fiel dabei im „Distelbrand“ unglücklicher Weise über schroffe Felsen herab. Dreißig Jahre lang soll man diese Verunglückte am Orte ihres Todes oft seufzen und jammern gehört haben. Ihrem Vater in Emd soll sie erschienen sein und geoffenbart haben, sie müsse so lange da, wo sie gestorben, büßen, bis die Tage ihres verordneten Lebens erfüllt seien. —

109.

Bitte einer verstorbenen Mutter.

Aus „Gasenried“ in St. Niklaus wird erzählt, einem Jünglinge, Peter Joseph, sei der Schatten oder der Geist eines Verstorbenen ein ganzes Jahr lang überall und allemal begegnet, so oft er nach Sonnenuntergang außer seinem Wohnhause war. Dieser unheimliche Schatten wurde nicht nur von ihm, auch von Andern gesehen, wie derselbe stets seinen Spuren gefolgt sei. Peter Joseph mußte sich angewöhnen, alle Arbeiten außer dem Hause vor Sonnenuntergang zu vollenden, wenn er vom Geiste nicht wollte belästigt werden.


Eines Tages geschah es, daß er sich beim Füttern der Schafe in einem etwas entfernten Stalle verspätete. Die Sonne ging eben unter, als er noch in der Scheuer Futter fassen wollte. Sieh! da stand der Geist auch schon auf der Treppe und harrete seiner. Der Erschrockene, der nicht mehr ausweichen konnte, rief den Namen Gottes an und fragte, was er helfen könne und solle. Die Erscheinung erklärte, sie sei der Geist seiner verstorbenen Mutter, und bitte ihn, die Person nicht zu heirathen, die er sich zur Braut auserkoren habe. Sie bezeichnete ihm die Person, die er zur Ehe nehmen solle. „Zwei Kinder werden dir sterben und mich erlösen,“ fügte sie bei. Der Geist verschwand und ward nie mehr zu bemerken.

Natürlich folgte der Sohn dem Wunsche seiner Mutter. — Die zwei Kinder starben, aber die Heirath war keine glückliche. —

110.


Der todte Priester.

(Von R. Nig.)

 In der Niederalp oben (Pfarrei Mörel), in der Kapelle, so erzählen die Leute, sei es auch „ung'hür“. Da haben die Hirten oft einen Herrn (Priester) im Messgewand hinterm Altar hervorkommen sehen, um die hl. Messe zu lesen. Wie aber der Priester den Hirten mit dem Finger gewinkt hat, sie sollen kommen, da waren's furchtsame klupfige Narren und sind „was gischt was hescht“ von dannen geloffen, statt daß sie Jenen vielleicht hätten erlösen können. —

111.

Der eilende Todte.

 Im „Steg“ in St. Niklaus wohnte im vorigen Jahrhundert, so wird erzählt, eine Wittwe „Maria Biner“ mit Namen, die jeden Morgen über die Vispenbrücke bei der „Junghöhe“ ging, um ihr Vieh zu pflegen. Eines Tages begegnete ihr auf eben dieser Brücke in aller Frühe ein ihr wohlbekannter Mann, „Jost Blatter“, der eilenden Schrittes neben ihr vorüber rannte. Sie hatte kaum Zeit zu fragen, wohin er so früh wolle. Ohne anzuhalten antwortete der Eilende: „Was Gott verhängt, der Mensch nicht lenkt“, und ging schnell weiters.

Mit Erstaunen vernahm die Wittwe, als sie nach St. Niklaus-Dorf kam, Jost Blatter, der ihr so eben auf der Brücke begegnete, sei vorigen Abends im „Verchji“ an Jungen todtgefallen. Der Unglückliche arbeitete in einem Acker auf dem Rande eines hohen Felsens und zog zu unvorsichtig aus allen Kräften an einer wilden Wurzel, die unerwartet abbrechend ihn das Gleichgewicht verlieren und in den Abgrund stürzen machte.

Der klagende Todte.

Ein junger Bursche, mit Namen „Joseph Imboden“, so wird aus dem vorigen Jahrhundert erzählt, wohnte allein in „Sparren“, einem Bergweiler in St. Niklaus. Anfang Winters wurde dieser Einsiedler auf einmal vermißt; seine Wohnung blieb fest verschlossen und Niemand wußte, wohin er gegangen oder was aus ihm geworden. Man glaubte, er habe sich heimlich davon gemacht, um in der Fremde Soldat zu werden, was oft sein Plan gewesen.

Im Heumonath folgenden Jahres träumte dem Bruder des Verlorenen zweimal nacheinander sehr lebhaft, der Bruder Joseph sei aus der Fremde zurückgekommen und klage sehr ernstlich, daß man ihn so vergessen könne, sich um ihn gar nicht kümmern und ihn ohne Hülfe und Beistand so lange in den „Furgwängen“ liegen lasse.

Dieser zweimal so klar wiederholte Traum begann den Bruder zu beunruhigen; er erzählte denselben einem nahen Verwandten beifügend, er könne nicht erklären, was das alles zu bedeuten habe, weil er nicht einmal wisse, wo in der weiten Welt wohl die „Furgwäng“ zu finden wären. „Da kann ich helfen“, antwortete der Verwandte, „die Furgwäng weiß ich schon.“ Man nahm Leute mit und fand den auf der Jagd verunglückten Joseph im Innern des Jungthales an der im Traume bezeichneten Stelle noch zur Hälfte im Winterschnee vergraben.

Der bittende Todte.


Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde ein Mann aus Visperterminen in der Nähe von Glis von einem Unbekannten, der große Eile zu haben schien, um einen großen Dienst angesprochen — es war gegen 10 Uhr in der Nacht. Als jener zu helfen versprochen, wenn er könne, erzählte dieser, er habe vor Jahren aus Fahrlässigkeit auf der Alpe ein Kind zu Grunde gehen lassen. Er sollte doch so gut sein und noch vor 12 Uhr ihm

vom Eigenthümer Erledigung erslehen. Der Angesprochene entgegnete, der wohne gar zu weit und könne vor 12 Uhr nicht angetroffen werden. „O dann bin ich verloren!“ seufzte der Unbekannte tief. „Thue doch was du kannst; ich will dir helfen.“

Einer so herzlichen Bitte konnte unser Mann nicht widerstehen; er setzte sich darum in Marsch und es schien ihm, der Unbekannte folge auf der Ferse und helfe vorwärts. Voll Schweiß und keuchend klopfte er an der Thüre des Beschädigten und bat um die nachgesuchte Erledigung. Der Eigenthümer forschte erst noch nach nähern Umständen — da schlug es 12 Uhr. „O schnell!“ rief der Bittsteller, „rette doch eine Seele.“ — „Es sei geschenkt“, sprach der Eigenthümer noch bevor die Glocke den zwölften Schlag ertönen ließ; und der Unbekannte erschien ihnen voll Jubel und verschwand.

114.

Der belohnende Tode.

 er die wildsteilen, mit hohen, bald festen, bald furchtbar zerklüfteten Felswänden besetzten Bergabhänge der Visperthäler kennt, wird sich nicht wundern, daß da Mancher, der diese gefährlichen Gegenden in Holz oder Weide ausbeuten will, eines gewaltsamen Todes sterben müsse. Der geringste Zufall oder die unbedeutendste Unvorsichtigkeit, oft nur ein halber Fehltritt auf so unsicherem Boden führt unausweichlich zum sichern Tode in schauerlichen Abgründen. — Schutzengel mögen es sein, welche so viele unbesonnene Hirtenknaben täglich aus unzähligen Gefahren retten und Abends mit der Viehherde wieder wohl erhalten in die Heimat zurückführen.

Noch vor wenig Jahren (1858) wurde ein Hirtenknabe von einer störischen Ziege, die er über einen schmalen Pfad führen wollte, in den Abgrund gestoßen. Der arme Junge starb nicht, blieb aber mit zerbrochenen Beinen, eingedrückten Rippen und so furchtbar zerschlagener Kinnlade, daß Zähne herausfielen und die genommene Nahrung am Halse wieder hervortrat, am Fuße einer abgelegenen Felswand, bei untergehender Sonne, fern von jeder menschlichen Hilfe in voller Geistesgegenwart hoffnungslos liegen. Man kann sich die Lage des Unglücklichen denken, der erst spät am folgenden

Tage aufgefunden, nach Hause getragen und nach etwa drei Wochen seinen Schmerzen erlag.


Aus dem vorigen Jahrhundert wird erzählt, ein Jüngling, Peter Joseph Imboden sei auf der „Geistristallmei“ in Herbruggen todtgefallen. Sein unglücklicher Vater fand, wegen der dringenden Heuernte, nicht Leute, um seinen verunglückten Sohn aufsuchen und heimtragen zu helfen. Ein gewisser Franz Gruber hatte die Gefälligkeit, sich für diesen traurigen Dienst erbitten zu lassen. Er ließ seine Arbeit liegen, ging und half dem trostlosen Vater, den lieben Todtgefallenen aufheben und heimtragen.

Bald darauf ging der barmherzige Samaritan, der ein gewandter Jäger war, auf die Jagd. Noch vor Tagesanbruch im Hochgebirge anlangend, setzte er sich nieder und schlief ein. Im Traume kam der Verstorbene, den er vor ein paar Tagen großmüthig mit dem Vater heimgetragen, zu ihm heran, weckte ihn sanft und sagte lächelnd: „Steh' auf, es ist Zeit; geh' auf die Warte, ein schönes Gradthier wartet deiner.“ Sogleich begab sich der Jäger auf den bezeichneten „Ausstieg“ (in der Jägersprache eine Stelle, von der aus auf Gemsen geschossen werden kann) und traf einen schönen Gemsbock mitten in die Brust, den er hochvergnügt schon um 10 Uhr des Morgens heimbrachte.

115.

Der Todte mit der feurigen Marke.

(Von Eduard Reichtrf.)


eizinen und Enggersch, das erste zu Gampel, das zweite zu Erschmatt gehörend, liegen hoch am Berge einander im Anblicke. Obschon durch eine Schlucht wohl eine halbe Stunde von einander entfernt, kann man doch von einem Orte zum andern das Gerede der Menschen hören und manchmal gar verstehen.

Vor vielen Jahren soll in gewissen Jahreszeiten oft ein Todter, mit einer feurigen Marke auf der Achsel, in den Güttern von Seizinen herumgegangen sein und beständig gerufen haben: „Wo soll ich's thun?“ — Natürlich durfte nie Jemand eine Antwort geben. — Das Rufen des Geistes wurde auch in Enggersch gehört. Als dasselbe eines Abends wieder häufiger und dringender andauerte, öffnete ein Knabe von 7

Fahren in Enggersch das Fenster und schrie hinaus: „Thu's wo's g'hört.“ Gleich schlug der Todte die Marke mit solcher Gewalt zur Erde, daß Feuerfunken weit umhersprühten, und fast im gleichen Augenblicke erschien vor dem Fenster, aus welchem der Knabe geantwortet hatte, ein weißgekleideter Todte, dem Kinde für seine Erlösung herzlich dankend.

116.

Freudengesang einer armen Seele.


 In Saas erzählen fromme Mütter ihren auf Geschichtechen immer gespannt horchenden Kindern folgende Sage:

In wilden Geflüsten eines Hochgebirges hörte einmal ein Gemsjäger auf der Warte einen wunderschönen Gesang. Sanfte Töne trafen so lieblich fein still horchendes Ohr, daß er unwillkürlich aufstand und zum Orte hineilte, aus dem die so melodische Stimme zu kommen schien. — Und sieh! er fand, offenbar in großen Qualen, eine arme Seele, die da so fröhlich that. — Verwundert fragte der Jäger, wie sie doch in so großen Peinen frohlocken und so munter singen möge? „Da muß ich wohl singen und mich herzlich freuen,“ antwortete die arme Seele, „mein Schutzengel hat mir so eben geoffenbaret, ein liebes Vögelein hätte heute beim bäcken (auspicken) eines Tannenzapfen ein Samenkörnlein auf die Erde fallen lassen, welches sprießen und zu einem Baume heranwachsen werde. Aus dem Holze dieses Baumes werde dann für die Leiche eines unschuldigen Kindes das Särgelein gemacht werden. Und beim Tode dieses Kindes,“ fügte sie singend hinzu, „werde ich, von allen Qualen frei, in den Himmel kommen!“

117.

Die Weinverfälscherin.

(Von Kaplan Mooser.)

 In Mädchen aus Zermatt, das in Aroleid aufgewachsen, fand diese Gegend gar zu wild; es wanderte darum thalaus und landab. Nahe bei Sitten miethete es sich an der Landstraße ein Häuschen und

begann den Reisenden Wein auszuschenken. Weil es aber dabei recht viel verdienen wollte, goß es zum theuern Wein gar kunstreich wohlfeiles Wasser.

Nach Jahren fuhr ein Zermatter in Geschäften nach Sitten; er verspätete sich aber so, daß ihn schon ihm Pfingwald die Nacht überfiel. Beim „Mörderstein“ begegnete ihm eine Frauensperson im eiligsten Schritte. Verwundert fragte der Zermatter, wohin sie doch so eile. Scufzend antwortete diese:

„Pffinggo-Pfi
Ga scheidu d's Wasser vom Wi.
Wä i geblibu Zermatt am Aroleid,
So chäm i hitu in d'ewigu Freid!“

Als der Zermatter zu seiner gewohnten Wirthin bei Sitten einkehren wollte, vernahm er, dieselbe sei in der Nacht gestorben. — Der schlauen Wirthin wird jetzt in Pfinggo-Pfi Gesellschaft sicher nicht fehlen.

118.

Der fremde Viehhändler.

(Von Pfarrer Escher.)


Noch vor wenig Jahren traf ein Mann aus den Mörjerbergen in der Nacht beim „Rufbaum“, einem Gütchen zwischen Mörel und der Rufbaumbrücke, einen Fremden an der Straße stehen. Immer freundlich und wohlgelaunt ging er auf ihn zu und sagte: „Guter Frennd! wem wartest du?“ Traurig antwortete der Angeredete: „Eben dir lieber Freund! Ich kenne dich und habe Zutrauen zu dir; denn wisse, ich bin kein Lebendiger, aber der Geist eines Verstorbenen.“ Eiskalter Schauer überfiel unsern gutmüthigen Frager; — doch blieb er stehen und hörte den stillseufzenden Todten mittheilig an. — Dieser fuhr fort zu erzählen, wie er im Leben ein fremder Viehhändler gewesen, der eben an dieser Stelle sein Vieh oft habe laufen und weiden lassen. Er glaubte damit nicht grob gefehlt zu haben; doch könne er nicht erlöst werden, so lange dafür nicht genug gethan werde. Er wende sich da an ihn und bitte, ihm zu helfen. Zwar sollten das seine Erben thun; aber es nütze nichts, diesen was zu sagen, weil sie es nicht glauben und nicht erfüllen, darum nur ihr Gewissen belasten würden.

Er solle darum denselben nichts kund thun, sondern aus eigener Liebe helfen, die er ihm zu vergelten trachten werde; ihm fehlen zur Erlösung ein Almosen und ein paar hl. Messen. Mitleidig und gerührt versprach der Lebende zu helfen und der Todte verschwand.

In kurzer Zeit war das Almosen vertheilt und die hl. Messen laß der noch lebende Kaplan Schlunz in Glis. — Eines Abends kehrte unser Bauer erst spät in der Nacht heim. Als er zu seiner Hausstiege kam, sah er zu oberst auf derselben Jemanden stehen. Nichts außerordentliches vermuthend rief er in seiner gewohnten guten Laune hinauf: „Wart! jetzt ertappe ich dich grad recht; du scheinst in meiner Abwesenheit mein Haus überrumpeln zu wollen.“ Er eilte hinauf und erkannte — diesmal nicht mit Schrecken, aber mit einiger Zufriedenheit — seinen todten Viehhändler wieder. Dieser erklärte dankend, ihm sei geholfen und er habe ihm den Liebesdienst bereits vergolten, indem er ihn unlängst bei gefährlicher Holzarbeit im Walde vor schwerem Unglück geschützt habe. Er werde auch in Zukunft ihm dankbar sich erweisen. Der hocherfreute Bauer lud seinen todten Freund ein, wenn er Zeit hätte und es ihm erlaubt sei, in's Haus hinein zu kommen, um länger mit einander zu plaudern; „meine Hausleute schlafen“, meinte er, „und sie würden wohl nicht gestört werden.“ Der Todte folgte und in langer Rede ermunterte er seinen Wohlthäter, gerecht und fromm seine Tage hienieden zu verleben. — Dann aber nahm er Abschied für immer. —

419.

Der Gewaltshaber Müller.

 In Keller der Gemeinde Törbel steht eine alte Weinkufe. In der Mitte der Kufe ist ein etwas verdächtiges Spundloch — man möchte sagen, geeignet zum heimlichen Weinabzapfen. — Schreiber dieser Sage hat die Kufe mit dem Nebenloch gesehen, sowie den runden Stein neben der Kellerstutt, auf den sich der Gewaltshaber zu stellen pflegt, wenn er den Gemeinderath präsidiren oder demselben was vortragen will.

Wenn zu Weihnachten oder am „Großen Vergeb“ (Fronleichnamstag) beim altherkömmlichen Trunke die große Ge-

meinde im Gemeinhaus behaglich mit den Bechern tagt, halten die Vorsteher auch ihre Sitzungen drunten im Gemeinkeller. Natürlich können diese erst eröffnet werden, nachdem ein paar „B'scheide“ (Holzbechervoll) — die ersten passiren hirtig — eingeschenkt sind. Wenn sich die Rede-Töne in der Gemeinstube der obern Oktav nähern und die Saiten gar zu springen drohen, so merkt es der Gewaltshaber im Keller, woran es ist; er bricht die Sitzung ab, gibt jedem Rathszgliede eine volle Großdoppeltanne (Marjosi) in die Hand, nimmt selbst eine und eröffnet damit den Zug in's Gemeinhaus. Beim Anblick der Kannen fällt auch der Ton gleich um eine Terz oder Quint und schlägt bald in's alte traute Summen wieder um.

Der Steinplatte bei der Kellerstutt, wovon oben, fehlt die schuldige Ehrfurcht nicht. Außer dem Gewaltshaber getraut sich gewiß nie ein anderes Menschenkind, so grau auch seine Bürger- oder Vorsteherhaare geworden wären, je den Fuß darauf zu setzen. Kommen Uneingeweihte in den Gemeinkeller und erfrechen sich selbe etwa darauf, so wird ihnen gleich abgeboten. — Vor mir hatte man so viel Respekt, daß man mich an die große Ehrwürdigkeit des Gewaltshabersteines erst dann mahnte, als ich mich darauf zur Genüge herumgebeugt und zufällig die Steinplatte wieder verlassen hatte. — Gott habe die guten Leute selig! —

Doch kehren wir zur Kufe zurück, die von einem alten Gewaltshaber Müller, der Sage gemäß, den Namen hat. Wenn dieser zu Gemeinzweden Wein haben wollte ohne viel Geräusch, d. h. nicht gerade den großen Ponten (Zapfen, Stöpsel) ziehen wollte, so benützte er das obenbezeichnete Nebenloch. Der Gewaltshaber war übrigens von erprobter Rechtschaffenheit und viele Jahre im Amte; doch einst passirte ihm auch etwas Menschliches. — Als er der Gemeinde einen großen Trunk mit Räs und Brod gegeben und allen Gemeindern die gleichen B'scheide eingeschenkt und Brod und Räs im bestimmten Maß und Gewicht ausgetheilt hatte, blieben eine Doppeltanne Wein und zwei Brode übrig. Er meinte, das sei doch zu wenig, um Allen gleich auszutheilen: brachte es darum den Seinigen nach Haus, weil er für die große Mühewaltung doch keinen andern Lohn habe.

Nach Jahren starb der wohlverriente Gewaltshaber: aber seine Seele fand in der Ewigkeit die gewünschte Ruhe nicht wegen der Doppeltanne Wein und den zwei Broden. Sein Geist lauerte lange auf Gelegenheit, seine Erben an die

Wiedererstattung des sich selbst Angeeigneten mahnen zu können. — Da geschah es, daß eines Abends bei angebrochener Nacht ein Mann bei den Mühlen im Bach das Wäasserwasser schöpfte und auf dem Wasserleitenborte mitgehend, hinaus in die Güter führen wollte. Er hatte die Mühlen kaum passirt, als er drunten in der Straße einen Unbekannten bemerkte, der ihm vorauseilte. Wo Straße und Wasserleite sich kreuzen, stand der Fremde still und forderte den langsamer ankommenden Wasserführer auf, er solle warten und ihn anhören. Dieser, etwas erschrocken durch das unbekannte Wesen des Fremden, weigerte sich dessen, weil er dem Wasser folgen müsse, um im nahen Ackerland nicht etwa Schaden zu machen; er hielt nicht an und eilte mit dem Wasser fort. Auch der Fremde ging traurig seine Straße weiter und kehrte, beim Bachhaus vorüber, in's Dorf ein. — Unter dem Dorfe Törbel, in den Hofmatten kreuzen sich Straße und Wasserfuhr wieder und auch der Fremde stand da, der nun drohend zum langsam Ankommenden sprach: „Hier in den Matten macht dein Wasser nicht mehr Schaden; hörst du mich auch hier nicht an, so thue ich dir wie dem Pfarrer Tammatter.“ — Dieser Pfarrer soll's verweigert haben, den Unbekannten anzuhören, unter Vorgabe, als Pfarrer sei er in seiner Pfarrei selbst Meister und lasse sich von Niemanden Aufträge oder Befehle geben. Der Abgewiesene schied tief betrübt; verdeutete ihm aber, er werde ihn bei nächster Gelegenheit außer den Grenzen seiner Pfarrei schon treffen. — Wirklich starb dieser Pfarrer im Pfarrhause zu Bisp, wo er übernachten wollte, um an der „Kreuzmittwoche“ mit seinen Pfarrkindern die Prozession nach Glis mitzumachen. Er legte sich Abends gesund in's Bett und ward am Morgen todt gefunden. — Die Todtenregister von Bisp führen seinen unerwarteten Tod an.

Unser vor Angst zitternde Wasserführer mußte also stehen und in langer Rede hören, der Fremde sei der Geist des verstorbenen Gewaltshabers Müller, der in seinem Leben eine Doppelkanne Wein und zwei Brode sich verborgen angeeignet habe. Um zur Ruhe zu kommen, solle nun sein Sohn, der Erbe, jedem Gemeinder eine Doppelkanne Wein und zwei Brode geben, weil er als Gewaltshaber sich selbst auch so viel zugetheilt habe; es gehöre Jedem eben so viel als er selbst empfangen.

Dieser Auftrag wurde dem Sohne zwar kund gethan, doch von demselben nicht erfüllt, weil er meinte, es sei wohl genug, den sich zugetheilten Werth einfach der Gemeinde zu-

rückzustellen, was er auch in vollem Maße gleich that. — Bald darauf, als eines Abends der Sohn mit seinen Hausleuten ruhig den gewohnten Abendarbeiten oblag, fing es an der Hausthüre heftig zu pochen an. Der Vater erschrad und getraute sich nicht zur Stubenthüre hinaus. Er sandte sein sechsjähriges Töchterlein, um nachzusehen, wer da wäre. Dasselbe kam eilig zurück: „Ach Vater!“ schrie es, „unser Großvater, der gestorben, will in's Haus und mit dir reden!“ — „Geh' schnell“, befahl der Vater, „und sag' ihm, er solle ruhig sein; die Sache werde geordnet werden!“ — Gleich am folgenden Morgen kam das Korn in den Bach zum Müller und bald als Viehl zurück in's Backhaus, um den sonderbaren Auftrag pünktlich zu erfüllen.


Und von der Zeit an pochte der Gewaltshaber Müller auch nicht mehr an der Thüre, obschon das Haus noch steht und in Töbel im obern Dorfe zu sehen ist. —

VII.

Gristergeschichten.

120.

Der Jauchzer-Boke.

 en „Jauchzerbogen“ will man in den Bergen von Naters oft gehört haben. Mitten in finsterner Nacht jauchzt dieser Geist — daher sein Name — nimmt es aber sehr böß auf, wenn ihm das Jauchzen beantwortet wird, wie es unter jungen Leuten in Bergen und auf Alpen Mode ist. Aus einer Alphütte heraus soll es einst ein Mann gewagt haben, dem Jauchzer entgegen zu jauchzen; gleich stellte sich der Geist ein, legte sich neben ihn auf's Nachtlager und drückte ihn todt.

Vom Jauchzerbogen wird ferner erzählt: Ein gewisser „Martin Lagger“ von Naters, der im „Segdorn“ wohnte, wo sein Haus noch steht, liebte die Jagd und verabredete eine solche mit einem „Fiescherthaler“, der sein Gebatermann war. Die Jäger wollten an einem bestimmten Abend in Aletsch in der „Bächalpe“ zusammenkommen und in einer alten Felschütte,

in der noch der „Kessithurn“ steht und jetzt „Laggers Balme“ heißt, übernachten. — Wer die Gamsen und Murmelthiere mit Vortheil jagen will, muß in frühester Morgenstunde auf der Warte sein. — Laut Verabredung kamen sie zusammen und erwarteten noch einen dritten Jäger, der dem Fiescherthaler versprochen hatte, von den Hörnerbergen über den Mletschgletscher herüber zu ihnen zu stoßen. Dieser wollte aber nirgends zum Vorschein kommen.

Als die zwei Jäger nach langem Warten sich in finsterner Nacht eben zur Ruhe begeben wollten, hörten sie ein lautes Jauchzen in der Gegend der „Furce“, jenseits des Mletschgletschers. Der Fiescherthaler meinte, es komme der erwartete dritte Jäger von Hörnel herauf und wollte antworten, ihm kund zu geben, daß sie auf dem Posten wären. Martin Lagger aber sagte: „Mir will das helle Jauchzen nicht gefallen, bleibe ruhig!“ — Und es jauchzte ein zweites Mal; der Fiescherthaler wollte doch antworten, was Lagger wieder nicht zugehen wollte. Als aber das Jauchzen zum dritten Mal ertönte, jauchzte der Fiescherthaler ohne Weiters auch und kaum hatte er vollendet, so jauchzte es, Mark und Bein durchdringend, eben vor dem Eingange ihrer offenen Nachthöhle. — Lagger zog seinen Gebaternann zu sich heran und der Geist sagte zum Jauchzer: „Wenn du nicht den bei dir hättest, den du da hast, so würde ich dich zu Staub und Asche zerblasen.“

Der Geist blieb die ganze Nacht bei den Jägern und offenbarte ihnen, daß er die verdammte Seele eines Vorstehers von Raters sei. Aus zwölf Ursachen sei er verdammt, die jede einzeln zu seiner Verdammung hingereicht hätte. Er zählte alle der Reihe nach auf. Als er elf Ursachen angegeben hatte, fügte er hinzu: „Und wenn das alles nicht wäre, so wäre er doch verdammt worden, weil er gewöhnlich „Rüh-schafe“ (Heimschafe, die mit den Rügen auf die Weide getrieben werden) gehalten und mit solchen die Wüthmenschen in den Gütern oft beschädigt habe“, u. s. w.

Martin Lagger lebte von der Zeit an sehr niedergeschlagen, und sein Gebaternann, der Fiescherthaler, starb noch im gleichen Jahre.

Der Wanderboze.

Im Stockwald bei Birgisch, Pfarrei Naters, wird von einem Bogen (Geist) erzählt, der oft soll gesehen und gehört worden sein. Dieser Geist ruhet nicht und wandert die gleichen Gänge immer herum. Er kommt aus dem Walde herab, nähert sich einer kleinen Brücke, die über ein Gießwasser setzt, und kehrt um und in den Wald zurück. Er zeigt vollkommene Menschengestalt und beginnt sein Rufen immer mit einem lustigen Jodeln, das in weinerlichen Jammertönen endet. — Einige beherzte Männer wollten diesen Geist einst ansprechen, getrauten sich aber nicht zu ihm über die bezeichnete Brücke hinüber. Sie winkten zwar dem Geiste, herüber zu kommen, dieser aber folgte nicht und setzte seinen Gang ruhig fort — So die Sage.

Schreiber dieses hat das Bogenbrüggelste und den Bogenwald auch passirt, aber vom Wanderbogen weder was gesehen noch gehört. — Vermuthlich ist er jetzt des langen Wanderns müde und zieht vor, nun auszuruhen.

Der Luzger-Boze.

Die Hochalpe „Luzgen“ liegt am Melschbort und gehört zur Belalpe. — Von der Gräfin „3'en Tischen“ und ihrem reichen Schatze erzählt die Sage 13, I. Theil. — Auch ein Alpweib will einmal die reichgeschmückte Gräfin gesehen haben. Das Weib fürchtete sich aber sehr und floh entsetzt davon. Bis zum Luzgersee folgte ihr die Gräfin nach, wo sie verschwand.

Noch ein anderer Geist soll Menschen und Vieh oft beunruhigen in der Luzger-Alphütte des Pfarrers von Naters. In der Hütte poltert der Boze unheimlich herum und im Stalle will er eine leere Krippe haben. Sind alle Krippen voll Vieh, so muß gewiß, wenn's Ruhe geben soll, das eine oder das andere Stück heraus.

Ein zwölfjähriger Knabe will einmal den Geist gesehen haben. Er zeigt Menschengestalt, hat einen großbeknopften Rock und einen aufgestülpten Hut. Das Gespenst saß hinter

dem Tische und schien zu schreiben; der Hut war auf dem Stubenofen niedergelegt.

123.


Das Geisterhaus in der Mörjeralpe.

Auf der Nieder- oder Mörjeralpe, welche die Touristen auf der Fahrt zwischen „Eggishorn“ und der „Belalp“ passiren, findet sich bei der Kapelle ein altes dreistöckiges Haus, dessen unterste Wohnung sehr unheimlich ist. Niemand getraut sich darin zu wohnen. Ein Nachbar hörte darin einmal die ganze Nacht hindurch „nisten und gummern“, als wenn viele alte Schriften und Pergamente aufgerollt, gelesen und umhergeschmissen würden. — Ein gewisser Jost aus Mörel und ein Joseph Kummer aus Ried zogen sich in diesem Hause ihren „lahmen Tag“ zu. Der Letztere sah einmal am hellen Tage im offenen Vorhause einen großen Raubvogel herumflattern. Glaubend, es sei ein natürlicher, schickte er sich an, denselben aufzufangen. Aber der Vogel flog über ihn weg und stach ihn zu gleicher Zeit so in's Knie, daß er lahm wurde für sein Leben lang.

Recht übel wurde in diesem Hause auch behandelt der Hr. Kaplan Wooser, damals Rektor in Ried. Dieser erzählte mir selbst, er habe am 17. August 1842 nach der schönen Mörjeralpe einen Ausflug gemacht und sei vom Hrn. Kaplan Benek, weil der Tag zu kurz wurde, eingeladen worden, bei ihm zu übernachten. Dieser machte ihm, weil sonst kein Platz war, ein Bett in der Bozestube zurecht — er selbst bewohnte im gleichen Hause den obersten Stock — und führte ihn, nach Spazierengehen, Nachteffen und sehr geliebtem Troggenspiel, gegen 11 Uhr in der Nacht in dieselbe hinab. Hr. Wooser wußte nichts vom Bozenspucke und war mit der angewiesenen Herberge wohl zufrieden. Um zur Stube zu gelangen passirte man das Vorhaus und die Küche, wo allerhand Hausgerümpel ohne Ordnung herumlag. In der Wohnung selbst fand er leere Wände und Bänke und zwei alte Bettstätte, von denen die eine leer, die andere aber für ihn zurecht gelegt war. Vor dieser lag ein großer Kasten, der als großer Staffel zum hohen Bette benutzt wurde. Nichts Schlimmes ahnend, wollte er müde und schläfrig eben sorgenfrei einschlafen, als er durch ein Geräusch in der Küche aufgeweckt wurde. Er meinte,

man habe die Hausthüre nicht wohl verschlossen und eine verlaufene Alpenziege suche da ein Unterkommen; doch bald hörte er mit kräftigem Rucke die Stubenthüre öffnen, eintreten und regelmäßig in drei verschiedentönigen Schlägen herumklopfen. Noch immer glaubte er was Natürliches zu hören und wollte als Priester weder an Bozen glauben, noch sich vor denselben fürchten. Er schickte sich darum an, wieder einzuschlafen. Da wurde sein Haupt sammt dem Kissen sanft in die Höhe gehoben und es klopfte fort. Noch immer glaubte er, ein Spiel der Phantasie vor sich zu haben und wollte nochmals einschlafen. Und er wurde sammt dem Kissen ein zweites Mal und noch höher gehoben und es klopfte wieder. Es währte aber nicht lange, da wurde er zum dritten Male mit dem Kissen in die Höhe gehoben und diesmal mit solcher Kraft, daß sein Oberleib fast senkrecht sich aufrichtete und mit Krachen in's Bett zurückfiel. — Das war dann doch zu viel. Der so geschreckte Herr richtete sich nun im Bette auf, sah mit weit geöffneten Augen in der finstern Stube nach dem Gespenste um und fing an zu beten. Und es klopfte fort, aber sanfter. Der gute Herr war vollkommen rathlos, was er nun anfangen wolle, entschloß sich jedoch zum Ausharren, weil er sich der Flucht schämte. Darum legte er sich wieder nieder, aber diesmal das Gesicht zur Wand gekehrt. Da hörte er einen gewaltigen Satz auf den Bettkissen und fühlte das Gespenst neben sich im Bette, das ihn zu erdrücken drohte. Es schien ihm, ein feuriges Schwein zersteche mit seinen glühenden Borsten ihm den Rücken bis in's innerste Mark. Dann packte es ihn so heftig am Genick, daß er vor Schmerzen laut aufgeschrien hätte, wenn er zu Athem hätte kommen können. Er glaubte zu sterben und empfahl sich in Gedanken Gott und der Mutter Gottes an. — Und siehe! im Nu ist das Gespenst fort und er wieder frei. Mit einem einzigen Satz sprang er nun, laut aufschreiend, aus dem Bette, haschte die Kleider zusammen, nahm die Schuhe zur Hand und suchte das Freie. — Es mag gegen 12 Uhr gewesen sein. — Die übrige Nacht brachte er in einem warmen Ziegenstalle zu und fand am Morgen auf seinem Genicke fünf blaue Flecken als deutliche Waaale einer groben fünfvingrigen Hand. — Wer die Geschichte nicht glauben will, der frage den so schwer Geprüften selbst; er lebt noch. — Möge er noch lange leben!

Die Hohbachspinnerin.

ie „Spinnerin in Hohbach“ liegt zu Neckingen, Goms, in Aller Mund. — Wenn Kinder unartig thun, so läßt das Kindermädchen gewiß die böse Spinnerin im Dorfe herumziehen und in's Haus kommen, um den schlimmen, schreienden, unfolgsamen Kleinen entweder Eins mit ihrer langen Kunkel zu stecken oder sie gar in ihrer Schürze mit nach ihrer Berghöhle fortzutragen, wo sie selben Mäuseaugen zu essen und Guggermilch zu trinken gibt, so viel sie nur verdauen können. — So weit läßt es aber selbstverständlich kein Kind kommen. — Hat ein Mädchen zu lange das Berg an der Kunkel ohne abzuspinnen, oder macht sonst Jemand seine Geschäfte saumselig, so folgt der Spottname einer „Hohbachspinnerin“ zuverlässig. Trotzdem weiß doch kaum Jemand etwas Näheres von dieser so viel genannten Spinnerin zu erzählen.

Hohbach (Hochbach) ist eine fette Sommeralpe in den südöstlichen Gebirgen zu Neckingen. Wie gewöhnlich die Hochalpen wird auch diese von Spuckgeistern nicht frei geglaubt. — Ein Jäger, der im Spätherbst da allein übernachten wollte, hörte mitten in der Nacht alle Einrichtungen der Sennerei vornehmen, zuletzt noch gar ein störisches Schwein mit dem Fuße schlagen und in den nahen Bach hinabschleppen.

In dieser Alpe ist's, wo die vielgenannte Spinnerin zum Vorschein kommen soll und von der sie den Namen hat. Sie trägt einen kleinen wollenen Hut und eine weiße Spitzenhaube; ihr Busen ist mit Gellert und Vorpleg altmodisch eingesehnürt, an der mit einem messingnenen Ringe die Kunkel voll Berg befestigt ist; mit der linken Hand treibt sie spielend die Spindel. Man will sie bald bei der Alphütte, bald aber auf der einen oder andern Gage der Alpe spinnen gesehen haben. Neben ihr hockt eine kleine schwarze Kaze im Grase, die sehr böse ist und viel Schaden bringt, indem sie dem Vieh auf's Kreuz oder die Gruppe springt und mit ihren Griffen todt haßt oder mit den Zähnen augenblicklich todtbeißt. — Es gibt freilich Fälle, wo das Vieh, wie vom Schlage gerührt, plötzlich verendet, was gewöhnlich bösen Geistern zugeschrieben wird.

Um diese Kaze der Hohbachspinnerin unschädlich zu machen, wurde den Leuten von einem frommen Vater angerathen, auf

den vier Enden der Alpe Holzkreuze zu errichten, die einander in die Gesichtslinie fallen. Auch wurden gesegnete Eisenkreuze neben jenen von Holz in die Erde eingegraben, und von der Zeit an hat die böse Raze kein Vieh mehr todtgebissen.

125.

Der sonderbare Kranke.

Wls der Bischof v. Preux, seligen Andenkens, noch Pfarrer in Siders war, wurde er einmal in der Nacht nach Noës — einem Dörfchen unter Siders zwischen der Fahrstraße und der Eisenbahn — zu einem Schwerkranken gerufen. Der Pfarrer trug Bedenken zu gehen, weil Noës nicht zu seiner Pfarrei, aber zu Gradetsch gehörte; auf die Bemerkung jedoch, es sei nicht mehr Zeit, auf langen Umwegen den zuständigen Pfarrer aufzusuchen, folgte er der Einladung.

Das Dörfchen Noës wird nur zur Zeit der Rebarbeiten von Bauern aus Eifisch bewohnt und war eben menschenleer. Um nicht bestohlen zu werden tragen diese Leute bei der Abreise Alles wieder fort und hinterlassen in den Hütten nur grob gezimmerte Bänke und leere Bettstätten. In ein solch' leeres Stübchen wurde nun unser Pfarrer geführt, wo er einen Kranken auf den Brettern einer Bettstatt antraf. Der Begleiter stellte das Licht in eine Ecke, machte sich davon und kam nicht mehr zum Vorschein. Auf die Ermunterung des Pfarrers begann der Kranke gleich die gröbsten Fehler seines Lebens zu offenbaren, verstieß aber hartnäckig jeden Trost und jede Hoffnung auf Verzeihung. Lästend und fluchend gab er seinen Geist auf, worauf ein entsetzliches Heulen und Krachen das Gemach erfüllte — alle Wände schienen zu bersten und selbst der Stubenofen ging aus den Fugen.

Der erschrockene Pfarrer, dem inzwischen das Licht ausbrannte, mußte im Finstern einen Ausweg suchen und allein nach Hause zurückkehren, wo er bei grauendem Tage wieder anlangte. Gleich sandte er zwei Männer ab, um den Todten aufzusuchen. Diese fanden aber im ganzen Dorfe weder lebende Menschen, noch irgend welche Spur von einer Leiche. Auch wollte in der ganzen Umgegend Niemand von einer gestorbenen oder vermißten Person was wissen.

Hat da der Teufel Alles mit Leib und Seele davon getragen, oder war das Ganze nur ein Geisterspud?

126.

Der Hohlichtboze in Bermatt.

(Familien-Statistik von Bermatt Seite 28.)

Anton Biner von Bermatt soll den „Hohlichtbozen“ auch gehört haben. Als er noch als Knabe an einem Sonntage in der Alpe „Mamad“ die Kühe auf die Weide trieb, hörte er in dem gegenüberliegenden Berge Hohlicht die Stimme des Geistes. Sich vor ihm fürchtend, eilte Anton in die Hütte zurück, verriegelte sich die Thüre, und schon war der Geist, wie es schien, nahe an der Hütte, wo er unter entsetzlichem Jammern und Heulen die Worte aussieß: „Weh! weh! weh! in Ewigkeit weh!“

Daß an der Geschichte von dem Hohlichtspudgeiste nicht etwas Wahres sei, läßt sich kaum bezweifeln; denn viele Personen haben ihn gehört; Einige sogar ihn gesehen in der Gestalt eines großen, grauen Widders. Etwelche Male soll er sogar bis in das Dörflein „Zmut“ heruntergekommen sein, wo er auf dem Salz-Niesche zu sehen schien. Seine Stimme war verschieden. Bald jammerte und heulte er wie ein Mensch, der von schwerem Unglück getroffen ist; bald blökte er wie ein Schaf; bald war's ein wildes, Mark und Bein durchdringendes Geschrei, gleich als wenn erboste Schweine mit einander im Kampfe wären.

Als Ursache zur Entstehung dieses Geistes wird Folgendes angegeben: Ein Mann sei auf den unseligen Gedanken gekommen, ungerechter Weise Schafwolle sich anzueignen. In dieser Absicht habe er im Berge, Hohlicht, ein Loch ausgemauert, das die Schafe zum „hizen“ benutzten. Einmal in das Loch hineingesprungen, konnten sie sich nicht mehr herauswinden. So habe dieser Unglückliche viele Schafe zu Grunde gerichtet, um sich mit ihrer Wolle zu bereichern. — Seit manchen Jahren hat man von diesem Geiste nichts mehr verspürt.

Die drei Geister am Riedberg, Bermatt.

(Familien-Statistik von Bermatt, Seite 73.)

Der Berg „Ried“ soll vormalz der Aufenthaltsort mehrerer Geister gewesen sein, welche die dasigen Bewohner und überhaupt die Leute von Bermatt vielfach beunruhigten und zum Untergange des ganzen Thales sich verschworen hatten. Ihrer Quälereien müde und zudem großes Unglück befürchtend, ließ man aus der Abtei von St. Moriz (Unterwallis) einige fromme Ordensmänner, worunter den Abt selbst kommen, um diese Geister zu bannen. Die Mönche begaben sich nach der unbemlichen Gegend und beschworen die Geister, sich zu zeigen. Es erschienen drei, von denen Einer stumm war und in seinem Leben nie ein Wort gesprochen; dieser war der Wüthendste. Ueber ihr Vorhaben befragt, sagte einer der Geister zum Beschwörer: „Ich bin dir keine Antwort schuldig, weil du selbst ein Dieb bist.“ — Der Pater hatte nämlich beim Hinaufgehen ein wenig Gras aus einer Wiese in seinen Schuh, der ihn drückte, geschoben. — Nachdem er sein Gewissen wieder gereinigt hatte, stellte er den Geist nochmals zur Rede, und dieser offenbarte ihm dann: „Es sei ihr Vorhaben, durch eine große Rusine die Vispe so anzuschwellen, daß Bermatt hoch über den Kirchthurm hinaus unter Wasser liege; dann den Damm plötzlich zu durchbrechen und so auch das äußere Thal zu Grunde zu richten.“

Hierauf benahm der Beschwörer den Geistern die Macht zu schaden und verbannte sie nach verschiedenen Orten. Den Einen in die äußern Berge; den Andern zum Taugwald, zu unterst am Riedberge; den Dritten in die Weiden, wo derselbe seither noch hin und wieder von den Viehhirten oder den Vorübergehenden verspürt wurde. — Ueber diesen Geister-Prozeß sollen authentische Urkunden verfaßt worden sein. *)

*) Fast die gleiche Geschichte wird auch erzählt vom „Pflanzen- oder Breiterbach“ bei der „Neuen Brücke“ in Stalben, wo die Geister in Gestalt schwarzer Raben auf dem Wiegenisch zu Thal hinabfahren und verständlich schrien: „Wir werden so viel Sand und Schutt zu Thal führen, bis das Wasser zur St. Michaelskapelle einfließt.“ Man nahm auch Zuflucht zu Beschwörungen und stiftete eine ewige Messe, die noch in der Kapelle daselbst gelesen wird.


Der Geist des Eidschwörers.

Don Mißverständnißen, Zänkereien und Rechtsstreitigkeiten über die Grenz-Marken des Gemeindebodens und der Alpen wird viel erzählt. Auch die Archive liefern zahlreiche Belegstücke derart Prozeßsen zwischen den Gemeinden. Es sieht schon schlimm aus, wenn Privaten gegen einander vor dem Richter stehen; noch viel trauriger ist's, wenn das Gemeinden thun, weil da nicht nur Einzelne, wohl aber Volk gegen Volk gegenseitigen Groll im Herzen tragen.

Einmal war Prozeß zwischen zwei Gemeinden N. N. über die Markgrenze in einer fetten Alpweide. Beide Partheien behaupteten sich Eigenthümer eines streitigen Bezirkes, und die Richter schienen in Verlegenheit das Recht zu ermitteln. Darum trugen diese einem alten Vorsteher, der die Sache wissen mußte, auf, der Wahrheit und dem Rechte eidlich Zeugniß zu geben. Der alte Vorsteher, so wird erzählt, war aber seines Handels nicht vollkommen überzeugt und sicher; getraute sich darum nicht das Recht seiner Gemeinde durch einen Eidschwur zu bekräftigen. Er wußte sich aber schlau zu helfen. Aus seinem Garten nahm er Erde in die Schuhe und steckte einen Suppenlöffel (Schöpfer) verborgen in seinen Hut. So ausgerüstet stellte er sich im Angesichte der Richter auf den streitigen Boden und schwur: „So wahr ich den Schöpfer über meinem Haupte habe, stehe ich hier auf meiner Erde.“

Die Richter nahmen den Schwur an und urtheilten zu Gunsten seiner Gemeinde. Aber nach dem Tode des schlauen Eidschwörers schien derselbe in der Ewigkeit eben nicht auf Rosen sich gebettet zu haben. Ein Gespenst voll Feuer durchirrte fortan diese so gewonnene Alpweide, und noch vor wenigen Jahren soll dasselbe, besonders an den Seelentagen und zur Quatemberzeit, in seiner Feuergestalt hin und wieder gesehen worden sein.

Der Geist des unvorsichtigen Tänzers.

 In „Lerchji“ an Jungen, in St. Niklaus, so wird erzählt, lebte einst ein junger Bursche allein in seinem Wohnhause. Er liebte das Tanzen sehr und fand dazu am abgelegenen Berge Jungen, wo Anfang Winters viel junges Volk zum Viehfüttern sich aufhält, stets die beste Gelegenheit. Bei einem Winterabendsitze tanzte er mit solchem Eifer, und socher Anstrengung, daß der Schweiß in Bächen über ihn herabrann und er vor Hitze kaum mehr Athem schöpfen konnte. Um sich schnell Erleichterung zu verschaffen und recht bald am geliebten Tanze wieder theilnehmen zu können, ging er in's Freie hinaus und legte sich schweißtriefend auf den kalten Schnee. — Das konnte aber sein Körper nicht ertragen; er fiel krank und starb.

Diesen zufrühen, selbstverschuldeten Tod scheint aber der Arme noch im Jenseits abbüßen zu müssen; denn in seinem Hause wurde und blieb es bis auf den heutigen Tag unheimlich. Ein unsichtbarer Geist haust da um den Stubenofen herum und duldet auf demselben nichts. Alles muß da fort; selbst die Hausbewohner, die sich etwa darauf wagen, werden herabgeworfen, ohne zu merken, wie das geschehe. Uebrigens ist der Geist sehr verträglich und die Hausleute sind an ihn so gewöhnt, wie an einen alten Hausgenossen. Wenn sie Abends beim Stubenofen ihre Kleider ausziehen und in's Bett gehen, so kommt der Boze zur Stubenthüre herein und nimmt auf der Ofenbank Platz; und wenn sie am Morgen aufstehen und zum Ofen kommen, so ist er wieder fort. Nur das Nachsehen hat der Geist nicht gerne und rächt sich am Neugierigen. Einmal wollte nämlich der Hausvater dem abziehenden Bozen nachfolgen und sehen wohin er gehe. Dieser ging in's Kellerloch hinab. Da fand jener eine ungeformte schwarze Gestalt und wurde dafür für etliche Tage krank. — Seltsam, daß dieser Spudgeist noch jetzt leben soll und nicht, wie so viele Andern, auch längstens gestorben. —

Der Neckboze.

Es wird erzählt, in einem alten Hause am „großen Berge“, Pfarrei St. Niklaus, sei es lange Jahre sehr unheimlich und „schwifer“ gewesen. Ein unsichtbarer Geist beunruhigte und neckte die Bewohner auf verschiedene Art. War das Haus verschlossen und Niemand darin, so sahen die Nachbarn bald das eine oder das andere Fenster, bald aber alle zusammen offen und bald wieder alle fest geschlossen. Den Schlafenden zog der Boze hin und wieder neckisch die Bettdecken fort und versteckte ihnen die Kleider so, daß sie selbe am Morgen lange zusammensuchen mußten. Ein Mann verzweifelte einmal fast, seine am Abend ausgezogenen Hosen wieder zu finden. Nach langem Suchen fand er sie endlich im allerhintersten Winkel des Hühnerstalles unter dem Ofen. Wollte Jemand zum Fenster hinausschauen, so klemmte ihn der Schalk nicht selten mit dem Fensterläufer ein, oder warf ihm allerhand Geräthschaften tüdlich auf den Rücken, daß selbe weit auf die Stubendiele zurückprallten. Schaden machte der Geist freilich keinen; aber das Haus war doch so unfreundlich, daß die Eigenthümer dasselbe gerne veralten und verfallen ließen. Jetzt ist es abgerissen und der Spuckgeist neckt Niemanden mehr.

Die Plaggeister.

Er glaubt, alles Geisterhafte gehöre der lieben alten Zeit an und die Bozen seien bereits alle gestorben, der irrt. Er gehe z. B. nach Chalais, wo er ein Haus treffen wird, das noch im letzten Winter viel von lästigen Plaggeistern zu leiden hatte.


Zuerst polterte da ein Geist im benachbarten Stalle herum und belästigte darin das Vieh. Dann bezog derselbe eine Kammer, darauf die Wohnstube und endlich das ganze Haus; deutlich hörte man denselben darin herumgehen und allerhand Neckereien vornehmen. — Einmal zeigte sich der Poltergeist in einer Stubenecke einem im Bette Wachenden als ein großer ungeheuerlicher Mann, der mit den garstigen Augen ihn an-

blickte, während ein kleiner ungeformter Zwerg an seinem Bette herumhüpfte. Ein andermal schlief ein junger Bursche (Student) mit einem Knaben in einem Bette. Da merkte er, daß ihm die Bettdecken abgehoben wurden. Erwachend setzte er sich schnell im Bette auf und sah zu den Füßen zwei wüste Zwerge mit gelben Gesichtern auf dem Bette hocken. Der eine blickte ihn spöttisch an, der andere aber war eben daran, auch dem Knaben die Bettdecken bis auf die Knie herabzuziehen. Erzürnt, ohne die Sache näher zu bedenken, gab der Bursche dem spöttischen Zuschauer eine tüchtige Ohrfeige, worauf die Erscheinung verschwand und für einige Wochen Ruhe eintrat. — Der muthige Ohrfeigengeber behauptet, er habe getroffen, doch zuverlässig sicher nicht sich selbst oder den mitschlafenden Knaben.

Die geplagten Hausbewohner nahmen ihre Zuflucht zu Gebeten und Beschwörungen; worauf die Geister das Haus räumten, aber nicht dessen Umgebungen. — Ob sie aber wieder einzziehen werden, wird die Erfahrung lehren.

132.

Die rothen Strümpfe.

 Im Osten der Stadt Sitten erheben sich zwei Hügel gegen Himmel, Turbillon und Valeria. Zwischen diesen Hügeln lag die uralte Stadt mit festen Mauern umgeben, die auf der Morgenseite zum Theil noch stehen. Wo die neue Stadt heute gegen Morgen ungefähr endet, da endete die alte gegen Abend — das alte Stadthor war bis auf die jüngste Zeit zu sehen und die Häuser unter demselben bis zur Sitte bildeten die ehemalige Vorstadt.

Auf Turbillon, durch künstlich abschneidbare Zugänge mit dem Schloß Majoria verbunden, wohnten die Bischöfe von Wallis; auf Valeria das Domkapitel und das Stadt- und Landvolk hatte eine Kirche bei St. Peter an der Südseite des jetzigen Theater-Gebäudes. Diese Kirche wurde vollends eingerissen, als die neue schöne Kollegiumskirche gebaut wurde.

Eine unglückliche, vielverheerende Feuerzbrunst zerstörte am 24. Mai 1788 die Schlösser Majoria und Turbillon. Das Feuer brach in der obern Stadt aus,*) ergriff das nahe-

*) Es geht die Sage, eine Hausmutter habe in der Kirchgasse Butter gesotten. Als derselbe zu wachen begann, singen die Kinder in der Stube


stehende Schloß Majoria und entzündete, sonderbarer Weise, auch das ziemlich entfernte, hochliegende Schloß Turbillon. Die Sage erzählt, das Feuer sei brennend durch das dürre Gras des Hügels hinaufgezogen und, wo Felsenvorsprünge und Mauern die Fahrt abschlossen, seien die Flammen hinaufgesprungen wie vom Boden aufstiegender Vögel. — In Turbillon wurden die Archive des Bischofes und des Landes eingäschert — ein für die Geschichte des Walliserlandes unersehbarer Schaden!

Die Ruinen des Schlosses Tourbillon stehen noch und werden noch lange vom einstigen Bischofsitze Zeugniß geben, wenn nicht an der Geschichte frevelhafte Hand selbe absichtlich vollends zerstört. — Auf der Morgenseite dieser Ruinen breitet sich eine kleine Ebene aus, für Spaziergänge gut geeignet. Die Rundschau in's Thal herab und in's Land herum ist da schön. — Die Sage läßt nun auf dieser Ebene in dunkler Nacht, auch selbst beim silbernen Mondlichte, zwei finstere Gestalten ernstlich, — emsig, — unermüdet auf und ab spazieren. Natürlich trägt eine derselben — rothe Strümpfe.

In unsern Tagen sind die rothen Strümpfe nicht mehr auszeichnend und noch weniger eine Seltenheit; man findet sie nicht nur in Schlössern, auch in Theater, in Casinos, in Soirees, u. s. f. — Kurz, Rappen und rothe Strümpfe erscheinen nun auf allen Gassen und Straßen zur Genüge und sollen dennoch ziemlich gesuchte Artikel bleiben.

133.

Das dreibeinige Roß in Sitten.

 or vielen und vielen Jahren wurde um die Mitternachtstunde, so erzählt die Sage, die Ruhe der Bewohner der Stadt Sitten sehr oft gestört. Ein dreibeiniges Roß, und noch obendrein nur mit einem großen Auge mitten auf der Stirne, zog unter klingendem Geschäll und klappernden Hufschlägen die Straßen und Gassen der Stadt auf und ab und hin und her. Am ärgsten trieb es den Spuck auf der großen Brücke. Diese war bekanntlich beim Rathhaus für die Kreuz-Gasse vom Schloß-

großen Lärm an. Gleich eilte sie hin; verweilte aber zu lange bei den schreienden Kleinen, daß sie zurückkehrend den Butter in Flammen und die Küche voll Feuer antraf.

plage herunter ziemlich breit angelegt, um das rechte und linke Ufer der Sittie miteinander zu verbinden. In der übrigen Stadt führten nur schmale Holzbrücken über den Fluß; darum hieß, wie noch jetzt, die Brücke beim Rathhaus die große. — Damals fragte wohl Niemand, auf der Mitte derselben stehend, wo nun auch in Sitten „die große Brücke,“ sei.

Als nun eines Abends das dreibeinige Roß es wieder ärger machte als gewöhnlich, sagte ein Waghals, des Lärmens überdrüssig, den Entschluß, hinaus zu gehen und zu versuchen, ob das lästige Roß zum Reiten auch taue. Aller Abmahnungen ungeachtet wagte er sich heraus und zu ihm heran. Der Verwegene ward willig aufgenommen und munter Straße auf- und abgetragen. Das war ein herrliches Fahren! — Aber das unheimliche Roß wurde immer größer und stieg mit dem Reiter sichtlich in die Höhe. Als es groß und hoch genug war, lenkte es unerwartet schnell in die Kirchgasse ein und drückte denselben so unsanft an den obern Bogen, daß er am Morgen zerquetscht und wie eine Bettdecke auf dem Boden ausgespreitet gefunden wurde. Seither stören die dreibeinigen Pferde in der Stadt Sitten die nächtliche Ruhe nicht mehr.

Hr. R. Ritz erzählt über den gleichen Spud: — In der wohlöbl. Stadt Sitten hausten lange Zeit drei Ungeheuer; das dreibeinige Roß, die grünäugige Rathhausfau und der rothe Stier.

Wo die „Rathhausfau“ sich aufhielt, sagt schon der Name. Auch ließ sie ihr Brüllen nächtlich ertönen in einem der beiden Gäßchen, die neben dem Hause de Platea treppenartig in die untere Stadt führen. In dem andern dieser Gäßchen lagerte der „rothe Stier.“

Das dreibeinige Roß, mit einem glühenden Auge mitten in der Stirne, hatte sein Stammquartier im Stadtviertel Mala curia. Es taumelte sich oft in einem Baumgarten hinter der Saviese-Gasse und, wo es sich wallete, sproß kein Gras mehr. Mit seinen drei Beinen trabte es gar sonderbar das Bett der Sittie hinunter und lenkte beim Rathhaus durch einen kleinen Abzugskanal in die Schloßgasse ein. Wehe dem, den dann die Neugierde an's Fenster trieb! Als bald schwoll das gespenstige Roß zu einer solchen Höhe an, daß es dem Auflauerer, auch im dritten und vierten Stocke, zum Fenster hinein entgegenglozen konnte, worauf der Neugierige in „Winna“ kam, am Gesicht aufschwoh und am Munde Auschlag erhielt.

Viel schlimmer ging's einem Bäuerlein, das an einem Markttage ein Tröpflein über den Durst getrunken hatte. Es setzte sich abends gemüthlich auf das dreibeinige Roß meinend, das wäre sein Maulthier, und ließ sich sorglos davontragen. Unter einem Bogen wurde es aber vom aufschwellenden Roße zusammengedrückt zur Dicke eines Bagens. — So hat das Gespenster-Roß wohl Manchen jämmerlich gesoppt. Einer aber konnte sich noch schnell durch das hl. Kreuzzeichen retten.

Als man nach der großen Feuersbrunst 1788 den Schutt aufgrub, wegräumte und anfang wieder zu bauen, entdeckte man in der Saviese-Gasse unter einem Hause eine unterirdische Gruft und darin drei Ritter am Kartenspiel. Wie man sie berührte, zerfielen sie alsbald in Staub und Asche. — Und seither hat man das dreibeinige Roß auch nicht mehr gesehen. *)

134.

Das dreibeinige Roß in Enggersch.

(Von Ed. Reichtri, Student.)

Aus der Neuenalpe, früher Ruhalpe jetzt aber eine Schastweide, soll ein dreibeiniges Roß nach „Enggersch“, Bezirk Leuf, gekommen sein und da viel Unheil angerichtet haben. Alte Männer erzählen noch mit Schauder die traurigen Vorfälle, die ihre Großeltern von diesem Ungethüme zu erdulden hatten. Man mußte in Enggersch selbst einen Mann bestellen, der Abends 7 Uhr ein Glockenzeichen zur Warnung zu geben hatte; denn von halb 8 Uhr bis Betenläuten am Morgen wurde im Dorfe alles, was nicht daheim war, von der schnell umhergallopirenden Bestie todt niedergetreten. — Ein gewisser Pater Ebb hatte das böse Roß gebannt und fortan unsichtbar gemacht.

Es vermutheten aber die Leute, das dreibeinige Roß hätte nach der Bannung die Gestalt einer Bruthenne angenommen; denn von der Zeit an wurde auf dem Brunnentroge im Dorfe oft ein „gereiztes Gluggi“ gesehen, das auch viel Schaden machte und einmal sogar einen Mann zu „Räd“ zerstampft und dann mit großem Appetit aufgepikt hat. — Einer zweiten Beschwörung soll der Spuck vom dreibeinigen Roße ganz gemichen sein.

*) Wenn aus je drei Spielern ein dreibeiniges Roß wird, wie viel solcher Ungethüme werden dann einst in den Casino's von Sitten spucken?

Die kopflose Reiterei.

Die Fußstraße, welche von Pélrier aus nach St. Germain in Saviese hinanfführt, ward immer etwas unheimlich geglaubt. Eine große Reiterei, mit kopflosen Pferden und Reitern, ebenfalls ohne Kopf, wollte man da nicht selten unter hellem Geflapper der Hufeisen auf- und abfahren gesehen und gehört haben. Aengstlich wichen die Leute von der Straße ab und sprangen mit Schrecken durch begraste Wiesen und angebaute Felder nach allen Richtungen davon, zum Schaden der Grundeigenthümer.

Dem wollte ein wackerer Feldhüter, der für sein Amt lebte, wenn möglich abhelfen. Als er eines Abends die spuckhafte Reiterei auch dahertraben hörte, sperrte er voll Eifer mit seinem kasterlangen, mit Eisen wohl beschlagenen Amtsstabe die Straße ab. Die anrennenden kopflosen Pferde bäumten sich vor der vorgeschobenen Sperre hoch auf und kehrten unwillig um. Einer der Reiter aber sprach zum Feldhüter: „Wenn du nicht der Amtsmann wärest, so würden wir dich hacken wie Kraut und zu Brühe zerstampfen.“

Von der Zeit an ließen die Reiter nichts mehr von sich hören. Und wer das zuletzt erzählt hat, der trinkt noch jetzt statt Wasser lieber Wein.

Das schwarze Hündchen.

Zwischen Vernamiège und Mase soll's in einem Graben, begrenzt von den zwei Kreuzeggen Charchilly und Terreyssy, noch in heutigen Tagen spucken und unheimlich sein, von der Borgne an bis auf den Grat. Man hört's da oft jammern, schreien und heulen. Bisweilen sah man da einen rothen Ochsen herumtraben; bald war es aber ein garstiges Schwein, oder ein gefleckter Hund.


Am gewöhnlichsten jedoch zeigt sich der Geist als ein kleines schwarzes Hündchen, das die Heimkehrenden durch den Spuckgraben begleitet, sie neckt und, besonders an den Marktagen abends, von ihren Maulthierern abwirft und den Graben hinabschmeißt, ohne jedoch die Gefoppten bedeutend zu

beschädigen. Die ohnehin späte Heimkehr wird freilich so noch später und oft gar früh. — Einmal begleitete das Hündchen noch bei Tag eine ledige Tochter, die auf einem Esel saß. Lange folgte es ihr. Unversehens sprang es aber auf einen Stein ob der Straße und machte Wiene, ihr auf den Schoß hinauf zu hüpfen. Aber solchen Scherz wollte die Bescheidene nicht dulden und gab dem Zudringlichen mit der Ruthe einen Hieb, worauf derselbe heulend verschwand.

Ein beherzter Bursche soll einst das Hündchen gefragt haben, wer es sei und was es treibe. „Einst hieß ich Jean Bertho“, antwortete dasselbe, „aber jetzt bin ich's nicht mehr.“


137.

Die feurigen Reiter.

 er Berg „Prabé“ in Saviese, von Sitten aus im Auge, wird von vielem unheimlichem Spucke voll geglaubt. Unter Anderm, wovon Einiges in diesen Sagen erzählt wird, heißt es, man sehe oft in stockfinsterer Nacht von der höchsten Bergesspitze herab einen mächtigen Feuerklumpen herunter rollen. Schnellen Flugs durchstreift er den Wald und langt in die obersten Kornfelder des Savieseberges, wo er still steht; sich aber bald in kleine Feuerhäuflein auflöst, welche die deutliche Gestalt von Pferden und Reitern annehmen. In Reihe und Glied aufgestellt gallopirt diese feurige Reiterei in bester Ordnung wieder den Berg hinauf und verliert sich erst auf der obersten Spitze, von der das Feuer zuerst hervorgebrochen.

138.

Das Kreuzlein beim Tanzvolk.

 n der Boralpe „Rouaz“ im Sanetschthale, so wird erzählt, ward einst ein lustiger Nachttanz verabredet. Zur bestimmten Zeit sollten darum die Tänzer und Tänzerinnen aus der Umgegend dort zusammen kommen. Auch aus der Boralpe „Glarey“, am Fuße des Sanetsch, wollten junge Leute an der Belustigung theilnehmen und zogen miteinander in Gesellschaft dahin.

Als diese den Wald durchschritten, welcher die beiden Voralpen theilt, fingen sie zu singen und zu jauchzen an. Hoch aus dem Walde ward ihnen in gleichem Tone geantwortet. Sie verwunderten sich darüber nicht wenig, weil sie in dieser unbewohnten Gegend zur Nachtzeit keine Menschen vermuthen konnten. Dennoch glaubten sie sicher, es sei anderes Tanzvolk, das auch zum Tanze komme; darum setzten sie ihr Jauchzen und Singen munter fort. Und eben so munter wurde ihnen stets geantwortet in einem Tone, der sich ihnen schnellen Schrittes zu nähern schien. Aber wie sehr erschrocken sie, als sie eine Masse Volkes in langen Reihen heraneilen sahen. Ihr Mund hatte das lustige Jauchzen auf einmal vergessen, kein Laut war mehr zu hören. — Einer aus den Ankommenden trat an die Erschrockenen heran und sprach voll zürnenden Ernstes: „Wenn nicht Einer unter Euch ein „Kreuzlein“ mit sich in der Tasche trüge, so würdet ihr alle an den Haaren zur Morse herabgezogen, da zu Sand zerrieben und zum Thal hinausgespült werden.“

Entsetzt kehrte das Tänzervolk gleich um und unter Gebet nach Hause zurück.

139.

Das rothe Schwein.

Als eines Abends ein junger Bursche, so wird in Saviese erzählt, aus dem Dorfe Dröna, wo er in einer Abendgesellschaft gewesen, nach Rhumaz allein zurückkehren wollte, wurde er auf der Straße von einem „rothen Schweine“, das sehr wild that, verfolgt. Er mochte langsamer gehen oder schneller laufen, in kleiner Entfernung grunzte das unheimliche Schwein immer hinter ihm. Bei seinem Wohnhause angekommen hatte es ihn eingeholt; folgte ihm selbst ins Haus hinein und packte ihn vor der Stubenthüre am Rockf. Laut schrie der Verfolgte auf; aber auch der Geist sprach: „Hättest du dein Gewissen nicht von Sünden gereinigt, so würde ich dich mit Haut und Haar an dieser Stelle auffressen.“

Der Walddanz.

S In den fruchtbaren Wiesen und Aedern des Savieser-
 berges breitet sich ein großer Wald aus am Berge
 Prabé. In diesen Wald mündet die großartige und
 überaus gefährliche Wasserleite, die das Wasser der
 Morge aus dem langen Sanetschthale durch schneidende Fel-
 sen herausführt zum Bewässern der weit ausgedehnten Berg-
 wiesen. Wieviel diese Wasserfuhr gekostet haben mag und wie
 viel Muth die guten Alten hatten, sich an solche Arbeit zu
 wagen, kann nur beurtheilt werden, wenn man dieselbe näher
 in's Auge faßt. Schon viele Menschenleben hat die Erstellung
 und Erhaltung dieses kühnen Werkes gekostet und man be-
 greift, daß die gläubigen Savieser die so gefährliche Wasser-
 leitung, „torrent neuf“ genannt, dem Segen des Himmels
 und dem Schutze der hl. Margaretha anempfohlen, der sie
 am Rande derselben eine schöne Wießkapelle erstellten und ihren
 Festtag (20. Juli) mit Einstellung aller Wasserarbeiten feiern.

Nähe der Kapelle der hl. Margaretha befindet sich eine
 schöne waldlose Ebene, „Plan dy danses“ genannt, auf der
 die jungen Leute, so wird erzählt, gerne ihre verborgenen
 Tänze hielten. Eines Abends versammelten sich dort wieder
 Viele und der Tanz begann lustiger als gewöhnlich; munter
 pfiß des Spielmann's Flöte, die Geigen zischten summend
 und die fröhlichen Tänzer, sich hurtig im Kreise drehend, be-
 gannen zu jodeln, zu trallen und hell aufzujuchzen. — Und
 siehe! es kamen neue ungekannte Tänzer, nie gesehene Tänze-
 rinnen an und schlossen sich tanzend ihren tanzenden Reihen
 an. Und es kamen wieder andere und wieder andere, und zu-
 letzt so viele, daß der große Tanzboden überfüllt und unsere
 ersten Tänzer einander kaum mehr erkannten und ein sicht-
 bares Zeichen verabredeten, um einander nicht ganz unter der
 Menge zu verlieren.

Das dauerte aber nicht gar lange; unserm Tänzervolt
 ward bange und es begann auszureißen. Sie flohen den
 Berg hinab und suchten eine alte Scheuer auf, in welche sie
 sich eilig einzuschließen bemühten, weil eine Schaar der Un-
 gekannten ihnen auf der Ferse folgte. Voll Angst schrien sie
 um Hülfe, denn die Fremden drohten Thüren und Wände
 einzuschlagen. Einer der Tänzer wußte das Evangelium des
 hl. Johannes und begann dasselbe mit lauter Stimme vor-

zubeten; Alle stimmten fromm mit. Da wurde es stiller von Außen. Eine Stimme rief ihnen noch zum Schlüsselloch hinein: „Wenn ihr nicht dieses Gebet gebetet hättet, so würden wir euch zerhacken wie Gartengemüse.“ Die Angreifer verschwanden in feurigen Flammen in den Wald zurück.


Nur ein Geiger fehlte aus ihrer Gesellschaft. Der Arme war zu sehr von den Musiktönen seines Spieles hingerissen, daß er die Flucht der Seinen nicht wahrnahm und sich ihnen nicht mehr anschließen konnte. Am folgenden Morgen kam er zerlumpt und zerrissen, nur seine Geige blieb unbeschädigt, aus dem Wald heraus; die fremden Tänzer jagten ihn die ganze Nacht so durch Stauden, Disteln und Dornen, daß kein ganzer Faden an seinem Leibe blieb.

VIII.

Satansgeschichten.

141.

Die Spinnerin.

ine alte ledige Weibsperson, so wird aus dem Sommerthale erzählt, wohnte allein in ihrem Hause mitten in einem Dorfe. Sie war sehr fromm, betete viel und hielt mit allen Leuten ungestörten Frieden. Lange Jahre war Spinnen ihre Hauptbeschäftigung, weil zu andern Arbeiten ihr die Kräfte oder die Geschicklichkeit fehlten.

Als sie nach Jahren gestorben und ihr Haus unbewohnt blieb, kam die alte Spinnerin darin dennoch zum Vorschein; man sah sie oft auf einer Laube am altgewohnten Platze eifrig fortspinnen.

Die Erscheinung konnte nicht in Zweifel gezogen werden und erregte großes Aufsehen. Als der Pfarrer von der Geschichte auch hörte, befahl er, man solle ihn gleich rufen, wenn die Spinnerin noch mehr sollte gesehen werden. Und es wahrte nicht lange und der Geist spann wieder eifrig auf der Vorlaube. Als aber der Pfarrer kam, machte sich die Spinnerin gleich auf und in's Haus zurück; er konnte sie nur noch am Rücken erblicken. Gleich befahl der Pfarrer das Haus zu öffnen und ging mit einigen Herzhaften hinein, um die Sache

näher zu untersuchen. Das ganze Haus war leer gefunden. Nach langem Suchen fand aber Pfarrer die Spinnerin in der Bohnstube unter einem alten Bette zu hinterst an der Wand zusammengekauert. Auf sein Geheiß kroch dieselbe sehr kleinlaut hervor und erklärte vor allen Anwesenden, sie wäre der Satan, der diesen Spuck getrieben, um die Leute zu verleiten, über die fromme Spinnerin allerhand böse Urtheile zu fällen.

142.


Der Alpenspuck.

Bzwischen den zwei löbl. Gemeinden Münster und Neckingen in Goms herrschte lange verderblicher Zwist über die Marken, die ihre Bezirke von einander theilen sollten. Zweihundert Jahre lang befehdete man sich in Prozessen, die viel Geld kosteten und zum Frieden nichts eintrugen. Endlich (1668) verständigte man sich gütlich; man trank den Wein des Friedens auf den streitigen Plätzen und auf beiden Bergabhängen wurden die Grenzen festgesetzt und die Marksteine aufgestellt, wie sie noch jetzt Geltung finden.

Später wurde es in einer Grenzalpe „auf Alprien“, in Neckingen, am nördlichen Bergabhange, sehr unheimlich und es begann darin ordentlich zu spucken. Wenn auf gewissen Plätzen das Vieh lägen (ruhen) wollte, wurde es hin und wieder aufgeschreckt und davon gejagt. Die Alpleute wurden durch Spuck beunruhigt und mitten in der Nacht aus ihren Hütten ausgetrieben. Die den Muth hatten, etwa auszuharren, wollten einen zweiten Versuch nicht mehr machen und fortan lieber ferne bleiben. Die Alpe ward so verschrien, Niemand wollte sie mehr gerne benutzen und die Gemeinde hatte Schaden.

Dem wollte man abhelfen. Man nahm zu frommen Priestern Zuflucht, welche herausbrachten, der Satan habe diesen unheimlichen Spuck veranstaltet, um die Leute zu veranlassen, über die langen Grenzzwistigkeiten und deren Partien, über die Führer und Vorsteher in diesem Verkehre allerhand Böses und Ungerechtes zu urtheilen. — Diese Entdeckung brach den Spuckereien die Spitze; sie beunruhigten fortan die Leute weniger und hörten endlich ganz auf.

Der weiße Geist.

n den „Eisten“, bei Stalden, führt auf der östlichen Thalseite eine mühsam und kühn angelegte Wasserleite das Bispnenwasser wohl über anderthalbstund weit zur Bewässerung der Wiesen nach „Staldenried“. Diese Wasserfuhr durchschneidet nicht nur steile Bergabhänge, auch mittelst angebrachter Ränel, unsichere Bergruffinen und hohe Felswände.

An einer solch gefährlichen Stelle fiel einmal ein junger Mensch in den Abgrund. Unter herzlichem Mitleiden und allgemeiner Trauer wurde der Verunglückte todt aufgehoben und zu Grabe getragen. Doch diese Stimmung begann bald in Freude und Verwunderung umzuschlagen; denn sieh! an der Stelle, wo der Unglückliche todtgefallen, sah man bald und sehr oft einen „weißen Geist“, in Gestalt eines jungen Gisleins (Zickelchens), munter herabfallen, wieder aufstehen und in lustigen Sprüngen davonhüpfen. Von der sonderbaren Erscheinung erzählte man bald weit umher.

Eines Tages zog ein frommer Ordensmann durchs Eisterthal, welchem von dem weißen Geiste und dem seligen Ende des Todtgefallenen auch erzählt wurde. Der Pater wollte der Sache nicht recht trauen und verlangte zur Stelle hingeführt zu werden, wo die Erscheinung statthabe. Man that, wie er's verlangte. Als man sich der Felswand näherte, begann es im ganzen Gebirge so unheimlich zu krachen, daß alle davon laufen wollten; nur der Pater ging um so fester voran, den freilich die Führer nicht verlassen durften. Angekommen an der bezeichneten Stelle, begann er seine Gebete; sieh! da kroch das Gislein erschrocken und zitternd aus einem Gebüsch hervor und mußte offen bekennen, es sei der Satan und stehe in keiner Beziehung mit dem Verunglückten. Es habe den Spieß nur darum getrieben, damit die Leute ungeheimt urtheilen und vor einem solchen Tode nicht allzusehr sich fürchten.

Die Verführerin.

Sn der Bergstraße, die zum Natersberge führt, findet sich auf der „Fluh“, ob der Schratt eine Scheuer und Stall zwischen schroffen Felsen hingebaut. Wenn junge Leute bei anbrechender Nacht, oder noch später, da vorüber gingen, sahen sie bei diesem Stalle nicht selten eine schmutze Küherin, welche Geschäfte zu machen schien und den Vorübergehenden sehr freundlich that. Niemand kannte sie.

Als eines Abends ein junger Bursche wieder des Weges vorüberziehen wollte, war auch die Küherin auf dem Posten und that freundlicher als gewöhnlich; sie winkte ihm zu warten und zu ihr zu kommen. Unser Junge vermuthete nichts Außerordentliches, ließ sich darum nicht zweimal einladen und folgte willig. Als ihm die Küherin zu verstehen gab, er solle mit ihr über eine hohe Leiter hinauf zum Gibel in die Scheuer, die voll Heu war, hineinsteigen, weigerte er sich, voran zu gehen, so ernstlich es auch die Einladerin verlangte. Diese mußte nachgeben und voran die Leiter hinauf. Mitten auf der Leiter gewahrte der nachfolgende Bursche mit Schrecken, daß die schmutze Frauensperson „Hahnenfüße“ habe. Beschämt kehrte er gleich um und ging traurig seines Weges weiter. — Von der hahnenfüßigen Verführerin aber war von dem Tage an nichts mehr zu sehen.

Satan und das Weihwasser.

Satan mag das Weihwasser nicht. Darum war's — und ist es noch — frommer Gebrauch — freilich nicht nach neuerem Geschmacke — Weihwasser in den Wohnstuben zu haben und fleißig sich damit zu bezeichnen.

Ja vor Kreuz und Weihwasser hat der Teufel Respekt. Im Zorn übergab einmal ein Vater sein Töchterlein dem Bösen. Als dieser dasselbe abholen wollte, hatte die Mutter den glücklichen Einfall, ihr Kind mit Weihwasser zu überschütten. Nur ein paar schöne Haarlocken blieben trocken — und diese riß dann Satan aus und fort.

Einem andern bedrängten Hausvater, der nur ein liebes Töchterlein hatte, versprach Satan eine hübsche Summe, wenn er um Mitternacht abholen könne, was bei seiner Heimkehr hinter der Hausthüre sich finde. Der unvorsichtige Vater, der da nur werthloses Hausgerümpel vermuthete, willigte ein und nahm das Geld freudig in Empfang. — Aber o weh! er fand da gerade sein liebes Kind. — Weil er das Geld empfangen, mußte er Wort halten; — er ward kleinlaut und verzagt und getraute sich nicht mehr sein Kind anzublicken, noch weniger mit demselben zu reden.

Um Mitternacht pochte es heftig an die Hausthüre. Der Vater erschrak, weckte das schlafende Töchterlein und sprach: „Steh' auf, mein Kind, und schau, wer da ist.“ Ungern that's das Mädchen, weil's ihm unheimlich vorkam; doch wollte es dem Vater nicht ungehorsam sein, stand auf, legte Kleider an und — nachdem es sich mit Weihwasser fromm bezeichnet — öffnete die Thüre. Aber Niemand war da. — Kaum war es wieder zu Bette, da pochte es wieder und das Kind that wie das erste Mal und fand Niemanden. Beim dritten Male ging es sogar zum Hause heraus, um dasselbe herum und suchte überall vergebens nach dem geheimnißvollen Klopfer.

Tags darauf gab Satan dem Vater einen Verweis und den Geheiß, das dumme Weihwasser aus dem Hause zu schaffen. Aber dieser antwortete: „Das haben wir miteinander nicht gemerthet!“

146.

Das grüne Männlein im Theel, bei Leuk.

Beim Rifetstadel, etwa eine halbe Stunde unter Guttet soll oft ein grüner Mann gesehen worden sein, der den Vorübergehenden manchen schlimmen Streich gespielt hat. Von der Dala-Brücke im Rumiling bis zum Rifet hat derselbe Manchen entweder irregeführt, geisteskrank gemacht oder gar jämmerlich um's Leben gebracht. Eine vornehme Frau aus Leuk, die mit ihrem Töchterlein nach Theel wallfahrten wollte, verlor ihr Kind unvermerkt von ihrer Seite und fand dasselbe erst nach 3 Tagen im Walde jämmerlich zugerichtet.

Vor etlichen Jahrzehnten erzählten die Leute wieder viel

von diesem Spucke. Auf der Bergstraße, die durch einen Wald zur Wallfahrtskapelle in's Theel führt, hörte man hin und wieder einen lieblichen Gesang, der die Leute beirrte; bald sah man am hellen Tage ein kleines, leichtfüßiges Männlein mit kurzem, grünen Frack, angeschnallter Reisetasche und einem zierlichen Federbusche auf dem Hute, welches die Vorübergehenden angaukelte, ihnen aus einer Schachtel niedliche Zuckerbröddli bot und von der Straße abzuleiten trachtete. Wer das Gebotene verkostete, ward halbnärrisch und kaum mehr aus dem Walde zu bringen; und Jeder der den Spuck einmal gehört oder gesehen, wünschte selben noch ein zweites und drittes Mal wieder zu hören und wieder zu sehen.

So erging's einer sonst braven Ehegattin aus Leuf, der das grüne Männlein eines Tages den Ehering abforderte. Sie betheuerte sie hätte keinen mehr und selben schon lange verloren. „Geh zurück“ antwortete der Grüne, „und suche selben in deinem Bette; da wirst du ihn finden.“ Und wirklich kam der Ring im Genister des Bettstrohes wieder zum Vorschein. Das Weib mußte aber am Ueberbringen des Eheringes mit Gewalt gehindert und eingesperrt werden.

Der damalige Pfarrer — Hr. Loretan rühmlichsten Andenkens — glaubte einschreiten zu müssen. Er suchte darum beim Bischofe die Bewilligung und im Stifte Einsiedeln Unterweisung, den Geist zu bannen. Als er mit dem Nöthigen wohl ausgerüstet die Burg Leuf verließ, schien der ganze Berg unter grausem Gefrache bersten zu wollen. Er ließ sich aber, laut erhaltener Anweisung, nicht abschrecken und stieg muthig den Berg hinauf. Bald stellte sich auf seine Gebete das grüne Männlein in seiner gewöhnlichen Gestalt ein. Es bekannte, es sei der Satan und heiße „Legion“; den Spuck habe es darum getrieben, um die Leute allerhand alberne Urtheile fällen zu machen. Es trete nun ab, werde aber später wieder kommen u. s. f.

Wirklich heißt es, die Gegend sei wieder unheimlich. Hirten wollen einmal Pferde und Kinder ein schönes Kornfeld beschädigen und verwüsten gesehen haben und, als sie hineilten und dem Unfug abhelfen wollten, war keine Spur weder von Vieh noch irgend welcher Beschädigung zu bemerken. Ein anders Mal betete ein vorübergehender Vater sein Brevier. Da hörte er Jemanden emsig nachtraben. Weil er glaubte, er bekomme Gesellschaft, erschrad er nicht und betete ruhig fort; doch als er zu lange nicht wollte eingeholt werden, sah er um und fand auf einer langen Strecke Weges keine lebende Seele! —

Und wer das zuletzt erzählt hat, dem sind noch nicht alle Zähne aus dem Munde gefallen.

147.

Der schwarze Bub.

Auf den Sommeralpen spielt der „schwarze Bub“ oder der „Schwarze“ eine wichtige Rolle.

Auf der Alpe Furg, zwischen Grengiols und Binnthal, heißt eine Anhöhe „der Gräfin Bühl“. Eine Gräfin sömmerte daselbst ihr Vieh. Eines Tages entführte der schwarze Bub das ganze Vieh. Die Gräfin bemerkt es, eilt sogleich auf die Anhöhe und ruft:

„Ihr Männer! kommt geschwind und bald,
Das Vieh läuft schon über den Roßwald.“

Sie ruft's so laut, daß man ihre Stimme im Dorfe Grengiols hörte und der Schwarze still stehen mußte; sie selbst aber fällt todt zu Boden.

Auf der Mattwaldalpe in Gisten entführte der „Schwarze“ eine ganze Geißherde. Der Hirt bemerkt's, steigt schnell auf den Steinhirt (Steinmännchen, Mellig) und ruft; aber ein einziges Ziegenböcklein erblickt er noch auf der Höhe gegen Simpeln. Das Thierchen hört's und fällt todt hin. Der Hirt aber ruft zum zweiten, ruft zum dritten Mal, — da rennen in schauerlicher Eile die Geißen wieder her, zwischen den Hörnern Lorbeerblätter tragend. Der Schwarze hatte sie in den Gärten von Mailand geweidet; das armselige Ziegenböcklein hatte ihn aber verrathen, und so mußte er alle wieder bringen.

(Monatsschrift Nr. 6. 1862.)

148.

Der dienstfertige Satan.


In St. Niklaus wird von einem alten Mütterlein erzählt, das im „Niedacher“, Gemeinde Gassenried, wohnte, wo es einige schöne Wiesen besaß. Einmal wollte dasselbe eine Bürde Heu von „Rüttinen“ hinüber nach seiner Heimat tragen; wurde aber bei der Rütti-

kapelle von einem heftigen Windstoße überfallen und sammt der Bürde zu Boden geworfen. Voll Ungeduld und Zorn über das Mißgeschick rief es aus: „Teufel komm, und trag du mir's heim.“ Sogleich stellte sich der Gerufene ein, und im Nu waren Weiblein und Futter daheim.

Das war aber auch in damaligen Zeiten mehr als genug, das mürrische Mütterlein der Hererci anguklagen und in St. Niklaus in den Kerker zu werfen. Das Weiblein hatte nämlich, wie bereits gesagt, im Riedacher ein paar schöne Wiesen, nach denen dem Richter der Mund schon lange wässerte. Und wirklich erreichte dieser sein Ziel mit geringer Mühe. Als man das Weiblein zum Verhör im Kerker abholen wollte, ward dasselbe todt auf dem Boden gefunden. Das ersparte nun dem Henker die Mühe, sein Amt auszuüben und der Richter erhielt das gewünschte Erbe.

149.

Das Hufeisen und die Haarsflechte.

 ine halbe Stunde ob dem Pfarrdorfe in Bisperterminen steht in reizender Einsamkeit des Waldes eine schöne, vielbesuchte Wallfahrtskapelle. Unter den vielen Motivtafeln, die ringsum an der Mauer hangen, fallen auf ein „Hufeisen“ und eine „Haarsflechte.“ Darüber geht folgende Sage:

Ungefähr fünfzig Minuten ob der Kapelle, wo der Wald nun zu Ende geht, war vor vielen Jahren in einer Ebene ein stattliches Dorf, in dem ein Hufschmied, Ruspeck mit Namen, seine Schmiede hatte und wacker zuhämmerte. Beim graben einer Alpbüttenhofstatt fand man da noch unlängst Kohlen und Eisenschlacken. — Eines Morgens kam ein fremder Reiter in vollem Galopp zu seiner Werkstatt und verlangte, eilig sein Pferd beschlagen zu lassen; er habe Geschäfte im Dorfe, werde gleich wieder kommen, es zur Hand nehmen und bezahlen.

Der Meister und sein Gehilfe machten sich hurtig an die Arbeit und begannen eben munter aufzuschlagen, als sie das Pferd deutlich jammern hörten: „Schlage nicht so hart, du schlägst dein Fleisch und Blut; denn ich bin deine Tochter, die du verwünscht hast und nun der Teufel reitet. — Doch mach geschwind fertig und binde mich los; es ist heute der letzte Tag, an dem mich der Teufel allein läßt und ich ihn

etwa noch entlaufen kann. Ich werde nur frei, wenn ich, ehe er mich wieder einholt, über neunundneunzig Friedhöfe sehen kann.“ — Wie versteinert horchten Vater und Sohn, der Gehilfe, zu. Sie thaten schnell was ihnen befohlen, und — fort war das Pferd.

Der fremde Reiter ließ nicht lange auf sich warten. Mit Ungestüm forderte er sein Pferd wieder. Trotzig antwortete Ruspect: „Du hast mir nur befohlen das Pferd zu beschlagen, nicht aber selbes zu hüten. Ich will meinen Lohn; das Uebrige geht mich nichts an.“ Ueber diese barsche Antwort stutzig, zahlte der Fremde und rannte in Sturmes Eile davon. — Vater und Sohn kehrten zur Familie heim; Alle begannen mit Eifer zu beten für die Erlösung ihrer unglücklichen Tochter.

Nach drei Tagen kehrte diese befreit in's väterliche Haus zurück und erzählte, wie sie der Satan auf dem letzten Friedhofe eingeholt und am Schweife fest ergriffen habe. Mit einem letzten, mächtigen Kraftsprunge setzte sie, den Schweif in Satans Händen zurücklassend, hinüber und — entzaubert und gerettet lag sie auf dem Boden. Voll Zorn warf ihr Satan die Hufeisen und die ausgerissene Haarslechte dar, welche sie aufhob, nach langen Tagereisen heimbrachte und in der Waldkapelle der Muttergottes zur Erinnerung dankbar aufhängte. — Neben der Haarslechte und dem Hufeisen, das der frohe Vater aus den viere zusammen schmiedete, hängt noch ein Blumenkranz an der Wand, welcher sagen will: „Ruspect's Tochter wäre dem Teufel nicht entgangen, wäre sie nicht eine Jungfrau gewesen.“

(Monatsschrift Nr. 3. 1864.)

150.

Der Teufelschuß.



n der Sage 14, I. Th., ist erzählt worden, wie Satan als Tourist das Lötschenthal verlassend — er mag nicht gar gut bewirthet worden sein — etwas unwirsch auf das „Risighorn“ hinaufkletterte, von dem er den ersten Schritt hinab in die „Belalpe“ machte, den zweiten auf's „Hochgebirg“ im Nessel und von da auf's „Glis-horn“ sprang. In der Belalpe setzte er seinen Fuß auf einen Stein am Ufer des „Kelsbaches“ und drückte demselben die Maale seines Fußes ein, die noch gesehen werden und „Teu-

felstritt“ heißen. — Schreiber dieses hat die kleine, nun ziemlich verwitterte Vertiefung, wie sie ungefähr ein Menschenfuß hätte eindrücken können, mitten auf einem nicht gar großen Steine auch in Betracht gezogen.

Obige Sage erzählt nicht weiter, was Satan auf dem Glisshorn begonnen, dem er durch seinen Kraftsprung eine gefährliche Spalte beibrachte. — Das ist nun hier nachzutragen.

Es war eben drei Uhr Nachmittags als der langbeinige Tourist seinen Fuß auf's Glisshorn setzte. Sieh! da traf das altfromme Vespergeläute aus dem Kirchthurne von Naters sein Ohr. Schnell wandte er sich um, zu erspähen den verhassten Glockenklang. Der Kirchthurm von Naters, dem die lieblichen Töne entflohen, konnte seinem Adlerblicke nicht entgehen. Von Zorn erglühete sein Antlitz; er griff schnell nach seinem Bogen — das Pulver war noch nicht erfunden — lud aus seinem Köcher ein verderbenbringendes Geschöß und schnellte dasselbe in's Thal hinab. Natürlich galt es den Glocken im Kirchthurne zu Naters. — Doch der Schuß ging total fehl; in seiner übereilenden Hitze hatte er nicht gut gezielt. Möglich auch, daß die guten Jesuiten, die so manchen Fehlschuß der Aufgeklärten verantworten müssen, sein Zielerauge blindeten; denn er mußte über deren Residenz in Brig hinwegschießen. Ein Felsen in der „Schratt“ ob Naters zeigt das viereckige Loch noch heute, das sein Geschöß eingeschlagen.

Dieses Loch, ob dem Bethäuslein an der Bergstraße in der Schratt zu finden, scheint übrigens von Menschenhänden in harten Felsen eingeschnitten. Einige glauben, es sei zur Zeit, als Wallis ein See war, oder der Genfersee den Fuß der Furka belebte, gemacht worden, um Schiffe anzubinden, indem in ungefähr gleicher Höhe noch jetzt im Osten des „Hegdorns“ ein in Felsen festgesetzter Eisenring zu finden sei, der den gleichen Zweck mag gehabt haben. Diesen Eisenring hat Schreiber dieses nicht aufgesucht, obschon es interessant wäre, von der Wahrheit dieser Angabe überwiesen zu sein.

151.

Das Teufelhaus.



n der Nähe der Stadt Sitten, am westlichen Ufer des Flusses, so derselben den Namen gegeben, lag vor alter Zeit, wie eine Sage erzählt, in schönem Reb Gelände ein freundliches Häuschen, bewohnt von

einem frommen Ehepaar. Diese guten Leute lebten mit einander im Frieden und waren glücklich. Dies machte, daß sie auch gegen Jedermann sehr wohlwollend und freundlich sich zeigten und viele Arme und Nothleidende nur erquickt ihr weitbekanntes Häuschen wieder verließen.

Dessen war Satan, der Feind alles Guten, unzufrieden und wollte der ihm mißbeliebigen Wirthschaft ein Ende machen. — Erst versuchte er unter den Eheleuten Unfriede zu stiften und so ihr Hauswesen zu Grunde zu richten; — umsonst. Bald trachtete er die guten Leute unter den Wittmenschen zu verschreien und sie so um Achtung und Ehre zu bringen; half aber auch nichts. — Da entschloß sich Satan kurzen Prozeß zu machen; er wollte das Häuschen sammt Einwohnern im Wasser der Rhone ertränken.

In dieser Absicht nahete er sich in finsterner Nacht dem stillen Häuschen und lud es, so sanft und geräuschlos als möglich, auf seine starken Schultern. In behutsamen und gemessenen Schritten ging er damit auf die Rhone los. Die schlummernde Stadt ward glücklich umgangen und passirt. Bald jedoch begegnete dem mächtigen Bürdeträger ein altes Mütterchen. Dieses sah ihn mitleidig an und sagte: „Ach du Armer! du hast gar zu viel aufgeladen und feuchtest so entsetzlich. Sieh! es ist noch Alles finster und in fester Ruhe; hast keine Eile. Setz ab und ruhe ein wenig aus.“

Und der Betrüger wurde diesmal selbst betrogen. Er folgte und setzte die Bürde ab, um zu ruhen. Im Nu setzte aber auch das Mütterlein seinen Fuß in die Thürschwelle des Hauses und sprach spöttisch zu Satan: „Nun, nimm's wieder auf und geh weiter, wenn du's vermagst.“ — Und Satan versuchte grimmig am niedergesetzten Hause seine Kraft wieder — umsonst; er konnte es nicht mehr bewegen und mußte dasselbe in der Stellung liegen lassen, wie er es niedergesetzt hatte. Das Haus hieß fortan das „Teufelhaus“, weil es Satan dahin getragen und von ungefähr so schief in's Feld hinstellte. — Regelmäßigkeit scheint noch heut zu Tage an diesem Orte nicht Platz zu finden. — Ein Stein in der Mauer des Hauses soll noch jetzt die Waale der Teufelhörner zeigen, die sich nicht dauerhaft verpflastern lassen. —

Andere wollen den Namen „Teufelhaus“ herleiten, weil Satan dasselbe aus lauter Sandkugeln gebaut habe. — Der Grundeigenthümer habe dem Bösen seine Seele versprochen, wenn er ihm ein Haus mit Ringmauer baue, bevor er zu Pferd um dasselbe herum zu reiten im Stande sei. Satan

nahm die Wette an und folgte im Bauen dem fliegenden Reiter so schnell, daß er sogar am Ende dem Pferde den Schwanz einpflasterte. Aber ein Hieb und noch ein kräftiger Satz brachte den Verwegenen über das verhängnißvolle Ziel hinaus. — Seither habe es aber in diesem Hause immer etwas „g'schafft und g'spuet“. Noch in letzten Zeiten soll man da eine Here bemerkt haben, die an's Fenster trat und die Flöhe hinausschüttete. Wer vorwitzig sie anguckte der sei am Kopf aufgeschwollen und tüchtig „verwindet“ worden.

152.

Die wohlfeile Brücke.

Bei der vielbesuchten Wallfahrtskapelle in „Chandolin-Saviese“ ob Sitten überrascht den Beobachter die Aussicht auf das lange, wildschöne „Sanetsch-Thal“, welches mit den obstgesegneten Fluren des Saviese-Berges rechts und links mit den noch freundlicheren Halden des schönen Gundis (Conthey) in argem Contraste steht. Schroffe Felswände und steile Bergabhänge, welche, reich an wildem Steingeröll, nur spärlichen Boden dem Tannen- und Theelwalde einräumen, umrahmen das enge Thal, an dessen Sohle die Morge ihr Bett in tiefe Schluchten eingegraben. Ueber den Rand dieser Abgründe ist eine gut erhaltene, aber sehr gefährliche Saumstraße thalein- und aufwärts zu den weidreichen Vor- und Hochalpen des Sanetsch's angelegt. Die guten Leute von Saviese haben da manch' sauern Gang durch dieses drei Stunden lange Thal zu machen, wenn ihr Vieh auf den fetten Bergweiden dieses Hochpasses graset.

Fast in der Mitte des Thales führt die Straße mittelst einer soliden, wohl über einen 200' tiefen Abgrund fühn angelegten Steinbogenbrücke über die Morge auf den Bezirk Gundis hinüber. — Nahe bei dieser Brücke war es, wo am 17. Herbstmonat 1869 der unglückliche Joseph Bridy, Organist, vom Maulthier hinab in den schrecklichen Abgrund todtfiel; das Thier, das seine Ladung so traurig verloren, kehrte allein nach Chandolin zurück.

Diese Steinbrücke, die auch ihr Bildhäuslein hat, wie gewöhnlich die gefährlichen Brücken im Oberwallis, heißt: „Pont-Neuf — Neue-Brücke“, obschon sie augenscheinlich ziemlich alt ist — 300 Jahre möchten nicht zu viel gesagt sein. —

Auch eine schöne Steinbrücke, unter „Stalden“ heißt noch die „Neue Brücke“, obschon sie vor 270 Jahren gebaut wurde. Anfangs waren diese Brücken freilich neu und wurden so richtig benannt; jetzt aber sollten sie wahrheitsgetreuer alt heißen.

Laut einer Sage in Savièse ist die Steinbrücke im Sanetschthale vom Satan sehr wohlfeil gebaut worden. *) Die guten Leute waren nämlich sehr in Verlegenheit, an dieser schwierigen und gefährlichen Stelle ordentliche Brücken anzulegen und zu unterhalten. Satan wollte sich das zu Nutzen machen und versprach eine feste Brücke in Stein und Pflaster aufzubauen, wenn die erste Kreatur, die darüber gehen werde, ihm als Lohn eigenthümlich zufallen solle. Der Antrag wurde angenommen, die Brücke von Satan gleich aufgemauert und für den öffentlichen Verkehr offen erklärt.

Um die neugebaute Brücke in Augenschein zu nehmen veranstaltete man eine große Prozession, an deren Spitze sich der Pfarrer selbst stellte und der sich fast alles Volk anschloß. Satan rieb sich die Hände und hüpfte vor Freude, als er die Masse Volkes herankommen sah und voran den wohlbeleibten Pfarrer selbst, auf den er schon lange einen Zahn gehabt, weil er ihm so manche Rechnung durchkreuzt hatte. — Alle Mühen des schweren Brückenbaues waren vergessen! — Aber, o weh! — Bevor der Pfarrer seinen Fuß auf die Brücke setzte, zog er schnell unter seinem weiten Mantel eine alte Kage hervor und jagte dieselbe darüber. — Da knirschte Satan vor Wuth als er sich so betrogen sah. Gleich machte er sich daran, die Brücke wieder einzureißen; aber des Priesters Segen kam ihm zuvor und er mußte sich als Lohn für den Brückenbau mit der „alten Kage“ begnügen.

Später soll Satan noch damit Rache genommen haben, daß er eine vorübergehende Ruh am Schwanz ergriff und in den schauerlichen Abgrund schleuderte.

*) Im Wallis gibt es mehrere Brücken, die von Satan sollen gebaut worden sein und zwar so schnell als ein Reiter darüber zu gallopiren im Stande war; unter andern jene auf dem Wege von Leuk nach Grématt bei Rotafen. Der Teufel verlangte hier als Lohn die ersten drei Köpfe, so über dieselbe gehen würden. Man rollte zuerst einen Kabis Kopf darüber, dem eine gefräßige Geiß nachsprang. Zuletzt wurde noch ein Hund nachgeholt und so erhielt der Brückenbauer den versprochenen Lohn.

Die Grenzmarke.

Sie zur Zeit der Reformation in vielen Kantonen die Regierungen der katholischen Kirche untreu wurden und das Volk zum Abfall vom alten Glauben zwangen, herrschten in der Schweiz viele Unruhen, viel Hader und Zank, viel Jammer und Elend. Das war auch der Fall bei unsern Nachbarn im Kanton Bern, wo die guten Bauern nichts weniger verlangten als den Glauben ihrer Väter zu verlassen.

Ein frommer Kapuziner in Sitten, so wird erzählt, hatte mit diesen guten Bergleuten im Kanton Bern Mitleiden und wollte ihnen zu Hülfe kommen mit heilsamen Worten, Gebet und gutem Beispiele. Darum schnallte er sein Reisebündelein auf den Rücken, schnürte seine Sandalen fester an die Füße und zog zum Sanetschpasse hin, um in den Kanton Bern zu gelangen.

Die Pashöhe ward glücklich überschritten und dem frommen Wanderer fehlten kaum fünf Minuten, um die Grenzen des Kantons Bern zu erreichen. — (Auch auf dem Sanetsch überschreiten die Wallisergrenzen bedeutend die Bergwasserscheide.) — Sieh! da stellte sich ihm Satan in den Weg, der eben auch nach Wallis wollte, um da die gleichen Spektakel wie in Bern hervorzurufen.


Die beiden Wanderer erkannten sich auf den ersten Blick und keinem blieb das Reiseziel seines Gegners verborgen. Darum entstand zwischen ihnen heftiger Streit. Lange scharmühten sie mit einander, aber ohne Erfolg. Endlich, des nutzlosen Zankes müde, kamen die Gegner überein, jeder solle zu den Seinen zurückkehren, für selbe allein sorgen und sich in die Angelegenheiten des Andern nicht ferner mischen. Am Wege lag eben ein großer platter Stein, der sollte als Grenzmarke zwischen dem Wirkungskreise der zwei eroberungsfüchtigen Kämpfern auf fernere Zeiten bezeichnet werden. Beide stellten sich demnach auf den platten Stein, — auf der Walliserseite der Kapuziner, auf der andern sein Gegner — und drückten demselben die Maale ihres Fußes ein.

Und dieser Stein und die Fußmaale darauf sind noch zu sehen. Die Sandale des Kapuziners hat den Stein um etwa drei Linien von der übrigen Oberfläche erhoben, so weit derselbe mag berührt worden sein; Satan aber hat seine Klauen

tief in den Stein eingedrückt. Zum Andenken heißt dieser Stein jetzt «Pierre bénite», d. h. gesegneter Stein, den jeder Reisende über den Sanetsch betrachten kann.

154.

Die störischen Satansgeister.

ur Zeit des Pfarrers Mâret, dessen Portrait noch im Pfarrhose in Savièse zu sehen ist, so wird erzählt, hausten im Berge Chamoréta, im Sanetschthal, eine Unzahl störischer und boshafter Geister — Mâlins —, welche ohne Unterlaß an den Felsen herumnagten und Geröll und Steinblöcke zu Thal stürzen machten. Um größeres Unglück zu verhüten, wandten sich die Leute an ihren frommen Pfarrer, die Geister zu bannen. Ungern übernahm dieser den schwierigen Auftrag; doch wollte er's versuchen. Drei Tage lang bereitete er sich vor durch Fasten und strenge Bußwerke; er nahm selbst drei Nächte sein Nachtlager auf dem Kirchhose zwischen den Gräbern der Abgestorbenen, zog die Strümpfe aus und legte zerbrochene Schalen in die Schuhe, als er den Berg hinauf zu den Geistern stieg. Er fand sie richtig; aber diese spotteten seiner und machten sich über ihn lustig: ob er etwa komme mit ihnen Kameradschaft zu machen, denn er sei — Einer ihres Gleichen — ein Dieb. Das wollte der verblühte Pfarrer, der ein gutes Gewissen hatte, nicht zugeben; doch man erinnerte ihn, daß er einmal, als er müde den Berg hinaufstieg, aus einem Weingarten einen Rebstichel zur Hand genommen und selben noch nicht erstattet hätte. Der Pfarrer war sich nun des Fehlers bewußt und ging zurück, um die Erstattung zu machen.

Als der Pfarrer wieder erschien, wußten die Geister nichts mehr einzuwenden als: „Mâret n'est jamais bon foin! — Lische (Anspielung auf seinen Namen) ist kein gutes Heu!“ — „Aber Lische ist doch gut für störische Maulesel“, entgegnete der Pfarrer. — Die Geister mußten weichen und zogen in den Berg Corney.

Aber damit gewannen die guten Leute wenig oder nichts; die boshaften Geister begannen in Corney eben das zu verüben, was sie vorher in Chamoréta gethan. Darum baten sie wieder den Pfarrer, er solle doch diese Zerstörer zum Thale hinausbannen. Der bereitwillige Pfarrer stieg wieder in's

Sanetschthal hinauf und nahm diesmal die Geister mit sich zurück in's Pfarrhaus nach Saviese, um ihnen da Stricke zu geben und sie dann ans Meer zu senden, aus Sand Fäschen zu machen. Um aber die stets thätigen Geister unterdessen zu beschäftigen, bis er die Stricke im Hause zusammengeholt hätte, nahm er einen Sack voll Roggen und einen andern voll Waizen, schüttete alles durcheinander und befahl ihnen das Getreide wieder zu sondern. Der Pfarrer beeilte sich sehr mit den Stricken schnell wieder einzutreffen; doch die Geister hatten die Arbeit schon vollendet und machten sich eben daran, den Stubenofen abzutragen; ja die obere Platte lag schon auf dem Boden, als er mit den Stricken in der Hand wieder in's Zimmer trat. Er übergab ihnen die Stricke und sandte sie an den Meeresstrand, wo sie noch jetzt voll auf zu thun haben, um Sand in Büscheln zusammen zu binden.




Sagen in der Volkssprache.

155.

Der Tamatterhans.

(Saafer-Mundart.)

 Saas im Dorf het e mal e Ma g'wonnt, demsch „Tamatterhans“ (Hans Anthanmatten) g'feit hent. Der ischt rich e g'si und het es guot's huzlich's Wib g'hä. Er het aber wellu befälu und rächt hä und Schini het mu mießu g'horsame, fuscht het's Strit gegä. So het er e mal d's Heuw e mannerscht la us der Schir tragu, wilsch mu nit da ing'leit hent, wa er besolu het, und es andersch mal het er Schinera besolu, me als e guoti Stund z'rug z'ga, um andere Cheß zum Abundessu z'reichu und het unnerdäshi d'Arbeiter nime la arbeit u und selber ou nummu umhassällarsut. D's guot Wib het das frili uvergrissi ungeru geta, het aber do mießu g'sche.

Der Nämlichu ischt ou Seimer g'si und het di G'leit alleinigu g'ladut; er het du Saum am Bodu uf's Bascht g'spannu und so als zämu en bruf uf's G'leit gebirt. Z'Sim-

pilu het er e mal ab-er Lattu es flets g'wäschus Händ g'no und ang'leit und schis b'schisna e muß g'heicht. De Kameradu, di g'lachet hent, het er g'seit: „Schi verspilunt a mier nid, mis ischt d's weher Händ, und z'wäschu hent schus der Wil.“

156.

Antusuhans.

(In gleicher Mundart.)

Antusuhans selig (der Hans des Anton Anthanmatten) ischt en tolle brave Ma g'si; het frili nit g'rad d's Pulver erfundu, aber do de Litu in's G'sicht g'seit, was er gedeicht het. Wa der Bischof Blatter selig i Saas uf d'Visitaz cho ischt, ischt Antusuhans Chilchuvogt g'si und het darum mießu schaffu und ufwarde. Da ischt's kapitiert, daß der Bischof am Mittageßu g'seit het, in de Thäleru und uf de Bärgu gäbe es guots Roggubrod; Er wellti geru danasa choru. Duo hensch dum Chilchuvogt g'rief, er selle abu um guots Roggubrod loze, der Bischof welle schi. Duo ischt unse Hans glich mitener wißu Zwelu inner Hand in d'Stube cho und het dum Bischof g'seit: „A ba! Narrete! Bischof! sid nit Eifältige! esset ier hie Wisbrod — Roggubrod chenter de de heimu essu.“

157.

D's ful Geishirtji.

(Ebenso.)

Ds Wib het emal es Geishirtji gedingut und het mu g'seit, es selle de sche bi Zitu cho ga d's Morgund essu, damit's di Geis nit so spat us la chenne. Und duo ischt d's Hirtji cho und d's Wib het mu d's Eßu uf um Tisch geta und g'seit: „Sez is de numnu g'nuog.“ Und d's Hirtji het zuogriffu und sche g'geßut, bis fascht nimme g'megut het; het aber no nit Lust g'hä z'ga. Duo het mu Schi e scheni Schnittu Chetz und Brod abg'hauwu und innu Sack gegä für z'Abundbrod. Und d's Hirtji ischt no allzi am Tisch blibu. Duo het d's quot Wib es Schiffelti g'no und ischt mu innu Cheller ga Nidlu reichu, damit schi d's Buobji

do recht chenne hirtu. Und d's Hirtji het d'Nidlu g'suffu — und no nid wellu ga. — Duo het mu duo Schi do afa g'seit, es figi jez Zit ga di Geiz usz'la. — Und duo het's Geizhirtji endli au afa redu und dum Wib g'seit: „Gad nid gani!“

158.

E's Schwi mit zwei Chepsu.

(Etenso.)

Sicht e mal es Wib g'si, di het de armu Litu nix megu gunnu. We dra appu chleini Räschtjini Choch old Urfini Spiz old Fleisch firg'schlagu sind, old appa Nidmilch old Sufmilch g'häbet het, disch nit gebrucht het, so het'sch all's flisig in's Schwisch fit und de Bettleru nix wellu theilu.

Na ihra Tod het mu im Stall, wensch dum Schwi brungu hend, zwei Schwicheps im Trog g'se und g'heret im G'fräß frässu und im G'lass godlu, — und do ischt im Chrommu nummu eis Schwi g'si. — Duo findsch zum Pfarrer herr g'liffu nnd hend nu g'fregt, was das au z'beditu heigi. — Der het aber g'seit, d'Verstorbna hei im Läbe d'Schi lieber g'hä als d'armu Lit; darum miesesch jez na ihra Tod au de Schwinu im Chrommu G'sellschaft tuo.

159.

Der Chlopfer uf um Rigg.

(Wie die Vorigen.)

Bozna git's i Saas nit so vil, we mu d'Läbändigu nit zelt. — Do ischt e mal d's Weibelschhanschjabschannumarjis Ma (d's Weibelschhanschannumarji we mi Wuotter selig g'si) es G'spässig's beggnet und kapitiert. Der het e mal bim leidu Wetter dum Beh Heuw in's Distel getreit. Z'ruggenundu het'smu uber d'Chrizeggü abz'ga am leeru Chorb uf um Rigg afa chlopfu. Er ischt erschlipst und rezer gangu; het mu aber ou stercher g'klopfut. Duo het er Angst ubercho und het afa lausu — und er ischt g'liffu und g'liffu und es het mu g'chlopfut und g'chlopfut, bis er Zermegeru schich fast wie e todte Ma het usu Bodu la fallu, und de Litu g'seit het, der Bozu heigi mu schi.

g'hintut, si mu na g'liffu und heigi mu alzi hinderna an'nu Chorb g'chlopfut. — Duo hensc du Chorb b'schauwut und g'se, daß es chleis Triegelti en brin g'hanget het, das min schnelleru Ga geng z'rug an'nu Chorb ang'schlagu het. — Duo ischt der guot Ma e mus g'stannu und het g'seit: „D wellige donnerschiefige Narr bini ou g'si! Ja zer fuli Her! däschi schämi mi do gotlos!“ — Dischi G'schicht het mer d's Zodrubarbischjosubantoni gezelt fer vile Zahru, wa Antufubarbischpeterjbschjosubantini no e chleine Hocklerbuob g'si ischt und Brunnerufenderisch Chleina no nid d'Orgele g'schlagu het.

160.

Der barmherzig Chinig.

S Natersch he ni g'heru erzelu, es heigi e mal ufer Belalpu e Chinig mit schiner jungu Tochter g'wonnt. Es Tagsch hei diz Jungi nit g'wissu was tuo und si uf'um Hubul ga du Berg abloze. Da hei's z'Blattu innu Mattu g'se Lit umha ga, Beh hietu, wässeru, meju, zettu und heiwu. Da hei's g'meint, das si Chinnupuppe, ischt darum en bri gangu und het all's z'sämu in's Vorschus g'fassud. De heimu het sus dum Vater gezeichnet und g'seit: „G'sich welli hibshi Puppe heni da en bri g'funnu; di sind läbundi und springund selber umha.“

Der Chinig ist aber uber schi Tochter bes wordu und het dra gri g'seit: „Blag do di armu chleinu Lit nit so, di tient fir isch arbeit und schwizu; — träg schi numnu rez e mab.“ Däschi het si d's Töchterli verwunnrut und het di Puppe e mab getreit. So hent di guotu Lit ihru Arbeit mannerscht chennu fortsezu.

161.

Der Tisul hilft.

(Staldner-Dialekt, von Defan Anthanmatten.)

S het e mal es Manli va Grächu e scharpfe Berzand uber d'Espil bercho und duo deicht's, ich ga uber an Emd in's Dörssi; da heinich niwlich en Baum mit prächtige rothe Epfju g'se. Diz Manli d'Nacht z'weg

bis dana uber in's Dörfji und fassut verborgu va dische Epfju, was het mögu fortbringu und giträgu. Diz Ding ist guot; z'Manli mit schiner Tregi e mab bis uf di Kalputraner-Briggu und va da häßligu derum Grächer-Berg en bruf, bis es mit de g'stohlne Epfju bis zum Chriz chon ist, wa schich t'Wega theilunt. Da het's en brin g'stellt und, wiä andri Lit d'un Bruch hent, z'Chriz g'macht und gliwwet. Und duo wiä sischmu gangu? Wil's z'Chriz g'macht hei, siß uverschamt i Reuwu g'fallu, daß di Epfju gnu hei und deiche, i träguschi zerug, sußt thätismer ja mi Lebtag schwer machu. Es schlifu mit de Juogsu (Achsel) unter die Presschole, um d'Ledi e mum uf dun. Puggul z'näh uund scha e muber z'trägu. Duo sischmu so schweri cho, daß ä ra kei Bodu hei mögu g'näh. Es säge z'ihm selber, das ist nit natürl's, da hetmer z'Bescha g'holfu uberhar trägu. Duo hei eimil der arum Tonner ang'fangu us-z'pachu und prubiert, wiä vil daß er zum Mal möge fortbringu und heigi, fer schi alli im Dörfji z'erstattu, grad dri Gäng gibrucht und alli dri Mal gnoug z'trägu g'häbet.

Darum segent di Thallit no jeku: „Der Tiful hilft.“

162.

Die Räuber im Pfinwald.

(Unterbächner-, Birchner-, Gischler-Dialekt.)

(Erzählt von Pfarrer Lehner.)

An Altum, ja das meini ich wol, bodu langost und langosti heigi im Pfinwald e Schelmobandi schich uisg'haltu, di allenthalbu ingibrochu, d'Lit bis uf's Lich und z'Jeder ersuoht und sogar g'mirtot heigi. Diz Lumpogizudol heigi vich e Fuorgeiß, e Hoiptmu g'häbet, der hei Beschol g'heißet, en große starche Wolletsch es Mannli, mit e num zeruisotum Strubolgrind. Dische leid Zottol heigi einesti z'Leigg (Leuf) e so en Areta es Chind g'stohlu, es möge e so schini sibu Jahr g'habet ha, und si völlig es hibs Meitolti g'si. — Uola Buobu old Chinder z'erwischu hei di Diebobläger e scharpfi Nacht und e Chum g'häbet.

Diz arum g'stohlu Tschuto-Meitji hei mießu in der Hili blibu, und dum leidu Abgast Beschol bodu hibschi thvon, sich guot's und glibeinig's machu. — Deichet wie het dun armu Straffol,

d's Chind ä sie blanget und wie wurd's derbi gipugetschot und ersiffinot ha! das Gott's liebi Zit!

Na en em schuppi Jahro; es mögund mintwegu sibni sin g'sin, eimal daß d's Weitji, dem'sch Trini old Trintschi g'seit hend, afa si es Schnari, e stattliche Täfer, e Chlubja es Mensch g'si ist, wie's sus zu 14 Jahru het megu gigän, wesch schö frietigi sind, — so hei's zum Beschol prieggendo g'seit, ihm figi es parer Malo hinderes anders gitromt, d'Eltru si todtschwachi und da söllt er sus doch heim la. Der Werth vil heisch mu daruf frili nid g'habet; aber eimal heisch's sus, na langum Friggu und Frusku la ga, mit Vorb'halt, we's keiner ledigu Seel welle säge, wanna daß's chome; und de mieße's d'Nacht ga und d'Nacht cho und chenne eini uisblibu; bo so nu — „aber Trintschi“ hensch mu g'seit „gib Acht, Schieri bald! just hei der de Alli bald uisgegijot und erwiggot.“

Bis dato hei Niemu chennu druf cho, wa d's Trini si uis und an cho; und wie d's verloru Zuisi z'Vatersch Gäscherma ingumpot het, hei sus bald Niemu meh b'kennt. D welli Freid und welli Wundrigi heisch g'habet! wie heind schus uis fischjot.

Fer schiz Bersprachu nid z'brachu, so schnage's hinner dun Dfu und hei demu zuo g'hängertot: „Dier Dfu darf i's chlagu, du muost schwige wie ich. — Mich hend d'Wirder im Pfiwald g'stohlu und muoß z'rug in e Hili, wa i kei Sunna g'se. — Z'bercho sind d'Schelma nid, uijer fa 12 bis 1, de thientisch umha fuiletschu und vor der Hili schlafu; ich muoßne da wache; ne luisu und schi verthöru.

Nu diz Ding ist guot; dischi Zälleta het der Dfu nid alli mögu eleinig vertoiwu; oi d'Wänd hend har und dar Digu und der Bodu Ohrini g'ha. — In der drittu Nacht figi di Trina zerrug zer Wirderbili gangu, aber hei Erbisjini in die Posche githa und allerwago gizeterot. Es si no grad bi Zitu hei cho, wil und dä daß d'Stridja scho si gegrächoti g'si, fer druff los, we's nit wei cho. — Wils duo selber cho si, so heisch dun Tuitol-Weitji afa besser gitruwet.

Aber d'Herru z'Leigg heigi oich vernoh, was dum Stubuofu si uisgitädrot, vorgiplugetschot und zuogebischmot wordu. — Dischi nid fuili und lingi und z'weg wie use Wolfruor — dun gizäterte Erbisjinu na. — Beschol hei noch uf d's Trinisch Schoos g'nepset. Aber wie der ersprungu, erschmiet und ergruinet figi. Z'Si cho si's mu enanderna, was di G'sellschaft z'biditu hei. Dum Trini hetti er no gärü e Wieggleta gigä,

daß es nime z'Fuoß hätti bruichu z'Leigg z'gah; aber er het nummu no Zit g'ha, mu e Stuck Huit uisum Chneiw z'biku. D'Schelma hentich alli zämu erwischt, an du Schattu g'fiert und fa rechtich gerichtot und uf'gheicht. — Der Titschgol welis Sibusol da zemmu am Galgu giglangot het! — Aber eimal findsch ab dum Weg cho.*)

163.

Die Vorladung vor Gottesgericht.

(Erzählt wie die vorige Sage.)

Es Ligs derna, als mu du Mirder Peschol und schini Lumpobandi luit Verdienu uisg'heicht g'habet het, hei d'jingu Lüt, das lustig Gibroizol, im Fanoischi e verborgni Lumpeta angereisot und oich kiechjot. Duo chome eimu va de Luschtigste z'Si, welis dum Peschol am Galgu derse ga es Chiechji bringu? Giträgetshot heisch alli, grad so schnizig's si keis g'si, wil und dä, daß ne fascht alle g'schahet. Aber eimal Eine hei d's Herz z'beede Hennu g'noh und versprache z'ga, wesch mu es Liecht, e Chaku, e Hund und a Hano bringe mit ihm z'näh. — Säget doch oich, was ne der Spicher nid all's z'Si leit! weli Gooße sch'nid für z'neh heind! — Nu! dische mit dem Allu z'weg und unner dun Galgu „Peschol! he! seg, wilt es Chiechji?“ S'ist doch e g'herzi Sifut g'si! — Aber wol, Peschol hei gangsch B'scheid gigäh — und ergreinendo g'seit: „Hettischt hina nid es Bifunds, Chrawunds, Chräjunds und der Wuoter Tschegg mit dir, so wellti dich erslohju, daß't vert hi wißtischt woran't weiist — daß't aber nid verqesset, daß mu die Todtu und di wa ihro Straf uisg'haltu, selle mit Ruowu la, so sollt na dri Tagu in's Thaljosufat dich cho ga verantwortu.“ — Duo z'malu si das scharpf in der Hab g'si, en andri ver z'Gott'sgericht z'ladu, und de hei's g'heißu erschinu. —

D'Luschtigi und d'Frechi si dum Chiechjiträger vergangu und es hei mu e so ang'fangu angste, daß er nienne hei g'wissu wa uis und an. Er thuo en Gang zum Pfarrherr. Der hei nu angehndsch übil gitröstot; doch fräg er nu, ob er

*) Die gleiche Erbißgeschichte, mit fast gleichen Umständen, wird auch von einem Weibe erzählt, das eine Räuberbande in einer Höhle auf dem Simiboden 7 Jahre lang gefangen hielt.

Göttiltini heigi? — Ja — aber nummu eis und das si g'storbu. — „Hest mu oi es wenn es was erliebt old gigäh?“ — „Nix — als bim Bigrabu hani e Chriker g'opfrot.“ — „Ist nid vil — aber nu, gang jeku heim und de wurd diz Göttolti cho und dir demu Chriker zer Thür in der d'Stuba muif trölu; — tröl nu zerrug und säg: demu Chriker scheid ich der. So wurd's drimal thuo; mach's oich allimal glich.“ Richtig si's so gangu. Z'drittmal säge d's Göttilti: „Setz hani dri Nächt fast Bluot g'schwigt fer dich — endli bin i mu's sus g'si, daß d'nid bruchst z'erschinu, aber vert hi la de di Todtu mit Ruowu, just chaisst de selber ga B'scheid und Antwort gä“ — — Wierf, wie mu oich gegund d'Schelma soll Wort haltu — di Todtu soll mit Ruowu la — und den Göttelinu soll guotherzig's si. —

164.

Das lidend Chindli im Todbett.

(Lötscher Mundart von Pfarrer Lehner.)

En Mal hei in Lötsch'n, uf weller Huob weißi nimme, es jung's Chvolchli es chleis Chindli uberchon, und das si nen z'Tod erkranket, hei nid chene bessren und nid chene sterb'n. Der halt Todtschweiß si mu wie Erbis uber z'G'sichtli inegitrolut. Wie's festlig lang in letzten Züg'n g'sin si und der Gottu und dü Gotta und Nachbuir'n und just d'Stuba volli Lit mu hei well'n uisbeitun, so säge es wells: weg'n well'm ät das uschuldig Chind e so lid'n mieße? Daruf säge d'r Vat'r: einmal schinert weg'n selle's nime lidu und duo si's ohoich schidig un uf um Tätzsch g'storb'n. — Es Zitlin derna si's d'r Wuott'r erschin'n und hei dra g'off'nbarut, daß's nuch e halb Stund für d'n Vat'r im Jägfür hei mieß'n lid'n, eh wan daß's hei chön'n in Himm'l chon. — So wisse mu nie für well's d'uschuldigu Chindlin, mieße lid'n und selle keis säge, für mich bruch't's de nit hie und nit da z'lid'n, das ist Gott aleinigu bikannt.

Das sonderbare Gemsthtier.

(Fortsetzung des Vorigen.)

Ender danna dasch disch'm Chind uf d'n Tod gibeitut heind, und d'Lit, wie's geid, mit en andern gidorfut, so säge e Jäger, er hei oich einesti g'hört erzäll'n, daß e Jäger im Baldschiederthal hei well'n z'ener Gemsthu schieß'n. Z'G'wehr verläge mu und wie'r uifg'seh, so si mu diß Thier under d'n Digu weg chon, er wisse nit wie. Es si denn en bösche Jäger g'sin und gitroff'n hätt'r scha g'wiß und endlich. — Na e schupli Jahr'n gange dische Jäger bis z'Meiland. Us em aschoinlich'n Quis riefte mu e hibschi, weßlich'i Froiw embrab und thie mu Wischtung, z'ihra z'chon und frege 'ni: Ob er schia nid b'chenne? schi si oich im Wallis g'sin. — Nenei; dara chen' er schich einmal gar nid gäh'n, ver-setzte dra dische, und düo fä'sch mu duo an z'all'n. Daß'sch e so e jungi Schgoitsa es Meitschi si g'sin, heisch allerlei Bi-geb'nheite g'les'n. — Was für es donnerschierigs' nett's Läbe z'Chiejer-, Hieter- und Jägerläbe wä und e so settig's; und was heisch z'thuon, und wüsche vor em alt'n Bibli: wesch grad chönti en Gembscha si, de weltisch d'Jäger recht z'm Narr ha und spring'n und lustigi si und uber alli Gänder fahr'n. Und was bigegne dra? di vermaladrat Hara — das alt Wibug'sicht, si e rehti Helin g'sin und die hei scha ohoid in es Gemsthtier verwandlut, bis daß dri Jäger uf schia gizahlet hei. Entgangesch mu, so chennesch mum heim ga Mam-jell si und sust heisch denn d'n Lohn für ihra fūrgeb'n Wüsche ... D'r Dritt'n, wa uf schia gizahlet, si er g'si — aber, es hei schäzesch auch nid sell'n sin — noh gang'n si's dra den asafershammt und da na b'chenne schi ihn'n. — Settig Gemsthe git's es deich'n feinu meh! —

* * * * *

Todtenprozession in Sitten.

(Von Professor Henzen.)

Viel wird unter dem Volke erzählt von Todtenprozessionen und mitternächtlichen Geisterwanderungen. Es gibt manche Personen, meist weiblichen Geschlechtes, auch Temper- (Quatember-) Kinder genannt, welche

eine eigene Gabe haben, solche Prozeffionen zu schauen. Da sind es oft lange Reihen von unbekannten Todten, an die sich die Gestalten einiger bekannter Verstorbenen oder noch Lebenden anschließen, von denen man vermuthet, daß sie die ersten in's Geisterreich hinüberwandern werden. Uns auffallend ist es, daß diese Todtenschau nicht selten sich erwahrt. Oft werden auch Lebende hineingezogen und müssen mitwandern. So ging es einem Manne in Sitten, als er eines Abends spät über den Kirchhof wandelte. Wie er bei der großen Kirchthüre vorbei wollte, trat eben ein langer Zug verschleierter und in weiße Kleider gehüllter Beter heraus, der sich nach der St. Theodulskirche richtete. Alle trugen brennende Kerzen in den Händen und es war als rauschte gewaltiger Wind durch die Wipfel der Bäume. Als der Letzte aus der Kirche trat, bot er dem stummen Beobachter auch eine brennende Kerze. Wie er die Kerze ansaßte, durchrieselte kalter Schauer seine Glieder; er wollte fliehen und doch zog es ihn hin, den geheimnißvollen Zug zu dieser ungewöhnlichen Stunde mitzumachen. Er nahm sich ein Herz und ging mit. Eben schlug es zwölf Uhr und die dumpfen Schläge mischten sich seltsam in den unverständlichen Chor der Beter. Die ganze Theodulskirche stand in hellen Flammen und schien dicht gefüllt; unser Erzähler befand sich allein da unter Unbekannten, obwohl ihm mehrere Gestalten als ganz bekannt vorkamen. Eine Stunde verging, er wußte nicht, wie lang oder kurz sie war, so hatte ihm das seltsame Schauspiel die Sinne verwirrt. Und mit Schlag ein Uhr, husch! da löschten alle Kerzen aus, und durch die öden Räume rauscht es wie wenn Schädel und Todtengerippe an einander stoßen, und der verwegene Beobachter befindet sich ganz allein in der stockfinstern Nacht und hält statt der Kerze einen Knochen in der Hand. — Die St. Theodulskirche blieb früher Tag und Nacht offen, weil da das Todesangstglöcklein geläutet wird, wenn Jemand stirbt.

167.

Der Geishirt und der rothe Wein.

(Von demselben.)




in Geishirt kam alle Abende lustig zur Sennhütte zurück. Da sagten die Aelpler: „Die Geismilch kann ihn nicht so lustig machen.“ Sie spionirten ihm nach und sahen, daß er sich zu oberst des Waldes auf den

Bauch legte und d's Mul an's Galtji andrückte. Wie sie nun näher gingen, fanden sie, daß in der Erde ein Faß rother Wein war, den der Weinstein nicht zerrinnen ließ. Der Geishirt hatte ein Loch hineingebohrt und nachdem er herausgezogen dasselbe jedes Mal wieder zugestopft.

168.

Die jungen Schatzgräber.


(Ebenso.)

wei Knaben sprachen mit einander über Schatzgraben: „D'Schätz hed der Tisel im G'walt.“ — „Dee muß der isch Geld bringe.“ — „Ja aber dem d's Jaggi muß Geld bringe, darf nid gar braf sin.“ — „Gott is g'lobt, das wär' ich.“

169.

Das übersilberte Wasser.


(Ebenso.)

hemals wußte man von keinem Eis. An einem kalten Wintermorgen fing der Trog (Brunen) an zu überfrieren. Da sprach eine Tochter, die nie Eisch (Eis) gesehen, zu ihrem Vater: „Jez hein mer Rit danna z'gann, z'Wasser fahd an z'übersilbern.“

170.

Der fromme Sonderling.

(Ebenso.)

n Löttschen lebte vor Zeiten ein frommer braver Bauer. Der war aber auch Sonderling und machte nicht wie andere Leute. Er wohnte in Rühmatt, wo eine gnadenreiche Muttergotteskapelle steht. Im Winter kam er nie zur Kirche, sondern diente Gott nach seiner Art, in dem er sagte, er habe die Messe, ohne daß er so weit

gehe. Der Ortspfarrer wollte jedoch die Sache nicht so hingehen lassen, weil der Mann nie zu den hl. Sakramenten kam, selbst an Dtern nicht. Er ließ ihm also melden, er habe seine Pflicht wie die Andern zu erfüllen. Nach mehrmaliger Aufforderung erschien er nun eines schönen Morgens in der Kirche und trat in die Sakristei zum Pfarrer und sprach: „Ich komme, weil Sie es so haben wollen; doch erlauben Sie mir, daß ich meinen Hut aufhänge. Da der Sonnenstrahl, der in den Staub hineinscheint, einen dunkeln Streifen bildet, hängte er seinen Hut so in das Blaue hinein und er blieb hängen. Wie der Pfarrer dieses sah, stand er auf und ließ den frommen Mann ziehen, indem er erkannte, daß derselbe von einem höhern Geiste geführt werde.



Inhaltsverzeichnis.

Erster Theil.

Nr.	Vorrede.	Seite.
1.	Das Sagenthal Metsch und seine Gletscher . . .	1.
2.	Das Gastmahl um Witternacht	6.
3.	Der Fuchs in Geimu	9.
4.	Der Goldbrunnen	10.
5.	Das entführte Kind	11.
6.	Das Wirthshaus	11.
7.	Das geizige Weib	12.
8.	Die armen Seelen im Metschgletscher	13.
9.	Die edle Mailänderin	13.
10.	Die Engelmesse	16.
11.	Die Todtenprozession — Gratzug	17.
12.	Die Wunder der hl. Nacht	19.
13.	Die Gräfin zu den Tischen	20.
14.	Der Teufelstritt	22.
15.	Der Schwinger	24.
16.	Die Erscheinung nach dem Tode	25.
17.	Strafe des verborgenen Tanzes	26.
18.	Schoch, d'Altschmidja spinnt noch!	26.
19.	Der Geiger nach dem Tod	28.
20.	Der Schatz im Schloß Agaren	28.
21.	Die Kapelle z'en Hochflühen	30.
22.	Das wandelnde Nachtlcht	31.
23.	Die Rechentafel im Gemeindegauß	32.
24.	Aroleid	32.
25.	Das graue Männlein	33.
26.	Der Marchenverfälscher	33.
27.	Der Tauben- und der St. Antoni-Wald	34.
28.	Der Kirchthurm, Glocken und Kirche in Naters	34.
29.	Das Schloß Urnäsaß in Naters	36.
30.	Die Ruine des Schlosses auf der Flue in Naters	36.

Nro.	Seite.
31. Das Haus von Georg Supersaxo in Naters . . .	37.
32. Die Burg Weingarten in Naters	37.
33. Das Natterloch in Naters	38.
34. Die weiße Gemse	39.
35. Die Zauchzerin	39.
36. Die unterirdischen Gänge	40.
37. Der Todtentanz	40.
38. Der Lachergeist	42.
39. Berggeister	43.
40. Die todte Frau	44.
41. Der Schatz auf den Bleichnen	45.
42. Ein Märchen	46.
43. Der Kollibock	47.
44. Der Hochgebirgsbozo	48.
45. Die Nachlichter in Eggerberg	49.
46. Der Munkistein	49.
47. Der Mörderstein im Pfiswald	50.
48. Die todte Hand	50.
49. Der Traum eines Bermatter's	51.
50. Der Bozo z'en Höstegen in Saas	52.
51. Der Todtengang von Belwald	53.
52. Der gefundene Todte	55.
53. D's Morisch Loch in Bermatt	55.
54. Die Grubenplatte	56.
55. Der Bärenfaller	57.
56. Die Todtenlichter	58.
57. Ein Volchgang	58.
58. Die Todtentrommel	59.
59. Das Dorf auf der Theodul-Ebene	60.
60. Das Toggi	61.
61. Das sich verwundernde Göttwerggi	62.
62. Die Milchdiebe	63.
63. Die Godwerji-Hausfrau	64.
64. Die Heze am Stafel	64.
65. Die Heze in den Bächen	65.
66. Der Bozo im Biffigwald	66.
67. Neueste Geistererscheinungen	67.
68. Das Zittern der Aspe	69.
69. Die bestrafte Verwegenheit	69.
70. Die Muttergottes am Felsen	70.
71. Das Paradies der Thiere	71.
72. Die Stunde ist da — aber der Mann noch nicht	72.

Nro.	Seite.
73. Der Bratenwender	73.
74. Das silberne Hufeisen	75.
75. Der Bala-Bach	76.
76. Der Schalbetgletscher	77.
77. Der Welt Dank	78.
78. Der unglückliche Schuß	79.
79. Noch ein unglücklicher Schuß	80.
80. Das nächtliche Regelspiel in der Kirche	81.
81. Das sonderbare Gesicht	82.

Sagen in der Volkssprache.

82. Der Teufel als Base	83.
83. Der Geist im Erbjii	86.
84. Die fliegenden Drachen	86.
85. Das Geistertragen	87.
86. D's Wetter ist guot	88.
87. Geistergeschichte vom Hanig	88.
88. Boltergeist auf'm Hanig	89.
89. Der g'fleckot Hund	90.
90. Die Wisfle hassen das Pfeiffen	90.
91. Der Bozo am Blattu-Schuß in Emd	91.
92. Herengeschichte	91.
93. Der Untergang von Täsch	92.
94. Hundert Jahre nur eine Nacht	93.
95. Das Marflu vom Zermatter	93.
96. Di Bettler drölunt aber Spiz	94.
97. Rache, Rache!	95.
98. Der ewige Jud auf dem Theodulpäß	95.
99. Mit de Todtu ist nit z'g'paßu	96.
100. Das Hozhaus in Naters	97.
Schlußwort	99.

Zweiter Theil.

Vorrede	103.
-------------------	------

I. Sagen aus der Landesgeschichte.

1. Das veränderte Klima im Wallis	105.
2. Das isländische Moos	108.
3. Die Meltsfajalpe	108.

Nro.	Seite.
4. Die St. Jodern-Rufe	109.
5. Die St. Jodern-Glocke	110.
6. Ein Kampf in der Distelalp — Saasthal	111.
7. Die Schlacht auf Lichbrittern — Zermatt	112.
8. Karl unter den Weibern	113.
9. Ein Alpenkrieg im Sanetsch-Thale	113.
10. Der Kopf als Bote	114.
11. Die Mannenmittwoche in Visp	115.
12. Bischof Tavelli's Tod	117.
13. Belagerung der Burg Niedergesteln	118.
14. Heldentod des Thomas Zunderbinnen	119.
15. Die Muttergottes auf der Stadtmauer in Sitten	119.
16. Ein Husarengesecht im Pfinkrieg	120.
17. Die Franzosen in Visp	122.

II. Sagen aus der Ortsgeschichte.

18. Der Schlangenbann im Visperthal	124.
19. Die Schlangen in Unterberg	126.
20. Die drei Drachen in Saas	127.
21. Der Schatz auf dem Siwiboden	129.
22. Die Wischabel	130.
23. Der Bergsteiger	131.
24. Die Murrenhühner des Saasthales	132.
25. Die Heuschrecken auf dem Gletscher	134.
26. Die St. Kümmernuß in Naters	135.
27. Der große Tod in Naters	136.
28. Die Pest in Stalden	137.
29. Die Pest in Zermatt	137.
30. Der erste Maier in Rippen	138.
31. Der zukünftige See in St. Niklaus	139.
32. Die Kirche in St. Niklaus	140.
33. Die St. Josephs-Kapelle in Visperterminen	141.
34. Die Ernerwaldkapelle	142.
35. Die Kapelle im Turtmannthal	142.
36. Die Wallfahrtskapelle in Theel — bei Leuf	143.
37. Die neue Kapelle im Mayenberg	144.
38. Das Pferd als Schiedsrichter	145.
39. Der böse Hänzli	145.
40. Das Gemeingeld	146.
41. Die wunderbare Rettung	147.
42. Der Baron im Eich	148.
43. Der Thurm z'Roten in Emd	148.

Nro.	Seite.
44. Das fliegende Ungethüm	149.
45. Das verwunschene Fräulein in Gerunda	150.
46. Die heiligen Drillingsbrüder	151.
47. Die Pfarreistiftung	152.

III. Sonderbare Sagen.

48. Die Folter	154.
49. Der sonderbare Traum	157.
50. Das Halseisen	157.
51. Kraft der Alten	158.
52. Der handfeste Heinzmann	159.
53. Der Zweikampf	160.
54. Der Kastlan	161.
55. Die Godwerdjini im Raters-Berge	162.
56. Hebammenlohn einer Zigeunerin	164.
57. Das leere Weihwassergeschirr	164.
58. Der Traubendieb	166.
59. Das offene Bekenntniß	166.
60. Die belehrende Feuersbrunst	168.
61. Die dreifache Noth	169.
62. Die theuere Hozdecke	170.
63. Die Thurm-Glocke	171.
65. Der Schatz im Theelwäldchen	172.
66. Das unerwartet abgebrochene Schauspiel	173.
67. Die sonderbare Warnung	175.
68. Werth der Unschuld	176.

IV. Traurige Sagen.

69. Das unausweichbare Verhängniß	177.
70. Der strenge Richter	179.
71. Das vollzogene Todesurtheil	180.
72. Die sorglose Mutter	181.
73. Die unvorsichtige Mutter	181.
74. Die sorgende Mutter	182.
75. Der traurig erfüllte Wunsch	183.
76. Der Mordstein	184.
77. Das Schaflaufen	185.
78. Die Schlittensfahrt	186.
79. Untergang von Groß-Ernen	187.
80. Die verlorne Boralpe	188.
81. Untergang der Blümlizalp	189.
82. Der betrogene Spudmacher	189.

Nro.	Seite
83. Der unglückliche Alpkesseldieb	191.
84. Die erfüllte Weissagung	192.
85. Die nackenden Kinder	193.
86. Mord und Bergsturz in Madsand — St. Niklaus	193.
87. Brudermord am Mörjerberg	195.
88. Brudermord in der Belalpe	195.
89. Der Mord in der Markuskirche bei Gondo	196.
90. Der verunglückte Kreuzaufstecker in Visp	197.

V. Zauber- und Hexengeschichten.

91. Zauber geschichten in der Augstbortalpe	199.
92. Die Hexe im Heggdorn	200.
93. Der schwarze Vogel	202.
94. Der betrogene Fuchs	202.
95. Die fleißige Gesellschäfterin	204.
96. Der gefräßige Wolf	204.
97. Das herzhafte Weib	205.
98. Das Unthier auf dem Arbberg — Zermatt	206.
99. Der nothleidende Wolf	207.
100. Der Wolf in der Grieskummen — Zermatt	208.
101. Der Feldhüter	208.
102. Der übelzugerichtete Liebhaber	209.
103. Eine Jagd-Zauberei	210.

VI. Todtenerscheinungen.

104. Der Gratzug	211.
105. Die Todten an den Seelentagen	214.
106. Zwei Rühe an einer Kette	215.
107. Die Todtenprozession	217.
108. Der zu frühe Tod	217.
109. Bitte einer verstorbenen Mutter	218.
110. Der todte Priester	219.
111. Der eilende Todte	219.
112. Der klagende Todte	220.
113. Der bittende Todte	220.
114. Der belohnende Todte	221.
115. Der Todte mit der feurigen Marke	222.
116. Freudungsang einer armen Seele	223.
117. Die Weinverfälscherin	223.
118. Der fremde Lichhändler	224.
119. Der Gewaltshaber Müller	225.

VII. Geistererscheinungen.

120. Der Zaucher-Boze	228.
121. Der Wanderboze	230.
122. Der Luzger-Boze	230.
123. Das Geisterhaus in der Mörjeralpe	231.
124. Die Hobbachspinnerin	233.
125. Der sonderbare Kranke	234.
126. Der Hohlichtboze	235.
127. Die drei Geister am Riedberg — Zermatt	236.
128. Der Geist des Eidschwörers	237.
129. Der Geist des unvorsichtigen Tänzers	238.
130. Der Neckboze	239.
131. Die Plaggeister	239.
132. Die rothen Strümpfe	240.
133. Das dreibeinige Roß in Sitten	241.
134. Das dreibeinige Roß in Enggersch	243.
135. Die kopflose Reiterei	244.
136. Das schwarze Hündchen	244.
137. Die feurigen Reiter	245.
138. Das Kreuzlein beim Tanzvolt	245.
139. Das rothe Schwein	246.
140. Der Waldbtanz	247.

VIII. Satansgeschichten.

141. Die Spinnerin	248.
142. Der Alpenspuß	249.
143. Der weiße Geist	250.
144. Die Verführerin	251.
145. Satan und das Weihwasser	251.
146. Das grüne Männlein im Theel — bei Leuf	252.
147. Der schwarze Bub	254.
148. Der dienstfertige Satan	254.
149. Das Hufeisen und die Haarflechte	255.
150. Der Teufelsschuß	256.
151. Das Teufelshaus	257.
152. Die wohlfeile Brücke	259.
153. Die Grenzmarke	261.
154. Die störischen Satansgeister	262.

Sagen in der Volkssprache.

155. Der Tamatterhans	263.
156. Antufuhans	264.

Nro.	Seite.
157. D's ful Geishirtji	264.
158. E's Schwi mit zwei Chepfu	265.
159. Der Chlopfer uf um Rigg	265.
160. Der barmherzig Chinig	266.
161. Der Tiful hilft	266.
162. Die Räuber im Pfinwald	267.
163. Die Vorladung vor Gottesgericht	269.
164. Das lidend Chindli im Todbett	270.
165. Das sonderbare Genscht hier	271.

* * *

* * *

* * *

166. Todtenprozession in Sitten	271.
167. Der Geishirt und der rothe Wein	272.
168. Die jungen Schatzgräber	273.
169. Das übersilberte Wasser	273.
170. Der fromme Sonderling	273.



• Berichtigungen.

Seite:	Zeile:	Seite:	Zeile:	Seite:	Zeile:	Zu lesen:
IV	2	von oben,	Eggels, eine	Eggel, eines		
6	11	" "	daß im	daß ihm		
6	6	" unten	Mantel	Mäntel		
7	24	" "	seße	sezte		
7	6	" "	beitere — finstere	beitern, theils finstern		
7	2	" "	Diamaten	Diamanten		
8	1	" oben	mit der. hübschen	tranken den hübschen		
9	4	" "	flatschen	flatschten		
31	13	" unten	6 Uhr	5 Uhr		
43	13	" oben	erhallten	wiederhallten		
45	15	" "	heines	kleines		
52	7	" "	ha	hå		
52	11	" unten	bleib	blieb		
53	16	" "	das Ort	den Ort		
58	7	" "	straben	starben		
70	13	" oben	Tedt	Todte		
76	13	" "	Kirche	Kapelle		
80	10	" "	angeschlossene	angeschlossene		
93	6	" "	g'heisut	g'heissu		
97	7	" "	Holzhaus (Titel)	Holzhaus		
98	1	" "	Jani	Kärber: Jani		
98	3	" unten	Holz hüsch	Holz hüsch		
99	7	" oben	Zu heise	Zu heise		
109	5	" "	in	ihn		
114	10	" "	Rabé	Prabé		
125	12	" unten	wolle	wollen		
130	4	" oben	Leide	Leid		
137	2	" "	Sakaram	Safram		
153	13	" unten	zum	zu		





F. ODERMATT
Relieur
SION

